

Indogermanische Forschungen

Zeitschrift für Indogermanistik
und allgemeine Sprachwissenschaft

Begründet von
Karl Brugmann und Wilhelm Streitberg

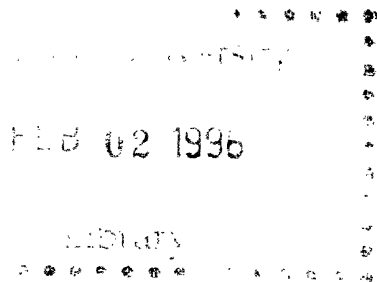
Herausgegeben von
Wolfgang P. Schmid

100. Band 1995



Walter de Gruyter · Berlin · New York

Alle für die **Indogermanischen Forschungen** bestimmten **Aufsätze** und **kleineren Beiträge** (größere Arbeiten nicht ohne vorherige Anfrage) sowie **alle Rezensionsexemplare** sind an Prof. Dr. Wolfgang P. Schmid, Schladeberg 20, D-37133 Friedland zu richten.



⊗ Printed on acid-free paper which falls within the guidelines of the ANSI to ensure permanence and durability.

© Copyright 1995 by Walter de Gruyter & Co., D-10785 Berlin

All rights reserved, including those of translation into foreign languages.

No part of this journal may be reproduced or transmitted in any form or by any means, electronic or mechanical, including photocopy, recording, or any information storage or retrieval system, without permission in writing from the publisher.

Copying in the USA!

Authorization to photocopy items for internal or personal use, or for the internal or personal use of specific client, is granted by Walter de Gruyter, for libraries and other users registered with the Copyright Clearance Center (CCC) Transactional Reporting Service, provided that the base fee of US \$ 3.00 per copy is paid to CCC, 222 Rosewood Drive, Danvers, MA 01923, USA. 0019-7262/95

© by Walter de Gruyter & Co. · Berlin · New York

Printed in Germany
ISSN 0019-7262

Typesetting and printing: Hubert & Co., Göttingen
Binding: Fuhrmann KG, Berlin

Indexed in Current Contents

Inhalt

I. Aufsätze

Willems Klaas. Sprache und Sprachgemeinschaft. Überlegungen zu den Voraussetzungen des ‚Sprachapriori‘ in Linguistik und Philosophie	1
Blasco Ferrer Eduardo. Across Linguistics: Towards a Functional Theory of Variation and Linguistic Change	77
Woodhouse Robert. Proto Indo-European Injective Asperes	92
Shields, Jr. Kenneth. On the Origin of the Indo-European Feminine Gender Category	101
Wolf George. Derivation and Morpho-syntactic Change: the Indo-European Attributive Genitive	109
Orel Vladimir. Indo-European Notes	116
Ehrenfellner Ulrike. Etymologie von ai. <i>yáthā</i> und lat. <i>ut</i>	129
Bonfante G. La nazionalità dei Troiani e dei loro alleati	135
Boretzky Norbert. Armenisches im Zigeunerischen (Romani und Lomavren)	137
Topalli Kolec. Les conditions phonétiques de la diphtongaison de la voyelle -o- en albanais	156
García-Hernández Benjamín. Die Evolution des lat. <i>sub</i> und die Urbedeutung des idg. <i>*(s)upo</i>	163
Wenskus Otta. Triggering und Einschaltung griechischer Formen in lateinischer Prosa	172
García-Jurado F. Die Syntax der <i>uerba uestiendi</i> im archaischen Latein .	193
Rosén Haiim B. Lat. <i>rete</i>	210
Peeters Christian. Proto-Germanic Intervocalic <i>*X</i> in Old English	213
Sawicki Lea. Constructions Containing Designations of Parts of the Body in Lithuanian	214
Butkus Alvydas. The Lithuanian Nicknames of Ethnonymic Origin	223
Grinaveckis Vladas. Zur Sprache der Vögel, Haus- und Wildtiere (auf Grund der niederlitauischen Mundarten)	229
van Loon Jozef, Wouters Annelies. Ist der Flußname <i>Arne</i> (Seeland) alteuropäisch?	238
Coates Richard. The Place-Name <i>Owermoigne</i> , Dorset, England	244

II. Besprechungsaufsatz

Doerfer Gerhard. The Recent Development of Nostratism	252
---	-----

III. Besprechungen

Florilegium Historiographiae Linguisticae. Études d'historiographie de la linguistique et de grammaire comparée à la mémoire de Maurice Leroy (Karl Horst Schmidt)	268
--	-----

VI

Inhalt

Wörterbücher - Dictionaries - Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie (Eckhard Eggers)	271
Samadi M. Das chwaresmische Verbum (Dieter Weber)	275
Jungmann Paul, Weitenberg, J. J. A. Reverse Analytical Dictionary of Classical Armenian (Rüdiger Schmitt)	278
Sprachen und Schriften des antiken Mittelmeerraums. Festschrift f. Jürgen Untermann zum 65. Geburtstag (Karl Horst Schmidt)	280
Plath Robert. Der Streitwagen und seine Teile im frühen Griechischen. Sprachliche Untersuchungen zu den mykenischen Texten und zum homerischen Epos (Rüdiger Schmitt)	284
Indogermanica et Italica. Festschrift f. Helmut Rix zum 65. Geburtstag (Karl Horst Schmidt)	288
Vidén Gunhild. Women in Roman Literature. Attitudes of Authors under the Early Empire (Otta Wenskus)	292
Los Celtas: Hispania y Europa. Dirigido por Martín Almagro-Gorbea (Karl Horst Schmidt)	293
Lewis Henry, Piette J. R. F. Handbuch des Mittelbretonischen. Dt. Bearbeitung v. Stefan Zimmer (Dieter Weber)	297
Lewis Henry. Handbuch des Mittelkornischen. Dt. Bearbeitung v. Wolfgang Meid (Dieter Weber)	297
Bammesberger Alfred. Der Aufbau des germanischen Verbalsystems (Jürgen Udolph)	298
Van Durme L. Toponymie van Velzeke-Ruddershove en Bochoute (Jürgen Udolph)	301
Tajima Matsuji. Old and Middle English Language Studies: A Classified Bibliography, 1923-1985 (Reinhard Gleißner)	304
Kleiber Wolfgang (Hrsg.). Wortatlas der kontinentalgermanischen Winzertermiologie (WKW.) (Peter Wiesinger)	308
Köbler Gerhard. Wörterbuch des althochdeutschen Sprachschatzes (Hans Ulrich Schmid)	314
Meineke Eckhard. Abstraktbildungen im Althochdeutschen, Wege zur ihrer Erschließung (Dr. Evelyn Frey)	317
Ammon Ulrich. Die internationale Stellung der deutschen Sprache (Herbert Blume)	320
Werneburg A. Die Namen der Ortschaften und Wüstungen Thüringens (Jürgen Udolph)	326
Slavistische Studien zum IX. Internationalen Slavistenkongreß in Kiev 1983 (Jürgen Udolph)	328
Obščeslavjanskij lingvističeskij atlas (Jürgen Udolph)	330
Shevelov Geroe Y. In and around Kiev (Eckhard Eggers)	332

I. AUFSÄTZE

Sprache und Sprachgemeinschaft

Überlegungen zu den Voraussetzungen des ‚Sprachapriori‘ in Linguistik und Philosophie

„Auf der einen Seite steht das Kulturgut Sprache als unpersönliches soziales Objektgebilde, auf der anderen die Sprachgemeinschaft als überpersönliches soziales Objektgebilde“ (Weisgerber 1931/1959: 603).

1. Einführung und methodologische Vorüberlegungen

1.1. Während die Sprache bereits seit den Griechen immer wieder zum Thema der Reflexion wurde, hat es lange gedauert, ehe die Gruppe von Menschen, die Sprache *sprechen*, in den Überlegungen einen ebenbürtigen Platz fand. Erst Hamann, Herder, Humboldt, Grimm, Schlegel, Schleicher u. a. machten explizit darauf aufmerksam, daß Sprache mehr als nur individuelle Gültigkeit besitzt und nur einseitig verstanden werden kann, wenn dieser Aspekt nicht von Anfang an in die Überlegungen einbezogen wird. So evident die Einsicht in diese, wie wir heute sagen, Intersubjektivität (oder Alterität) des Sprechens auf den ersten Blick erscheinen mag, so intrikat erwies es sich dennoch, dem Phänomen in hinlänglich begründeter Weise gerecht zu werden. Das geht bereits aus Schleichers Charakterisierung hervor, bei der Sprache als ein vom einzelnen Sprecher jeweils unabhängiger „natürlicher Organismus“ aufgeführt wird, einer Charakterisierung, die auch etwa bei Grimm und, wenn auch in anderem Sinne und mehr nur dem Wortlaut nach, bereits bei Humboldt begegnet. Während aber diese Charakterisierung insofern entschuldbar ist, als die noch junge Wissenschaft der Sprache oft am Leitfaden der riesig erfolgreichen Naturwissenschaft gleichsam ihre eigene Existenz zu sichern hatte, nimmt es wunder, daß solchen

Lehren später in einflußreichen soziologischen Traktaten eine scheinbar solide Basis gegeben wurde, um von dorthier einen Einfluß auszuüben, der bis in unsere Tage ungebrochen andauert – ja, seit kurzem sogar auf verstärkte Zustimmung rechnen kann –, ohne daß dem eine gründliche Betrachtung gewidmet zu werden scheint. Und seit de Saussure und Weisgerber wissen wir, wie empfänglich die Sprachwissenschaft für soziologisches Denken ist.

Nicht nur Durkheim transformiert mit seiner Lehre des „fait“ sozial-geschichtliche Intersubjektivität ins „Überpersönliche“, eine Lehre, die aufgrund ihrer Verwertung durch keinen Geringeren als de Saussure einen gewaltigen Stempel auf die Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts drücken sollte. Im deutschen Sprachraum war es v. a. Vierkandt, dessen soziologische Anschauungen, die denjenigen Durkheims gelegentlich sehr ähnlich sind, großen Einfluß ausüben sollten. Wie Durkheim definiert Vierkandt ein „soziales Objektgebilde“, worunter er die menschliche Sprache faßt, als „supraindividuelle“ Gegebenheit, an der das Individuum nur Anteil habe, das aber in der Masse der Gesellschaft, nicht in der Summe der Beteiligten, anzusiedeln sei. Wie einflußreich diese Auffassung der Sprache als „un-“ bzw. „überpersönliches“ Kulturgebilde nicht der Sprechenden, sondern einer *transzendenten Sprachgemeinschaft* ist¹, läßt sich heute am deutlichsten an den sprachtheoretischen Voraussetzungen einer philosophischen Strömung wie der Transzendentalpragmatik ablesen. Und das ist für das allgemeine Sprachstudium um so mehr von Interesse, als doch die Transzendentalpragmatik dafür nicht nur auf Peirce, Wittgenstein u. a., sondern explizit auch auf die „inhaltbezogene Grammatik“ verweist, deren Initiator, Weisgerber, sich seinerseits aber bekanntlich v. a. auf Vierkandts so-

¹ Es sei ganz zu Anfang hervorgehoben, daß man in der Entwicklung der „inhaltbezogenen“ Grammatik Weisgerbers ursprüngliche terminologische Unterscheidung zwischen dem „unpersönlichen“ Gebilde Sprache (siehe Weisgerber 1929: 61 und 1931/1959: 603) und dem „überpersönlichen“ Gebilde Sprachgemeinschaft nicht beibehalten hat; nur das Wort „überpersönlich“ setzte sich durch. Übrigens scheint jene terminologische Unterscheidung, die auf Vierkandts Charakterisierung des „unpersönlichen“ Kulturgutes zurückging, auch kaum begrifflichen Stellenwert gehabt zu haben. Freilich ist es an sich interessant, daß das Gut das Prädikat „unpersönlich“ erhielt, während der Gruppe von Menschen, die das Gut „trägt“, das Prädikat „überpersönlich“ zuteil wurde (die Sprache sei eine „Wirklichkeit in der Gesamtheit“ und damit „über“ dem Einzelnen“, 1929: 46).

ziologische Thesen stützte. Es ist wohl kaum übertrieben, zu sagen, daß die „Kommunikationsgemeinschaft“ das A und O von Apels Ansatz bildet, und wenn sich Apel² auf Weisgerber (seinen „Lehrer“³) bezieht⁴, wo er die „inhaltliche“ Funktion der Sprache und die Rolle der Gemeinschaft, die Sprache besitze, als die beiden Komponenten seines Apriori hervorhebt, dann ist das auf jeden Fall eine weittragende Entscheidung, die gründlich reflektiert werden soll. Und der Kreis schließt sich, wenn es heißt, die Einsicht, die Sprache spreche ein Volk, stamme ursprünglich von Humboldt, der der Intersubjektivität der sprachlichen Tätigkeit erstmals sowohl philosophisch als auch über gewaltige Detailforschung einen begründeten Status zu geben suchte und damit für Weisgerber entscheidende Bedeutung gewann.

Im folgenden soll denn auch der Frage nachgegangen werden, auf welche Art und Weise der „un-“ bzw. „überpersönliche“ Charakter der Sprache und der Vorzug der Sprachgemeinschaft vor dem sprechenden Individuum, insofern sie sowohl in sprachwissenschaftlichen als in philosophischen Untersuchungen die zwei Komponenten des „Sprachapriori“ bilden, gerechtfertigt werden.⁵ Im Zentrum der Ausführungen stehen die „inhaltbezogene Sprachbetrachtung“ Weisgerbers (als Vertreter der Linguistik) und die „Transzendentalpragmatik“ Apels (als Vertreter der Philosophie). Welche sind die Voraussetzungen ihrer jeweiligen Begriffe von Sprache und Sprachgemeinschaft, wie bestimmen sich die beiden Begriffe gegenseitig und zu welchen spezifisch dialektischen Ergebnissen führt jenes zweigliedrige Sprachapriori in der Reflexion? Zweck des Beitrages ist somit, eine Kritik derjenigen Grundlage zu liefern, auf der das heute für selbstverständlich gehaltene Theorem der „Sprache einer Sprachgemeinschaft“ in Linguistik und Philosophie beruht. Dabei

² Gippers „alter Weggefährte aus der Bonner Zeit“ (Gipper 1982: 221 und 1987: 18).

³ Apel 1963/1980: 15.

⁴ Siehe Apel 1963/1980: 25 ff., 39 ff., 61 ff. und 1973, I: 106–137. Bei der letztgenannten Belegstelle handelt es sich um einen wieder abgedruckten Aufsatz, der zuerst 1959 in der Festschrift für L. Weisgerber (H. Gipper Hg., 1959) erschienen war.

⁵ Den Begriff „Sprachapriori“ nimmt Gipper als sein Geisteskind in Anspruch, er habe ihn ungefähr seit der Mitte der 60er Jahre unter dem Einfluß von Texten von Heintel und Apel geprägt (Gipper 1987: 17).

steht nicht zur Diskussion, *ob* die Sprache objektiv und die Sprachgemeinschaft real ist und auch nicht, *ob* die Sprache bestimmend ist für die Erkenntnis und die Sprachgemeinschaft bestimmend für den einzelnen Sprechenden, denn die Triftigkeit dieser Befunde darf als gesichert vorausgesetzt werden. Auch die Triftigkeit der Forderung, daß alle philosophische Reflexion nicht ohne grundsätzliche Berücksichtigung der Sprache auskommt, wird als zweifellos gültig anerkannt. Zur Diskussion steht aber *die Weise, wie* diesem Verhältnis zwischen Sprache und Sprachgemeinschaft in der neuzeitlichen Linguistik und Philosophie Rechnung getragen wird. Und wenn gefragt wird, welche die Voraussetzungen und Konsequenzen der jeweils zur Geltung gebrachten Weisen der Begründung – sowohl im ideellen als im reellen Sinne – sind, dann geschieht dies in der Hoffnung, auf diese Weise eine kritische Klärung nicht so sehr des Apriori „sprachliches Kulturgut einer Gemeinschaft“ selbst, sondern der möglichen Reflexion auf ein solches Apriori wenigstens versuchsweise in die Wege zu leiten, ... „welches“, um mit Kant zu sprechen, „schon sehr viel gewonnen ist“.⁶

1.2. Die besondere Betonung der Tatsache, daß die Sprache ein soziales Gebilde ist und daß der einzelne Sprecher immer in einer Sprachgemeinschaft tätig ist, demzufolge das Sein der Sprache immer intersubjektives Sein ist, läßt sich nicht richtig einschätzen, wenn man dafür nur die Sprachwissenschaft ins Auge faßt.

Diejenigen, die mehr allgemeinwissenschaftlich die „sozial-gemeinschaftliche“ Perspektive in das Sprachdenken eingeführt haben, nebst Hamann v.a. Herder und Humboldt, waren anfänglich bestimmt nicht, und im Grunde niemals, nur-sprachwissenschaft-

⁶ Der ganzen Fülle von Themen, die sowohl in der „inhaltbezogenen Sprachbetrachtung“ als in der „Transzendentalpragmatik“ angeschnitten werden, kann der vorliegende Aufsatz selbstredend nur teilweise gerecht werden. Das wird man dem Aufsatz aber schwerlich als Mangel verübeln können, zumal in ihm ganz bewußt ein bestimmtes (wenn auch zentrales) Problem in den Fokus tritt. Und der kritische Kenner vornehmlich der „Transzendentalpragmatik“ wird hoffentlich darüber, daß er einiges vermißt, insbesondere Betrachtungen allgemeinerer philosophischer Tragweite bzw. solche zur Ethik (vgl. dazu etwa das hervorragende neueste Buch von Kuhlmann 1992), die Kritik der sprachlichen Komponente im zeitgenössischen Denken (in der Form eines doppelseitigen Apriori von „Sprache und Sprachgemeinschaft“) für nicht weniger wichtig halten, als sie tatsächlich ist.

lich an der Sprache interessiert. Sie interessierte in erster Instanz die allgemeinere Fragestellung nach der Typizität, und das heißt v.a. nach der Einheitlichkeit und der Verschiedenheit – ja der Einheitlichkeit *in* der Verschiedenheit – des Menschengeschlechts überhaupt, und es ist über dieses Interesse, daß sie zur hohen Einschätzung der Sprache gelangten. Dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß Männer wie Herder und Humboldt ihre Aufmerksamkeit einer erstaunlichen Verschiedenheit an Themen gewidmet haben, so daß es irreführend wäre, einseitig unter dem Blickwinkel der Sprache auf sie Bezug zu nehmen. Freilich widmete sich Humboldt schließlich viel stärker und viel „ausschliessender“⁷ als z. B. Herder dem Sprachstudium.

Dadurch werden wir nun aber rein theoretisch auf eine Möglichkeit, wenn nicht gar eine Gefahr, aufmerksam, die es gründlich zu überlegen gilt. Es ist durchaus denkbar, daß der soziale Charakter der Sprache und die Form der Intersubjektivität der Sprachgemeinschaft nicht einem der Sprachreflexion immanenten Gesichtspunkt entnommen werden und daß statt dessen die diesbezüglichen Begriffsbestimmungen anderswo herrühren und gleichsam über die Ausführungen der Sprachreflexion *stricto sensu* gestülpt werden. Diese Beobachtung, daß die Bestimmung des sozialen Charakters der Sprache auf eine Weise geschehen kann, die dem Sprachstudium extern ist, ist von großer Wichtigkeit. Zumal eine solche *Heteronomie* keineswegs grundlos zu sein braucht: Soziabilität erweist sich beispielsweise im Tierreich ohne (menschliche) Sprache als perfekt real. Das bedeutet, daß ständig gefragt werden muß, ob nicht Ansichten zum Sozial-Gemeinschaftlichen, die ihrerseits möglicherweise durchaus valabel sind, in ihrer Anwendung auf die Sprache den *autonomen* sozialen Charakter der Sprache zu verdrängen drohen.

Dieses theoretische Bedenken setzt freilich voraus, daß die Sprachreflexion selber legitimerweise den Bereich des Sozialen und der Gemeinschaft in bezug auf Sprache einbeziehen kann. Daß dies allerdings keine abermals von außen herangetragene Entscheidung ist, sondern daß es sich dabei um einen Anspruch handelt, der in der Tat ohne irgendwelche arbiträren Vorentscheidungen erhoben

⁷ So heißt es in einem Brief Humboldts an F.A. Wolf aus dem Jahre 1799, vgl. Trabant 1990: 37.

werden kann, die der Sprachreflexion äußerlich wären, kann man auf zwei Weisen dartun.

Entweder man entwickelt den Gedanken in synthetisch-methodischer Fassung vom rational-intuitiv nachvollziehbaren eidetischen Prinzip der Sprache selber her: die sog. „progressive Denkart“ im Sinne Kants, wie wir sie in puncto Sprachgemeinschaft wohl v. a. in den Schriften Humboldts bewundern können, in denen das philosophische und das historisch-empirische Sprachdenken jedenfalls ansatzweise eine bemerkenswerte Einheit bilden. Oder aber man nimmt „Ansichten“ zu Sprache und Sprachgemeinschaft zum Ausgangspunkt der Reflexion und setzt es sich zum Ziel, das Geleistete – in sog. „regressiver Denkart“ – auf seine jeweiligen Prämissen hin zu klären und zum „Leitfaden“⁸ prinzipieller erkenntniskritischer Reflexion zu machen. In diesem Beitrag wird die zweite Perspektive eingenommen.

2. Sprachwissenschaft und Soziologie

2.1. Vor allem seit der Untersuchung von Doroszewski⁹ kann als gesichert gelten, daß de Saussure sich für seine bemerkenswerte These, die Sprache sei als soziales System vom Individuum unabhängig („la langue, qui est sociale dans son essence et indépendante de l'individu“¹⁰), auf Durkheim stützt: „le langage est un fait social“¹¹. Vor allem Coseriu hat darauf hingewiesen, daß diese These unhaltbar ist¹². Er entlarvt das Durkheimsche „fait social“ als „sophistisches Produkt“, denn die von Durkheim postulierte Existenz des „fait“ „en dehors des consciences individuelles“¹³ beruht auf

⁸ Ein Begriff von Edmund Husserl, s. Husserliana Bd.III: § 150 „Ideen I“ und Bd.I: § 21 „Cartesianische Meditationen“.

⁹ Doroszewski 1933: 82 und 87 ff. Es handelt sich um einen Beitrag zum „N° Exceptionnel“ des „Journal de psychologie normale et pathologique“ aus dem Jahre 1933, das ganz dem Thema „Psychologie du langage“ gewidmet ist und interessante Beiträge von Cassirer, Sechehaye, Bühler, Meillet, Vendryes, Brøndal, Trubetzkoy, Sapir, van Ginneken, Jespersen, De Groot u. a. enthält.

¹⁰ de Saussure 1976: 37.

¹¹ de Saussure 1976: 21.

¹² Coseriu 1958/1974: Kap. II.

¹³ Durkheim 1947: 4. Die Aufsatzreihe „Les règles de la méthode sociologique“

dem Argument, daß es das „fait“ doch geben könne, bevor das Individuum geboren sei, bzw. daß es unabhängig von einem Mitglied der Gruppe existiere, bzw. daß es nicht aufhöre zu sein, wenn es Individuen gibt, die der Gruppe nicht angehören. Coseriu führt aus, wie diese Argumentation hauptsächlich deshalb als nicht stichhaltig betrachtet werden kann, weil sie nur *omnibus*, nicht aber *cunctis* gilt, d. h. weil sie nur zutrifft auf alle Mitglieder der Gruppe einzeln, nicht aber auf alle Mitglieder im Zusammenhang betrachtet. In der Tat setzt die vermeintliche „Unabhängigkeit“ des „fait social“ von einem einzelnen Mitglied einer Gruppe die Abhängigkeit von anderen Individuen, die ebenfalls Mitglied der Gruppe sind, voraus, so daß aus der Möglichkeit der Isolation eines Individuums nicht auf den überpersönlichen Charakter des „fait“ geschlossen werden kann. Dadurch wird auch klar, daß die von Durkheim behauptete „zwingende“ Wirkung des „fait“ (seine „puissance impérative et coercitive“ (a. a. O.: 4)) auf die Individuen eine brüchige These ist. Denn sie setzt die Richtigkeit jener These des von jedem Mitglied abgehobenen Charakters des „fait“, seine „existence propre, indépendante de ses manifestations individuelles“ (14), sowie die Existenz „de l'âme collective“ (10) bereits voraus.

Während sich de Saussure nirgends explizit auf Durkheim bezieht, versäumen die Vertreter der „inhaltbezogenen Grammatik“ nicht, ausdrücklich denjenigen Soziologen beim Namen zu nennen, dessen Ansichten zum „Sozial-Gemeinschaftlichen“ sie als besonders wichtig betrachten. Es handelt sich um den Soziologen Alfred Vierkandt¹⁴. Vierkandts Ansichten ähneln in mancher Hinsicht denjenigen Durkheims, und das erklärt zusätzlich, warum namentlich Weisgerber immer auch unmittelbar auf de Saussure Bezug nimmt und problemlos nehmen konnte¹⁵. Vierkandts Thesen zu Gesell-

wurde ursprünglich in der Revue philosophique des Jahres 1894, Bd. 37: 465–498, 577–607 und Bd. 38: 14–39, 168–182 abgedruckt.

¹⁴ Weisgerber 1929: 45, 1930b: 38 ff., 1931/1959: 593 ff., 1961: 34, 1979: 771 und Gipper 1963: 13, 24, 1987: 27 f. Durkheim selber kommt in seiner Definition des „fait social“ nicht auf die Sprache zu sprechen, Vierkandt indes weist explizit auf sie hin, sowohl in seinem Hauptwerk, „Gesellschaftslehre“, als in anderen Beiträgen.

¹⁵ Ansonsten dürfte v. a. die Einsicht in die systematische sprachliche Beziehung, die „Struktur“ (ebenfalls ein Pfeiler der Theorie des „Wortfeldes“), auf typisch saussuresches Gedankengut zurückgehen (siehe etwa Weisgerber 1929: 57 f. und vgl. zu „Struktur“ auch Apel 1973, I: 121 f.).

schaft, Gruppensinn und Kultur haben einen leidenschaftlichen und geradezu kämpferischen Charakter; zugleich fällt aber auf, daß sie formalistisch sind, was einen erheblichen Freiraum zur Folge hat, in dem das Wissenschaftliche nicht immer leicht von Vierkandts Ansichten und (Vor)urteilen zu unterscheiden ist. So sind die Ausführungen Vierkandts mehr dichterischer als empirischer Natur und verraten den konservativen Sinn ihres Verfassers. Vierkandt fühlt sich immer mit großer Einfühlungskraft in die jeweiligen Sachlagen ein und bemüht sich immer um ein möglichst vollständiges Bild, in dem das Kämpferische zur Zeit der Not (vornehmlich in Kriegen) in seiner Verbindung mit der (das Irrationale streifenden) Einstimmigkeit und Verbundenheit von Menschengruppen einen wichtigen und leidenschaftlich verkündeten Platz einnimmt (vgl. etwa den Artikel „Gruppe“ im „Handwörterbuch der Soziologie“)¹⁶.

Die Verbindung von Formalcharakter (insofern er die Methode und die Ausführungen kennzeichnet) und Leidenschaft (insofern sie bestimmend auf die Behandlung der soziologischen Themen einwirkt) mag erklären, warum auch Vierkandt, wie Durkheim, die Form der Gemeinschaft hypostasiert, ihr über ihre jeweils nur individuelle Gültigkeit hinaus ein Eigendasein verleiht. Genau dafür erwies sich vor allem Weisgerber, so scheint es, empfänglich. In seinem Beitrag zu Vierkandts „Handwörterbuch der Soziologie“ erklärt Weisgerber denn auch explizit, erst „auf Grund soziologischer Betrachtungsweise“¹⁷ sei „der richtige Mittelweg“ gefunden zwischen einerseits Schleichers Auffassung der Sprache als eines natürlichen Organismus mit einem Eigenleben und andererseits Whitneys Abweisung dieser These als hypostasierter Bildlichkeit und ihrer Ersetzung durch die Auffassung, die Sprache lebe nur auf den Lippen derer, die sie sprechen. Den Mittelweg finde Weisgerber in Vierkandts Formulierung „unpersönliches soziales Objektivgebilde“, und auch die Sprache sei ein solches Objektivgebilde¹⁸, an dem je-

¹⁶ Vierkandt 1931/1959: 239 ff. 1959 ist das Datum des unveränderten Neudrucks. Der Erstdruck stammt aus dem Jahre 1931.

¹⁷ Weisgerber 1931/1959: 593, ähnlich in 1930 a: 242 ff., 1961: 31, 36–37.

¹⁸ Eine „überpersönliche Wirklichkeit“, ein „überpersönlicher Wortschatz“, ein „überpersönlicher Besitz“ mit „überpersönlicher Geltung“ (Weisgerber 1929: 54, 57, 61, 69), ein „vorgegebenes“, „überpersonales Sinngefüge“ (Gipper 1963: 19, 45 und 1971/1978: 42). Vgl. auch Kandler 1959: 259 ff. und Apel 1973, I: 121.

der Sprechende nicht so sehr als Individuum denn als „sprachgebildeter“ Mensch „teil-hat“¹⁹. Die Sprache werde „von der Gesamtheit getragen“ und sei insofern „objektiv“: „d.h. unabhängig vom einzelnen Menschen (...) und selbständig der Gesamtheit gegenüber“. Sprache sei ein Kulturgut, und als solches vermittele sie selber, „überpersönlich und überzeitlich“, den gemeinsamen Besitz an Sprach- und (ipso facto) Denkmitteln²⁰. In einem großen Vortrag mit dem Titel „Die Sprachgemeinschaft als Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung“ (Rede 1966, Druck 1967) widmet sich Weisgerber abermals ganz explizit dem Verhältnis zwischen Sprache und Sprachgemeinschaft und betont nochmals die Rolle der Soziologie²¹. Auch in diesem Vortrag versucht Weisgerber in verschiedenen Ansätzen wiederum die Mitte zu finden: zwischen dem Bild des „Eigenlebens“ der Sprache und der sprachlichen Freiheit des einzelnen Sprechenden und zwischen der „Sprachgemeinschaft“ als nichthintergebar und nicht deduzierbarer Größe und dem reinen Individuum.

2.2. Eine Bemerkung Weisgerbers in diesem späteren Text soll nun für die Zwecke des vorliegenden Beitrags als von besonderem Interesse hervorgehoben werden. Wo Weisgerber in den 30er Jahren gleichsam die Kraft und die Aufgabe der inhaltbezogenen Sprachforschung (der „Neuromantik“ im positiven Sinne) in der soziologischen Erforschung des „Kulturgutes“ oder „sozialen Objektivgebildes“ Sprache erblickt, wodurch seine Forschungsrichtung sich gleichermaßen von allem zu jener Zeit lebendigen Sprachpsychologismus wie Sprachlogizismus zu unterscheiden habe²², da bekennt er in seinem Vortrag 1966, in der Untersuchung der Sprache als Kulturgut sei „eine bedenkliche Forderung begründet“: sie leiste „einer

¹⁹ Weisgerber 1931/1959: 593, vgl. auch 1929: 49 und 1962: 15. Bei Gipper 1963: 45 heißt es sogar, noch deutlicher, daß die Sprache „zugleich ein soziologisches Phänomen“ sei, und zwar deshalb, weil es ein Gebilde sei, „an dem jeder Angehörige der Sprache Anteil hat, das aber in seiner Geltung nicht vom einzelnen abhängt“. Die Sprache, schreibt Weisgerber 1961: 31, hat „eine Existenzform von Wirkungsquellen, die insbesondere dem Gemeinschaftsleben zugeordnet sind“.

²⁰ Weisgerber 1929: 41 ff., 1930a: 249 ff., 1931/1959: 593.

²¹ Vgl. auch Weisgerber 1979: 763 ff., 771 ff., 779–781.

²² Siehe v. a. Weisgerber 1930a: 242 ff.; vgl. auch 1979: 765, 770.

statischen Betrachtungsweise Vorschub“, und gerade soziologische Überlegungen zeigten, daß der „Gemeinbesitz von Gruppen“ unter dem „Gesichtspunkt des ‚Bestandes‘ (Kulturgut, soziales Objektivgebilde u. ä.) nicht angemessen gefaßt“ sei. Die wahre Daseinsform jenes Besitzes sei vielmehr eine „des ‚Wirkens‘, der ‚Entfaltung von Kräften‘“²³. Nicht etwa, daß damit völlig neue Begriffe eingeführt würden, bestehende und bereits verwendete erhalten mehr Gewicht, als früher der Fall war, und die „inhaltbezogene“ Sprachbetrachtung sollte dabei ihre „energetische“ Krönung erfahren²⁴.

Dann aber ist eine gewichtige Frage zu stellen. Da doch das Hauptargument der „Neuromantik“ damals war, der „unpersönlichen“ Muttersprache, die „als gemeinsamer Besitz einer Menschengruppe“ „über‘ dem einzelnen“ wirke²⁵, zu ihrem Recht zu verhelten – ein Ziel, das sich erklärtermaßen nur soziologisch einlösen ließ, weil es explizit die Größe der Sprachgemeinschaft einbeziehen wollte und mußte –, so fragt sich: dient dann die Kritik an der „Statik“ dieser Konzeption gleichsam nur einem Facelifting im Sinne einer „Dynamisierung“ von bereits Bestehendem²⁶, oder trägt die Kritik darüber hinaus Elemente in sich, wodurch der ganze Ansatz in seinen Grundsätzen erschüttert wird? Daß es Weisgerber um ersteres zu tun war, ist zweifellos. Aber die Vehemenz, mit der das Konzept des „unpersönlichen, von den Einzelnen unabhängigen,

²³ Weisgerber 1967: 15; vgl. auch 1962: 24.

²⁴ Ich weise darauf hin, daß ich im vorliegenden Text weiterhin von der „inhaltbezogenen Sprachbetrachtung“ sprechen werde und die Fügung „energetische Sprachbetrachtung“ absichtlich vermeide. Das wird im folgenden noch ausführlich begründet; es genüge an dieser Stelle die Bemerkung, daß es nur insofern berechtigt ist, die Sprachwissenschaft Weisgerberscher Prägung als eine „energetische“ zu bezeichnen, als sie unter dem aristotelisch-humboldtischen Begriff „Energeia“ ausdrücklich nur die „sprachliche Weltansicht“ qua „Erkenntnisform“ versteht. Weil aber „Energeia“ bei Humboldt auch einen transzendentalen (theoretischen und eidetischen) Sinn hat, der mit „Weltansicht“ zunächst nichts zu tun hat (und das ist ein Sinn, der in der „inhaltbezogenen Sprachbetrachtung“, wie gezeigt werden soll, überhaupt nicht „energetisch“, sondern geradezu ausgesprochen „ergonetisch“ gefaßt wird) und sprachphilosophisch tiefer gründet, scheint mir der Begriff „inhaltbezogen“ zur Bezeichnung des Weisgerberschen Paradigmas viel angemessener zu sein als „energetisch“.

²⁵ Weisgerber 1930a: 244.

²⁶ Vgl. etwa Weisgerbers eigene Angaben, z. B. in 1953/1954, 1. Halbbd.: 66ff. und 2. Halbbd.: 7 ff. (bzw. 1962: 11ff.).

sozialen Objektivgebildes“ zu Anfang verteidigt wurde (und auch heute noch etwa von H. Gipper in unveränderter Form vertreten wird), läßt vermuten, daß die Kritik, sachlich gesehen, tiefer greift.

In seiner Rezension von Hartmanns Buch ‚Wesen und Wirkung der Sprache‘ schrieb Gipper vor gut 30 Jahren, die Weisgerbersche Sprachtheorie werde „ausgebaut und modifiziert“ (1960: 57), so daß man „die frühen Stadien“ nicht zu stark betonen dürfe, weil darin „der Einfluß der Sprache auf den Menschen (wie schon bei Humboldt) stark betont wurde, während im Laufe der Jahre die Möglichkeiten der Einwirkung des Individuums auf die Sprache wieder stärker berücksichtigt wurden“ (58). Allen Entwicklungen zum Trotz besteht allerdings kein Zweifel, daß namentlich die Evolution im Denken von Weisgerber selber ungemein einheitlich und ohne Peripetien verlief²⁷. Weisgerber selber blickt allenfalls ein wenig nachdenklich v. a. auf seine eigene „metaphorische Begriffsbildung“ der frühen Jahre zurück (1961: 33). Was das Thema der folgenden Überlegungen anbelangt, sei denn auch *expressis verbis* erwähnt, daß Weisgerber 1966 darauf hinweist, daß neben zwei Texten neueren Datums (nämlich aus den Jahren 1956 und 1964) auch seinem Beitrag zu Vierkandts Handwörterbuch aus dem Jahre 1931 „im Hinblick auf das Problem ‚Sprachgemeinschaft‘ wenig hinzuzufügen“ sei²⁸.

Nehmen wir deshalb einmal an, daß jenes Bedenken Weisgerbers im Jahre 1966 den Kern der Sache betrifft und daß es also mehr beinhaltet als die auch an anderen Stellen mehrmals angesprochene „Dynamisierung“ des Paradigmas, wobei die „statische“ Erfassung der „Zwischenwelt“ Sprache als Ergon in ein „energetisches Durchschauen sprachlicher Energeia“ qua „Weltgestaltung“ übergeführt wird²⁹. Nun, dann ist deutlich, daß erstens das „Eigenleben“ des Nicht-nur-Individuellen, zweitens die Definition der „Gemeinschaft“ und ihr Stellenwert in der Sprachforschung sowie drittens der Umfang des Begriffes „Sprache“ im Hinblick auf das Gesamt der geistigen Bewältigung in der menschlichen Kultur diejenigen Themen sind, bei denen sich die Geister scheiden. Aber es steht auf jeden Fall fest – und auch das sollte deutlich sein –, daß es teilweise

²⁷ Vgl. dazu auch Kandler 1959: 257 f., 267 f.

²⁸ Weisgerber 1967: 9, Anm. 4.

²⁹ Dazu siehe v. a. Weisgerber 1962: 11 u. w. (bzw. 1953/1954, 2. Halbbd.: 8 ff.).

das Verdienst der noch jungen Soziologie war, diese Themen als solche zu Bewußtsein gebracht zu haben, wenn sich auch herausstellen sollte, daß die soziologische Art und Weise (im Sinne Durkheims und Vierkandts), sie zur Debatte zu stellen, gewissermaßen zu Scheinproblemen führt, weil die „Beweisführungen“ nicht zu befriedigen vermögen. Insbesondere aber war es ein Verdienst von Weisgerber, daß er expliziter als je zuvor auf die „Sprachgemeinschaft“ als ein auch linguistisch zu erforschendes Thema hingewiesen und dabei ausdrücklich auf Humboldt Bezug genommen hat. Außerdem hat Weisgerber die große Wichtigkeit dieses Problemereichs erkannt und dabei, wie alle Großen, eingesehen, daß wir in dieser Materie nicht zu adäquaten Einsichten gelangen können, „ohne daß wir philosophische Gedanken zu Hilfe nehmen“³⁰. Daß sowohl die Soziologen als auch Weisgerber eine Thematik in den Vordergrund rückten, die auch für sie mehr eine Problematik als ein festumrissenes Untersuchungsobjekt bildete, ist dabei nicht zu übersehen. Das aber gereicht v. a. Weisgerber nicht zum Nachteil, im Gegenteil dürfte es vielmehr ein Zeichen für seine Größe sein.³¹

2.3. Daß das neue Thema in der Tat problematisch war, zeigen schon die Ausführungen Durkheims, der an entscheidenden Stellen z. B. auf ganz verfänglich anmutende, im Grunde aber ziemlich banale Fragestrukturen ausweicht, von denen er offenbar hofft, daß sie seinen Thesen die nötige Beweiskraft mitgeben könnten.³² Nach-

³⁰ Weisgerber 1962: 59; vgl. auch bereits 1929: 147 f.

³¹ Es sei ausdrücklich betont, daß diese Größe Weisgerbers und seines Denkens in diesem Beitrag nirgends (wie früher leider oft – und zu eines jeden Nachteil – geschehen ist) zur Diskussion steht. Nicht nur verspürt der Verfasser dazu nicht im geringsten die Lust. Solches wäre auch angesichts der beeindruckenden Reihe von wichtigen Schriften Weisgerbers, in denen zum ersten Mal das Streben zum Ausdruck kommt, Humboldts Sprachdenken und v. a. dessen These von der sprachlichen „Weltansicht“ auf wirklich kohärente Weise empirische Gestalt zu geben, sowie angesichts der Höhe und Relevanz der Weisgerberschen Fragestellungen nicht wenig bedenklich. Eine gute Einführung in die Sprachtheorie der inhaltbezogenen Sprachwissenschaft und ihrer Kritiker liefert Jürgen Dittmann 1980, I: 40–74 und 1980 II: 157–176.

³² Die Lehre des „fait social“, „devant servir de base et de point d'appui à toutes ses recherches“ (Doroszewski 1933: 84), ist nach Durkheim „le domaine propre de la sociologie“ (Durkheim 1947: 6). Diese Lehre bestimmt auch Durkheims Definition des „fait moral“, der „représentations collectives“ usw., so daß „la conscience

dem er z. B.³³ festgelegt hat, daß die Gesellschaft „l'ensemble des individus associés“ zum Substrat habe, behauptet Durkheim, daß erst, wenn das gemeinschaftlich geformte „System“ die Basis für das eigentliche Sozialleben („la vie sociale“) abgegeben habe, die Vorstellungen („les représentations“) sich von den Beziehungen zwischen den Individuen lösen könnten. Und daraufhin fragt er dann (unter Verweis auf seine frühere Diskussion der Individualvorstellungen, bei denen Durkheim v. a. bemüht ist, zu zeigen, daß diese nicht aus der biologischen Schicht des Neuronalen erklärt werden können): „Or si l'on ne voit rien d'extraordinaire à ce que les représentations individuelles, produites par les actions et les réactions échangées entre les éléments nerveux, ne soient pas inhérentes à ces éléments, qu'y a-t-il de surprenant à ce que les représentations collectives, produites par les actions et les réactions échangées entre les consciences élémentaires dont est faite la société, ne dérivent pas directement de ces dernières et, par suite, les débordent?“ (1967: 27). Mit diesem merkwürdigen Parallelgedanken hält Durkheim seine These, daß die „Kollektivvorstellungen“ (nach Durkheim das eigenständige Thema der Soziologie) von den „Individualvorstellungen“ (nach Durkheim dem Thema der Psychologie) grundverschieden seien, für bewiesen.³⁴ Um einige Seiten später denjenigen, die an Durkheim kritisieren, daß er „la vie sociale en l'air“ (31) lasse, entgegenzuhalten, sie müßten dann doch „résorber aussi la pensée dans la cellule“ (31)! Das nun sei falsch, weil das Sozialleben „eins“ sei („elle est une“), und Durkheim fährt in einem spinozistischen Ton fort: „par conséquent, elle („la vie sociale“) ne peut avoir pour siège que la substance vivante dans sa totalité“ (32). Indem Durkheim schließlich auch diese „Beweisführung“ mit der Frage beschließt: „Si donc, pour la („la vie“) bien fonder, il n'est pas nécessaire de la disperser entre les forces élémentaires dont elle est la résultante, pourquoi en serait-il autrement de la pensée individuelle par rapport aux cellules cérébrales et des faits sociaux par rapport

collective“, wie M. Lacombe und W. Doroszewski betonen, „la clé de voûte“ der gesamten Durkheimschen Soziologie bildet (Doroszewski 1933: 87).

³³ Ein Beispiel aus dem Aufsatz „Représentations individuelles et représentations collectives“ (1898), neuabgedruckt in „Sociologie et Philosophie“ (1967).

³⁴ Woraus freilich auch hervorgeht, daß, wie Doroszewski an anderer Stelle kurz und bündig feststellt: „Durkheim confused psychological and sociological concepts in a peculiarly chaotic fashion“ (Doroszewski 1973: 78–79).

aux individus?“, dürfte offenkundig werden, daß er einem hoffnungslosen Kreisgedanken zum Opfer gefallen ist, in dem er nicht nur das Problem des Neuronalen (der „*éléments nerveux*“) völlig inadäquat angeht, so daß sein Rekurs auf diese seine Diskussion (die eine Hypostase der Beziehung herbeiführt und aus dem Physikalismus [etwa Huxleys und Maudsleys], den Durkheim gerade zu bekämpfen sucht, nicht herauskommt) illegitim ist. Vor allem auch entfremdet er die Struktur der Frage ihres Sinnes, indem sie nicht dazu da ist, ein Untersuchungsfeld zu erschließen, sondern dazu verwandt wird, den Eintritt in dieses Feld geradezu, und im Gegenteil, zu versperren.

Eine ganz andere, aber nicht weniger wirksame Strategie wendet Vierkandt an. Wie Durkheim spricht er in bezug auf die „Gruppe“ vom „Eigenleben des Ganzen“, d. h. ein[em] vom Wandel der Individuen relativ unabhängige[n] Leben gegenüber dem persönlichen Leben seiner Mitglieder“ (1931/1959: 239), einem „Gruppenbewußtsein“ sowie vom „Geist“ einer Gruppe“. ³⁵ Jedoch warnt Vierkandt sogleich auch davor, die These, daß ein Verhältnis zwischenmenschlicher Natur nur „über die Gruppe“ denkbar sei, bald im Sinne einer zeitlichen Aufeinanderfolge zu interpretieren, bald so zu verstehen, daß „die Gruppe ein selbständiges Gebilde außerhalb der einzelnen bedeuten soll“ (242). Ferner heißt es, die Gruppe habe, wie jedes „Kulturgut“, auch Sprache und Sitte, „in ähnlicher Weise ein Eigenleben: einmal geschaffen, behaupten sie sich mit großer Zähigkeit, wachsen und entwickeln sich, passen sich den veränderten Umständen an und wandeln sich ähnlich wie ein menschliches Wesen“ (ein Organismus!) (243); zugleich aber tadelt er die „nebelhafte Verschwommenheit“ und den Anklang an „Pflanzenhaft-Passives“ derjenigen Vorstellung, in der die Gesellschaft und die Kultur als ein „Organismus“ erscheinen. Wo Durkheims Strategie darin besteht, daß er gleichsam einen Kreis um seine The-

³⁵ Es ist ferner durchaus bemerkenswert, daß auch Vierkandt, obwohl er nicht auf Durkheim Bezug nimmt (und schon gar nicht auf Spinoza), meint, das einzelne Glied der Gruppe sei von ihrer „Substanz“ durchtränkt (1931/1959: 242). Typisch sowohl für Durkheim als Vierkandt ist ferner der Stellenwert, den die Kausalbeziehung („cause“, „Ursache“) für beide hat, vgl. etwa Durkheim 1947: IX und Vierkandt 1931/1959: 243; das ist deshalb interessant, weil auch in der inhaltbezogenen Grammatik der Begriff „Ursache“ von Anfang an eine nicht geringe Rolle gespielt hat (s. Weisgerber 1931/1959: 597, Gipper 1960: 64, usw.)

matik zieht, der es ihm erlaubt, anhand von rhetorischen Fragen seine Thesen für gesichert zu halten, da besteht Vierkandts Strategie einfach darin, die mögliche Kritik auf seine Thesen vorwegzunehmen (sprich: zu neutralisieren) und auf diese Weise möglichst „alles“ zu sagen. Freilich fühlt Vierkandt sich nachher nirgends gestört, weiterhin die Gemeinschaftshypothese zu vollziehen: Die Gruppe, so heißt es, wird nicht nur „als ein für sich seiendes Wesen erlebt, sondern sie besitzt diese Selbständigkeit“ auch dergestalt, daß sie „ein eigenes Leben“ führe und ihre „eigenen Zustände, Eigenschaften und Verhaltensweisen“ habe, „die alle vom Wechsel der Individuen verhältnismäßig unabhängig sind“ (a. a. O.: 242). Zugleich verweist Vierkandt auf Kjelléns Charakterisierung des Staates als „mächtiges Lebewesen mit selbständigen Zielen“ (242), und der „Geist der Gruppe“ ändere sich in „organischer Weise“ (241)!³⁶

2.4. Die einschlägigen Ausführungen von Weisgerber cum suis zum Sprachapriori und insbesondere zum besonderen Status der Sprachgemeinschaft sind nun kaum weniger problematisch als diejenigen Durkheims und Vierkandts. Wir sahen bereits, daß er „objektiv“ im Sinne von „unabhängig vom einzelnen Menschen“ deutet und das gelegentlich so motiviert, daß es „für die Existenz der betr.

³⁶ Solche Ausführungen kann man nicht optimal verstehen, wenn man nicht die Zeit berücksichtigt, in der sie geschrieben sind (1931). Man darf nicht vergessen, daß es Vierkandt um die Entwicklung des „Idealtypus der Gruppe“ geht, in dem ihre Eigenschaften „in voller unverkümmerter Stärke entfaltet gedacht werden“ (239–240). Das erklärt Vierkandts kämpferisches Pathos (vgl. dazu etwa auch sein Buch „Staat und Gesellschaft in der Gegenwart“ aus dem Jahre 1916, in fine). Für seinen Idealtypus der Gruppe denkt er noch am ehesten an „Jugendbünde, Offizierskorps, studentische Verbindungen usw.“ (240). Der Gruppengeist sei bei „nationaler Erhebung“ natürlich am stärksten (240), der Wandel des Gruppengeistes weise zurück auf „die Initiative führender Individuen, denen die übrigen Mitglieder als Geführte sich anschließen“ (241). Bei „hinreichend starkem Gruppenbewußtsein“ halte jeder seine eigene Gruppe „für die vollkommenste auf der ganzen Welt“ (242), im Weltkrieg sei „die Gruppenmoral in einer ungeahnten Weise wieder lebendig geworden“ (246), durch den Geburtenrückgang fühle sich „die Lebensbejahung und Machtentfaltung der Nation“ beeinträchtigt (247), der Lebensdrang der Gruppe beziehe sich auf „die Gruppe als solche und nicht auf deren Angehörige als bloße Individuen“ (248), er sei stärker als der Lebensdrang der einzelnen Mitglieder der Gruppe, und „der stärkste Ausdruck dafür ist der ‚Heldentod‘, bei dem der Sterbende sein Ich vergißt und im Ganzen aufgeht“ (247–248).

Sprache gleichgültig“ sei, wenn ein Einzelner weg falle oder hinzukomme³⁷. Damit macht Weisgerber – in seiner ansonsten völlig berechtigten Kritik an O. Funks These, Sprache sei „kein ‚objektives‘ Gebilde“ (1927)³⁸ – denjenigen Fehler, dem wir bei Durkheim begegnet sind. Und in der Tat bemerkt Weisgerber noch 1961: „Gewiß hätte man auch bei Durkheim, Meillet, Saussure Ansätze für die Sprache als ‚fait social‘ finden können; ...“ (1961: 34)! Dieser Fehler wurde, wie oben bereits referiert worden ist, v. a. von Coseriu analysiert: das Argument des Einzelnen ist nur stichhaltig, wenn die Sprache im Verhältnis zum isolierten Einzelnen betrachtet wird, es ist jedoch sophistisch, weil es dann eine Sprachgemeinschaft von in der Tat jeweils einzelnen Mitgliedern voraussetzen muß. Es ist klar, daß solche Ausdrücke, mit denen die Sprache als „Gemeinschaftsleistung“³⁹, als „Wirkungsquelle“ eines „Gemeinschaftslebens“⁴⁰, als „Gemeinschaftsform“⁴¹ usw. gefaßt wird, gerade aufgrund ihrer inhärenten terminologischen Ambiguität so grundsätzlich problematisch sind. Es kann nicht genügend betont werden, daß sie dadurch einer prinzipiellen Begründung ermangeln. Solche Ausdrücke bezeichnen nämlich sowohl den unzutreffenden, denn hypostasierten Gedanken eines „überpersönlichen“ Gemeinschaftsgebildes, das einfach das sprechende Individuum ersetzt⁴², als die zutreffende Ansicht, daß Sprache nur denkbar ist, insofern einzelne Individuen über Sprache eine Gemeinschaft, freilich eine solche *von Individuen*⁴³, stiften. „Muttersprache – Prozeß des Wortens der Welt durch eine Sprachgemeinschaft“!, heißt es aber ausdrücklich⁴⁴. Vor allem auch in Weisgerbers „Sprachliche Gestaltung der Welt“ (1962) wird

³⁷ Weisgerber 1929: 46, 1931/1959: 593.

³⁸ Siehe Weisgerber 1929: 42.

³⁹ Gipper 1956/1957: 4.

⁴⁰ Weisgerber 1961: 31.

⁴¹ Weisgerber 1971: 111.

⁴² Vgl. dazu ebenfalls die „Hierarchie der Sprachebenen“ in der inhaltbezogenen Sprachbetrachtung, die G. Kandler in seinem hochinteressanten und kritischen Aufsatz für die Festschrift von Weisgerber 1959 aufstellt, und in der die „Sprachverwendung als sprachlicher Akt des Individuums“ die vierte und letzte Ebene bildet, nach 1. „Sprachfähigkeit der Menschheit“, 2. „Muttersprache einer Sprachgemeinschaft“ und 3. „Sprachbesitz des Einzelmenschen“ (Kandler 1959: 268).

⁴³ Vgl. dazu Husserl, *Husserliana* Bd. IV: § 51 „Ideen II“.

⁴⁴ In Gipper 1959: 5.

ganz deutlich, wie konsequent versucht wird, das agentive Moment nicht dem Mitglied der Sprachgemeinschaft, sondern ihr selbst beizumessen, und zwar so, daß die Sprachgemeinschaft, indem ihr der Stellenwert einer *transzendenten Einheit* zugesprochen wird, dazu befähigt erscheint, die „sprachliche Tätigkeit“ im Weisgerberschen Sinne einer „Leistung“ (und weiterführend auch im Sinne der „Wirkung“) auszuüben. So kann Weisgerber anscheinend problemlos vom „Akt der Sprachgemeinschaft“ (a. a. O.: 224) oder von der „ausführenden Sprachgemeinschaft“ (220) sprechen oder schreiben: „Muttersprache ist der Mensch, insofern er als Sprachgemeinschaft zusammengeschlossen ...“ (27). Es soll betont werden, daß bereits H. Paul in seinen wichtigen „Prinzipien der Sprachgeschichte“ (1. Aufl. 1880; 5. Aufl. 1920) – die die inhaltbezogene Sprachbetrachtung übrigens zu Unrecht verschmäht – solche Stellungnahmen auf scharfsinnige Weise kritisiert hat, und zwar dort, wo er der „Völkerpsychologie“ ihre Neigung zur Hypostasierung vorwirft (z. B. was den „Volksgeist“ betrifft) und dem entgegenhält: „Alle psychischen Prozesse vollziehen sich in den Einzelgeistern und nirgends sonst“ (1937: 11).

Es ist jedenfalls erstaunlich, zu sehen, wie Gipper immer noch, wie 30 Jahre zuvor, zäh an dem saussureschen/vierkandtischen Argument der Unabhängigkeit des Kulturgutes vom Einzelnen festhält, offenbar ohne das Mangelhafte an ihm einzusehen oder sich um Kritik an ihm zu kümmern⁴⁵. Nach wie vor ist von der „überindividuellen Geltung“ des Vierkantschen „sozialen Objektgebildes“ die Rede, nur das neuerdings expliziter als zuvor auch das wissenschaftliche Treiben „intersubjektiv und überindividuell anerkannt werden“ müsse, „also unabhängig vom einzelnen Beobachter Geltung beanspruchen“ müsse (1987: 29).⁴⁶

⁴⁵ Siehe etwa Gipper 1987: 27 ff.

⁴⁶ Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß keine neuhumboldtische Sprachwissenschaft sich für eine solche Gemeinschaftshypothese (die deshalb so wichtig ist, weil sie – wie gezeigt werden soll – so wichtige Folgen hat) auf Wilhelm von Humboldt berufen kann, es sei denn man isoliert etwa den berühmten Satz Humboldts „die Sprache kann auch nicht vom Einzelnen, sie kann nur gesellschaftlich (...) zur Wirklichkeit gebracht werden“ aus seinem Kontext. Der Satz ist der Schrift „Über den Dualis“ [1827] entnommen, und der ganze Abschnitt lautet nämlich wie folgt: „Das Wort an sich selbst ist kein Gegenstand, vielmehr, den Gegenständen gegenüber, etwas Subjectives, dennoch soll es im Geiste des Den-

Durch dieses Scheinargument der „Sprachgemeinschaft als Schöpferin“⁴⁷ wird nun freilich der Boden für eine schwerwiegende These geebnet: die Sprache sei in Wahrheit ein „Kulturgut“, das selber – als eine „Zwischenwelt“ nicht so sehr von „Bedeutungen“, als vielmehr von „Inhalten“, die das geschichtliche Ergebnis des gemeinschaftlichen „Wortens“ der Welt, d.h. der „Verwandlung“ von Welt in Sprache, sind – eine Realität „überpersönlicher und überzeitlicher“ Art bilde.⁴⁸ Es ist deutlich, weshalb Weisgerber auf dem grundsätzlichen Stellenwert einer Wissenschaft von der

kenden zum Object, von ihm erzeugt werden (sic). Es bleibt zwischen dem Wort und seinem Gegenstande eine so befremdliche Kluft (sic), das Wort gleicht, allein im Einzelnen geboren, so sehr einem bloßen Scheinobject, die Sprache kann auch nicht vom Einzelnen, sie kann nur gesellschaftlich, nur indem an einen gewagten Versuch ein neuer sich anknüpft, zur Wirklichkeit gebracht werden. Das Wort muß also Wesenheit, die Sprache Erweiterung in einem Hörenden und Erwidern-den gewinnen. Diesen Urtypus *„vier Sprachen...“* (Band VI: 27 (1963/1988: 139).) Bekanntlich interpretiert Humboldt den Dualis im Sinne eines „Collectiv-singularis der Zahl ‚zwei‘“ (a. a. O.: 21 (132)), was im Grunde darauf hinausläuft, daß er gerade nicht die Gemeinschaftshypothese vollzieht, sondern statt dessen vielmehr die Intersubjektivität qua *Alterität* im Sinne einer sprachtheoretischen Größe zur vollen Evidenz bringt.

⁴⁷ Weisgerber 1959: 222, 1962: 59.

⁴⁸ In seinem Aufsatz zur „Neuromantik“ spricht Weisgerber allerdings vereinzelt vom „Bereich der ‚Bedeutungsinhalte‘ als Teilbereich des Kulturgutes Sprache“ (1930a: 250). Später warnte Weisgerber ausdrücklicher davor, ‚Bedeutung‘ nicht mit ‚Inhalt‘ zu verwechseln, weil der ‚Inhalt‘ eine „geistige Eigengröße“ sei, während ‚Bedeutung‘ eine „sekundäre Erscheinung beim Blick von der Lautgestalt als Maßstab auf die inhaltliche Seite“ darstelle (1979: 774). Dieser spätere Abschnitt ist besonders interessant, weil er ein Korollar des doppelseitigen Sprachapriori im zur Diskussion stehenden Sinne ist, und in dem Sprache als „unpersönliches Gebilde“ einer „Sprachgemeinschaft“ gewertet wird: der Inhalt erscheint als Eigengröße einer Sprache in diesem doppelten Sinne (also nicht eigentlich einer Sprache, sondern eines Weltbildes, an dem man teilhat), und die Bedeutung wird als eine „sekundäre Erscheinung“ gewertet, weil sie eine Funktion der ‚Form‘ der Sprache ist (die in der Weisgerberschule gemeinhin auf das Lautliche reduziert wird) und als solche noch nicht als ein „Zu-“ oder „Vorgriff“ verstanden werden kann. Trifft die Kritik, die im vorliegenden Aufsatz formuliert wird, zu, dann fragt sich, ob man der Sachlage nicht adäquater gerecht wird, wenn man vielmehr umgekehrt die Bedeutung als „primär“ betrachtet, nämlich als primäre Funktion der Form, und den „Sprachinhalt“ angesichts der *Autonomie* des sprachlichen Objektes als „sekundäre Erscheinung“ des sprachlichen Form-Bedeutung-Gebildes auffaßt. Auf diese für die Theorie der Wortbedeutung entscheidende Problematik soll in diesem Beitrag aber nicht explizit eingegangen werden.

Sprachgemeinschaft beharrt, was er selber, übrigens ganz folgerichtig, als ein soziologisches Argument wertet⁴⁹: ohne den Rekurs auf ein sprechendes Volk – und das ist eine „Gruppe“ im Sinne Vierkandts, deren Geist derjenige eines „Eigenlebens“ der Gemeinschaft ist – ist jene im großen und ganzen recht externe Rechtfertigung der Sprache als eines „un-“ bzw. „überpersönlichen“ Gebildes, dessen Objektivität darin besteht, daß es nicht von den jeweiligen einzelnen Mitgliedern abhängig ist, undenkbar.⁵⁰

⁴⁹ Vgl. auch Gipper 1963: 24. Ich bemerke ebenfalls nur am Rande, daß Weisgerber sowohl zu Anfang als in späteren Jahren (vgl. 1930a: 243, 1961: 46, 1962: 28 ff., 48 und 1979: 763, 769 ff.) für die Erforschung der Muttersprache als Kulturbesitz eines Volkes „soziologische“ Methoden verlangt, während die „individuellen Sprachbedingungen“, das Sprechen und der Sprachbesitz des Einzelnen, mit psychologischen Mitteln und die menschliche Sprachkraft als Sprachfähigkeit überhaupt schließlich mit philosophischen Mitteln erforscht werden sollten. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich mit dieser Einteilung nicht einverstanden sein kann. M.E. sollten alle psychologischen Forschungsmittel aus der Wissenschaft von der Sprache *stricto sensu* zunächst gebannt werden, weil ein Zugang zur Sprache *stricto sensu* nicht gewonnen werden kann, wenn sie als ein psychologisches Faktum gewertet wird, sie ist eine kulturelle Realität; erst im Hinblick darauf kann richtig abgeschätzt werden, welcher der Beitrag der Psychologie (und etwa auch der Psycholinguistik) sein kann – nicht umgekehrt. Was die Soziologie betrifft, so glaube ich, daß sie niemals das Paradigma für eine Sprachwissenschaft abgeben kann, weil sie die *Autonomie* des sprachlichen Objektes tangiert; freilich ist klar, daß sie zum Gesamtgeschäft der Sprachwissenschaft durch ihre Methoden und ihr Objekt einen wichtigen Beitrag liefern kann. Schließlich kann m. E. nur die Dialektik von strukturallinguistischer empirischer Forschung und erkenntniskritischer Transzendentalreflexion die Grundlage für die erwünschte Interdisziplinarität abgeben.

⁵⁰ Obwohl v. a. seine eigene Einschätzung Humboldts einseitig und deshalb unzutreffend und sein eigener Lösungsvorschlag zum Problem Individuum – Gesellschaft ebenfalls unbefriedigend ist, darf doch darauf hingewiesen werden, daß die Kritik Sechehayes an derjenigen Lehre, die einen vollständigen „*parallélisme de la pensée et de la langue*“ vertritt (1933: 58), ganz genau einige fundamentale Schwächen trifft: die prinzipielle Unaufgeklärtheit der Begriffe „Natur“ und „Individuum“, die Tatsache, daß die Momente „Freiheit“ und „Kreativität“ nicht zu ihrem Recht gelangen, sowie die Verschiebung des Agentiven zu einer wolkenhaften „Gemeinschaft“, was sogar so weit gehen kann, daß nicht der Mensch, sondern das All als das Agens gedacht wird: „*l'univers pense pour lui*“ (59). Sechehayes sieht aber nicht, daß diese Kritik nicht auf Humboldt selber, sondern auf das nachhumboldtische Denken zutrifft. Darüber hinaus kann sich auch Sechehayes selber nicht vom Bild des nationalen „Schicksals“ oder „Bannes“ der Sprache in bezug auf den Einzelnen, das er gerade am frühen Weisgerber so explizit

Unabhängig von der Frage, ob die Sprache im Hinblick auf diese Prämisse adäquat (und das ist: genuin als „Sprache“) gefaßt werden kann, ist es von großer Wichtigkeit, nachzuspüren, was die Folgen der Weisgerberschen Ausgangsposition sind für den darin zur Anwendung gelangenden eigentlichen Begriff der Sprache. Betrachten wir deshalb kritisch einige zentrale Begriffe, v.a. „Abstraktion“, „Kraft“ und „Sprachwandel“.

2.4.1. Das Wort „Abstraktion“ ist ausgesprochen negativ konnotiert. Es sei falsch, „die Sprache eines Volkes als Abstraktion“ zu betrachten, und dem wird entgegengehalten, daß die Sprachforschung es mit der „Wirklichkeit“ der Sprache, ihrem „Dasein“, zu tun haben müsse⁵¹. Diese Abneigung gegen alles Abstrakte ist aus verschiedenen Gründen aufschlußreich. Erstens weist sie auf das geistige Klima hin, in dem die inhaltbezogene Sprachforschung konzipiert wurde: sie hatte in der Sprachwissenschaft entweder gegen einen Psychologismus⁵² (vornehmlich Wundtscher Prägung) oder gegen einen Logizismus (entweder im Sinne des jungen Wittgenstein oder im Sinne des früheren Husserl) anzukämpfen. Es ist verständlich, daß sie dabei den Einfluß der in erster Instanz viel „konkreter“ anmutenden Soziologie zu verarbeiten hatte und darin nicht sofort die Hypostasierseligkeit der Soziologen spürte. Freilich ist die genannte Abneigung gegen das Abstrakte damit nicht gerechtfertigt, und auch wenn es Sprachforscher gab, die nicht an die „Realität“ der Sprache als *langue* glaubten⁵³, so bleibt doch unver-

(und zu Recht) kritisiert (64), befreien, wenn er (noch ganz im Sinne de Saussures) z.B. folgenden Gegensatz stiftet: „l'intelligence souveraine appartient à l'individu et la langue à la collectivité“, die Sprache bilde „un objet extérieur à l'individu (...) qu'il faut accepter et subir“ (63). Auch Sechehayes genetizistischer Rekurs auf die „causes premières de la pensée“, in deren Licht „l'acte du langage devient un réflexe“ (77), ist völlig unsachgemäß. Nichtsdestoweniger ist Sechehayes Betonung der Tatsache, daß Sprache „notre œuvre“ (62) sei, daß es sie nur „dans chacun“ der Mitglieder der Gesellschaft (65) geben könne und daß letzten Endes immer nur „les individus (...) créent la langue“ (77), ungeachtet der Widersprüche, die damit einhergehen, zu jener Zeit als von ganz besonderer Wichtigkeit zu betrachten.

⁵¹ Weisgerber 1929: 41 ff., 1930a: 242–245, 1931/1959: 594; auch Gipper 1963: 24, 45.

⁵² Vgl. dazu Kandler 1959: 257.

⁵³ Weisgerber 1961: 37 weist darauf hin, daß er diesen Irrtum in den 20er Jahren v.a. bei Marty, Funke und Kretschmer vertreten sah.

kennbar, daß die „Neuromantik“ in ihrer Reaktion dagegen einen einseitigen Begriff der Abstraktion entwickelt hat, aus dem sie bis jetzt nicht herausgekommen ist.

Bezeichnenderweise schreibt Weisgerber, er müsse sich der Auffassung widersetzen, „daß die Sprache eines Volkes eine bloße (womöglich Grammatiker-)Abstraktion sei“⁵⁴, ersieht man doch daraus, daß er, jedenfalls anfänglich, nicht zwischen der Abstraktion des reflektierenden Sprachwissenschaftlers und derjenigen des naiv sprechenden Menschen unterscheidet. Diesen Mangel⁵⁵ hat Weisgerber später⁵⁶ zwar zu beheben gesucht, jedoch hat die methodologische Klarstellung insofern wenig genutzt, als sie nicht wirklich ein Grundprinzip des Paradigmas, die „Wirklichkeit“ der Sprache, das unlösbar mit der hier zur Diskussion gestellten Thematik der Gemeinschaft zusammenhängt, tangiert. Zumal diese Klarstellung insofern nicht überzeugen kann, als sie nicht von einer verwandelten Grundhaltung auf der (ideell vorausgesetzten) theoretischen Stufe getragen wird und Weisgerber die wissenschaftlichen Abstraktionen oder Hypostasierungen (z. B. Sprache als sprachwissenschaftliches „Ergon“), die er nun als solche anerkennt, in einer darauffolgenden energetischen Sprachbetrachtung gleichsam „nur“ dynamisieren will (1961: 37–40). Sein vielfacher Rekurs auf das Metaphorische (auch darin folgte ihm v. a. Gipper), das offensichtlich als unvermeidbare Form der inhaltsbezogenen Forschung angesehen wird, läßt den übergeordneten Unterschied zwischen der Sprache als *Energeia* und der „abstrakten Sprache“ der Linguistik (mit allen wissenschaftstheoretischen Konsequenzen, die diese Unterscheidung hat⁵⁷) jedenfalls nirgends klar hervortreten.

⁵⁴ Weisgerber 1930a: 244. Auch an anderen Stellen erwähnt Weisgerber die „Grammatikerabstraktion“ als eins der beiden Extreme, die Daseins- und Gemeinschaftsform der Sprache zu betrachten. Das andere Extrem ist dann bezeichnenderweise die Vorstellung der Sprache als einer Art „Lebewesen“ 1929: 48, 1961: 30–31.

⁵⁵ Er begegnet in anderer Form auch bei Gipper 1965: 6, wenn dieser z. B. schreibt, Humboldt habe „mit wissenschaftlichem Maßstab nicht bemeßbare Grundüberzeugungen“ gehegt, sowie bei J. Lohmann, dem Heidegger der Sprachwissenschaft (den man oft – nicht ganz zu Recht – zusammen mit Weisgerber erwähnt), wenn dieser dem Strukturalismus vorwirft, Sprachwissenschaft zu sein 1965/1968: 33 ff.

⁵⁶ Vgl. etwa Weisgerber 1961: 37 ff.

⁵⁷ Siehe Coseriu 1958/1974: Kap. I und II.

Das geht z. B. daraus hervor, daß Weisgerber und seine Schüler an einer problematischen Unterscheidung festhalten, die sich sogar erübrigt, wenn die Unterscheidung zwischen Naivität und Reflektivität konsequent durchgeführt wird. Weisgerber unterscheidet zwischen „*real*“ (= dinglich), *wirklich* (dahin gehören vor allem auch die kulturellen Besitztümer einer Gemeinschaft) und *abstrakt* (= bloß gedacht)⁵⁸, um die Sprache eines Volkes als Wirklichkeit zu stempeln. Aber *abstrakt* ist die Sprache im Sinne Weisgerbers dennoch, darum freilich nicht weniger *wirklich* als irgendein anderes Ergebnis menschlicher Intentionalität, das allemal schöpferischer Tätigkeit bedarf, damit die *abstrakte Wirklichkeit von Möglichkeiten manifest werde*. Mit einer „Grammatiker-Abstraktion“ hat das nichts zu tun. Weisgerber unterstellt einen Gegensatz, wo es ihn nicht zu geben braucht und in Sachen Sprache in der Tat auch nicht gibt⁵⁹. Entschieden abzulehnen ist indessen die Tatsache, daß Weisgerber die Wirklichkeit der Sprache (und *Wirklichkeit* deutet Weisgerber dabei bezeichnenderweise als „Träger von Wirkungen“⁶⁰) nur insofern anerkennt, als sie die Sprache „eines Volkes“ (gut vierkantisch einer „Gruppe“⁶¹) ist, weil er dafür im Sinne Vierkants argumentiert und auf eine unerlaubte Hypostase des „Gutes“, das „über“ dem Einzelnen „wirkt“, ja gewissermaßen nicht einmal „von den Menschen gemacht sein“ könne⁶², zurückgreift: „wirklich“ sei, was „ein überpersönlich-wirkliches Sein“ habe⁶³. Es dürfte vielmehr umgekehrt sein: gerade weil die Sprache *wirklich* ist, ist die *Wirklichkeit* der Sprachgemeinschaft möglich; Weisgerbers Begriff der *Wirklichkeit* ist selber der *terminus in definitione*.

Darüber hinaus ist zu bedenken, daß dasjenige, was der Grammatiker macht, in der Tat nur eine Grammatikerabstraktion sein kann, aber das bedeutet nicht, daß alles von den Grammatikern *in*

⁵⁸ Weisgerber 1930 a: 244, vgl. 1962: 165.

⁵⁹ Deshalb ist auch die Bestimmung „bloß“ bzw. „nur gedacht“ (vgl. 1929: 43 ff. und 1962: 253 ff.) für *abstrakt* nicht zutreffend, weil das „bloß“ oder „nur“ nicht ad rem ist und weil das „Abstrakte“ nicht, wie bei Weisgerber 1929: 44, mit dem „Unwirklichen“ zu verwechseln ist: Sagten nicht Hegel und Husserl, nur die Ungebildeten dächten *abstrakt*!

⁶⁰ Weisgerber 1961: 37, vgl. 1929: 44.

⁶¹ Weisgerber 1929: 45, 69.

⁶² Gipper 1965: 9; vgl. Weisgerber 1929: 64.

⁶³ Weisgerber 1929: 69.

abstracto Bestimmte nur für die wissenschaftliche Grammatik gilt (und nicht etwa auch für die *Wirklichkeit* der Sprache), und schon gar nicht, daß das Funktionalsystem der Sprache nicht *abstrakt* wäre. Die Sprache ist *abstrakt* existent in den jeweiligen Köpfen der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft und *manifest* existent nur im „jedesmaligen“ Sprechen des intersubjektiv tätigen Einzelnen: das ist die *Wirklichkeit* der Sprache.

Somit ist die Frage Gippers (1963: 24), ob die Sprache „eine Realität oder eine bloße Abstraktion“ sei, von vornherein falsch gestellt, so daß auch die Antwort, eine Abstraktion könne sie nicht sein, weil es falsch sei, zu sagen, „eine Sprache existiere nur auf den Lippen ihrer Sprecher“, unakzeptierbar ist. Das geht nicht nur daraus hervor, daß Gipper als Argument gerade Vierkandts „überpersonale Geltung“ des „sozialen Objektgebildes“ heranzieht⁶⁴, sondern vor allem auch aus der Tatsache, daß er zudem folgende Frage (in der Tat: eine Frage!) stellt, die offensichtlich die Sache erledigen soll: „Sollte die deutsche Sprache etwa inexistent sein, wenn zufällig alle Sprachteilhaber schweigen?“. Erstens bleibt der Terminus „(in)existent“ undefiniert, so daß nicht ausgemacht ist, welche Form von „Existenz“ der Sprache gemeint ist, die abstrakte oder die *manifeste* Existenz im obigen Sinne. Nun besagt das bei näherem Zuschauen nicht, daß Gippers These etwa partiell gültig wäre (wenigstens, wenn man den Satz nicht für ganz banal hält). Denn, zweitens, ist das Wort „schweigen“ höchst ambig, weil es über die Tatsache hinaus, daß man momentan keinen Laut mehr von sich gibt und still ist (worauf Gipper mit dem Adverb „zufällig“ viel-

⁶⁴ 1960 hieß es noch deutlicher, es gäbe gute Gründe, „Sprache als eine Art selbständiges Agens aufzufassen“, denn man könne „die Existenzweise eines ‚Objektivgebildes‘ wie der Sprache nicht im Sinne L.Weisgerbers verstehen, wenn man sich Sprache nur in den Köpfen der Sprecher lokalisiert vorstellt und sie in positivistischer Weise nur dann als existent anerkennt, wenn etwas geschieht (...), d.h. vornehmlich, wenn gesprochen wird“ (Gipper 1960: 59). Diesem bemerkenswerten Passus entnehmen wir nicht nur eine genuine Wiedergeburt des Durkheimschen „fait social“ im Bereich der Sprachforschung (ganz wie ehemals bei de Saussure der Fall war), in der die Unterscheidung *omnibus – cunctis* immer noch nicht für nötig gehalten wird (die deutsche Sprache sei ja „weit mehr als das, was im Kopf eines Einzelnen steckt, ja mehr als in den Köpfen aller lebenden Sprachteilhaber steckt“ (59)!). Wir werden auch darüber belehrt, daß diejenigen, die die *manifeste Existenz* der Sprache im Sprechen betonen, Positivisten sind, daß also Humboldt Positivist war.

leicht abzielen dürfte), auch die „tieferen“ Tatsache bezeichnet, daß man die Rede einstellt, daß man aufhört, zu sprechen.⁶⁵ Und nun ist es ein theoretischer Grundsatz einer jeden Sprachbetrachtung, die Humboldts Rede von der „Energeia“ Sprache wirklich eidetisch gerecht werden will und nicht zum Bonmot oder zur Katachresis herabwürdigt, daß, wenn alle aufhören zu sprechen, es die Sprache als Energeia, d.h. ihrem Wesen nach, in der Tat nicht mehr gibt! Die Einsicht, daß die Sprache nur manifest existent ist im „jedemaligen“ Sprechen des Individuums⁶⁶ (woraus folgt, daß sie abstrakt existent nur im Mitglied der Sprachgemeinschaft ist), tangiert nicht im geringsten den sozialen, objektiven („d.h. intersubjektiven“⁶⁷) Charakter der Sprache. Weil es Soziabilität nur geben kann, wo es Einzelne gibt, die „sozial“ sind, indem sie (und zwar jeder auf seine Weise) zusammen Soziabilität verwirklichen, so daß immer wieder aufs neue das soziale Objektivegebilde wirklich werde, fällt das Bild eines „unpersönlichen“ Kulturgutes, das vom Einzelnen

⁶⁵ Und bestimmt wäre es ganz ausgefallen, etwa Whitney zu unterstellen, er habe die geschichtlich-kulturelle und intersubjektive Dimension der Sprache verkannt, zudem gerade Whitney (bei aller etwaigen Einseitigkeit seiner Methodologie) u.a. bereits eingehend auf das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und der Sprachgemeinschaft reflektiert hat (Whitney 1875/1876: Kap. I, II, VIII, XI und XIV) und betont hat, daß die Sprachwissenschaft keine Naturwissenschaft, sondern eine „historische“ Wissenschaft ist (ebd.: Kap. XV).

⁶⁶ Zur spezifisch Humboldtschen Redeweise „jedemalig“ („jedemaliges“ Sprechen, Denken, usw., „jedemalige“ Rede, Generation, usw., „jedemaliger“ [Sprach]gebrauch, Augenblick, Redender, usw.), mit der Humboldt vornehmlich auf die immer zu berücksichtigende Gebundenheit jedes Begriffes an die besondere, reale Situation, und zwar vor allem jedes Sprachbegriffes an die lebendige Rede des einzelnen Sprechenden, abgezielt haben dürfte, siehe „Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues“ [1827–1829]: Band VI: 121, 127, 148, 152, 181, 183 (1963/1988: 155, 162, 186, 191, 225, 228) und die „Einleitung zum Kawi-Werk“ [1830–1835]: Band VII: 46: Die Sprache „ist nemlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen, ist dies die Definition des jedesmaligen Sprechens; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen“; „die eigentliche Sprache“, so führt Humboldt aus, liegt „in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens“ (1963/1988: 418). Vgl. auch Band VI: 23 Anm. (1963/1988: 135) [„Über den Dualis“, 1827].

⁶⁷ Siehe E. Husserl, *Husserliana* Bd. IV: 199 „Ideen II“.

unabhängig sei und dem „überpersönlichen“ Gebilde einer Gemeinschaft angehöre, Ockhams Rasiermesser zum Opfer.

2.4.2. Überaus positiv konnotiert wird hingegen das Wort „Kraft“⁶⁸; die Sprache sei „als Sprachfähigkeit oder Sprachkraft“⁶⁹, wie auch Gipper zu betonen pflegt, „eine überpersonale geistige Kraft“ (1963: 16) bzw. eine „wirkende Kraft“ (28). Es wurde darauf hingewiesen, daß Weisgerber die Rolle der „Sprachkraft“ vor allem dann stark hervorhob, als er im weiterführenden theoretischen Ausbau seiner Lehre das Statische an der Rede von der Sprache als „Kulturgut“ und „Objektivgebilde“ bemängelte. Weisgerber selbst bezeichnete diese Verschärfung der Blickrichtung explizit als den eigentlichen Durchbruch der „inhaltbezogenen“ zur umfassenden „energetischen“ Sprachbetrachtung⁷⁰, in der erst hinlänglich den Momenten der „Leistung“ der Sprache für den sprachgebildeten Einzelnen und der „Wirkung“ der Sprache (als einer „gesellschaftlichen Erkenntnisform“⁷¹ mit spezifischen „Klassifizierungswerten“) auf die ganze Sprachgemeinschaft Rechnung getragen werden kann⁷². Doch begegnet das Wort „Kraft“ bereits viel früher.⁷³ So betont Weisgerber bereits ganz zu Anfang, daß die

⁶⁸ Als übergeordneten Titel seines mehrbändigen Opus magnum entschied sich Weisgerber bekanntlich für: „Von den Kräften der deutschen Sprache“. Band IV trägt den Titel: „Die geschichtliche Kraft der deutschen Sprache“. Vgl. auch Weisgerber 1959: 223, 1961: 31f., 36ff., 1962: 8ff., Gipper 1960: 61, 63f. und Hartmann 1958: 16ff.

⁶⁹ Weisgerber 1967: 21.

⁷⁰ Weisgerber 1962: 5–28 und 1967: 15–16.

⁷¹ Weisgerber 1929: 71ff., 1930a: 254. Weisgerbers ungedruckte Habilitationsschrift aus dem Jahre 1924 (!) trug den Titel: „Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform“.

⁷² Dazu siehe v.a. die Darstellung bei Hartmann 1959: 108–121.

⁷³ Auf die Tatsache, daß der Begriff „Kraft“, wie ihn Weisgerber gebraucht, ein typisch romantisches Gepräge trägt und in diesem Sinne v.a. bei Herder (siehe etwa 1772/1891: 24ff. und 1799/1881: 66ff., 105ff.) und Humboldt (siehe u.a. Band III: 345, Band VI: 127, 154, 175, 177, 182, usw. [1827–1829] (1963/1988: 162, 194, 218, 221, 227, usw.), Band VII: 14, 23, 25, 27, usw. [1830–1835] (1963/1988: 383, 392, 395, 397, usw.) und Band VII: 640) begegnet, sei hier nur hingewiesen (vgl. auch Weisgerber 1962: 26). Auf den Einfluß von Herder hat Weisgerber übrigens selber hingewiesen (s. Weisgerber 1953/1954, 1. Halbbd.: 21). Ferner sei bemerkt, daß auch Cassirer, dessen „Philosophie der symbolischen Formen“ auf Weisgerbers Ansatz ebenfalls nachhaltige Wirkung ausgeübt haben

ebenso nötig“⁸³. Wo Weisgerber in seinem Aufsatz zur „Erforschung des Sprachwandels“ seinen Ansichten eine theoretische Grundlage gibt, da bezieht er sich bezeichnenderweise denn auch auf Vierkandts Buch aus dem Jahre 1908: „Die Stetigkeit im Kulturwandel“. Das weist darauf hin, daß Weisgerber gelegentlich, so z. B. in Sachen Sprachwandel, eher eine „ergonetische“ als eine „energetische“ Sprachansicht hegte. Denn es ist „die starke Neigung zum Beharren“ den „Erscheinungen des kulturellen Geschehens gegenüber“⁸⁴, worauf Weisgerber seine Ansichten aufbaut und die auch bei Vierkandt im Mittelpunkt steht, so daß „die wesentliche Frage“ diejenige ist, „wie unter solchen Voraussetzungen eine ‚schöpferische Tätigkeit‘ möglich ist“ (a. a. O.: 40). Damit ist das Humboldt-sche Prinzip der *Energieia Sprache*, was seine Verwertung im Bereich des Sprachwandels betrifft und wie es am eindrucksvollsten von Coseriu gestaltet wurde⁸⁵, im Grunde schlichtweg umgedreht: den Sprachwandel gibt es im Weisgerberschen Paradigma nicht aufgrund der Tatsache, daß Sprache „*Energieia*“ ist, sondern *trotz* dieser Tatsache. In diesem Paradigma ist Sprachwandel nicht die eigentliche Sprache *kat' energieian*, sondern dasjenige, was mit der Sprache *kat' ergon* geschieht⁸⁶. Die Wortwahl Gippers spricht

⁸³ Gipper 1963: 20.

⁸⁴ Weisgerber 1930b: 39.

⁸⁵ Siehe vor allem Coseriu 1958/1974 und 1982.

⁸⁶ Es ist nicht von ungefähr, daß P. Hartmann in seiner theoretisch orientierten Kurzdarstellung der Weisgerberschen Sprachbetrachtung die Sprache als einen „Speicher fixierter ‚Ideen‘ (Kategorien)“ (1959: 109) und als ein „erlernbares und dann verfügbares Namen- und Begriffsreservoir“ (116) bezeichnet. Weisgerber 1959: 222 hatte die Muttersprache im Anschluß an Herder als „Gedanken-“ und „Nationalschatz“ bezeichnet (vgl. auch 1929: 99 ff. und 118 ff.). Bei Kandler 1959: 268 ist vom „Schatzhaus der angesammelten Sprachkraft langer Geschlechterfolgen von vielen Menschen“ die Rede, und Gipper spricht von einem „in Wörterbüchern und Sprachdenkmälern gestapelten Schatz“ (1960: 59) und einem „unerschöpflichen Reservoir an Denkmitteln für die wissenschaftliche Begriffsbildung“ (1971/1978: 49). Auch Apel 1963/1980: 27 spricht im Anschluß an Weisgerber von einem „Sinnapriori der Umgangssprache, das in den grammatischen Fügungsweisen und in den Wortinhalten vorgeprägt ist, offensichtlich ebenso allgemeinlogische, konstruktiv präzisierbare Bedingungen des Weltverstehens wie insbesondere das gewissermaßen dogmatische Apriori ganz bestimmter Auffassungsweisen der Welt, in denen eine Jahrtausende währende Geschichte menschlicher Welterfahrung geronnen ist“. Zu dieser „Dogmatik“ vgl. v. a. auch Apel 1973, I: 131–137.

durchaus für sich, wenn er schreibt: „Die Geltung der bestehenden und wirkenden Sprachordnung kann nicht vom Individuum und seinen Wünschen und Gefühlen abhängen, auch wenn es *in Ausnahmefällen sprachschöpferisch* und sprachgestaltend in sie eingreifen kann“ (1963: 34, Hervorhebung von mir, K.W.). Ähnlich schreibt Gipper in seinem wichtigen Aufsatz „Wilhelm von Humboldt als Begründer moderner Sprachforschung“, die Sprache sei nach Humboldt, „auch wenn sie vom Menschen gestaltet und verändert werden kann, doch gleichsam seine ihm eigentümliche zweite Natur“ (Gipper 1965: 9, meine Hervorhebung, K.W.). Und das dient Gipper als Stütze für seine These, daß Humboldt die Sprache in gewisser Hinsicht „als Naturprodukt“ angesehen habe, und das heiße: „dann kann sie auch nicht eigentlich von den Menschen gemacht sein“ (9). Auch weiter heißt es ganz ausdrücklich: „alles Hervorbringen (nicht Erschaffen!) von Sprache“ (14)⁸⁷. Schon Weisgerber hob früh hervor: „Der Mensch ‚bildet‘ sich ja nicht ‚seine‘ Sprache, sondern er ‚lernt‘ eine Sprache, seine Muttersprache“⁸⁸.

Indessen: dieser Gegensatz zwischen „schaffen“ und „lernen“ bzw. zwischen „erschaffen“ und „hervorbringen“ ist – und zwar nicht zuletzt im Hinblick auf Humboldts Denken – unangemessen. Das hat vielleicht niemand je so deutlich gemacht wie B.Croce, dessen Gedanken an dieser Stelle zum Teil auch deshalb hervorzuheben sind, weil sie in einem entscheidenden Punkt denjenigen Weisgerbers und seiner Schule geradezu entgegengesetzt sind. Allerdings wird man (entgegen einem oft zähen Vorurteil⁸⁹) betonen müssen, daß Croces ästhetisch-philosophischer Ansatz, der um den Kernbegriff des Ausdrucks („espressione“) kreist, ungeachtet mancher „methodologischen“ Einseitigkeiten, „methodisch“ (also in einem durchaus „höheren“ Sinne) doch grundsätzlich zutreffend ist und daß Croce auch für die allgemeine „Sprachtheorie“ besonders wichtig ist. Durchaus im Sinne W. von Humboldts (über den Croce ein zwar differenziertes Urteil hat, das jedoch stark – wie alles bei Croce – von seinem Ansatz her geprägt ist⁹⁰) betont Croce in seiner

⁸⁷ Ähnlich in Gipper 1971/1978: 42–43.

⁸⁸ Weisgerber 1929: 119.

⁸⁹ Darauf hat in der Sprachwissenschaft v.a. Coseriu 1958/1974: 55f. aufmerksam gemacht.

⁹⁰ Siehe Croce 1965: 361 ff.

„Estetica“: „Il linguaggio è perpetua creazione: ciò che viene espresso una volta con la parola non si repete se non appunto come riproduzione del già prodotto; le sempre nuove impressioni danno luogo a mutamenti continui di suoni e di significati, ossia a sempre nuove espressioni. Cercare la lingua modello è, dunque, cercare l'immobilità del moto“ (164). Entgegen jenem grundsätzlich statischen Bilde vom „Schatz der Sprache“, in dem die Erkenntnis einer Sprachgemeinschaft „niedergelegt“ sein soll, ist denn auch hervorzuheben, daß ein solches Bild sinnlos und unzutreffend ist, wenn es nicht ein theoretisches Pendant im Sinne Croces erhält: die Sprache, schreibt Croce, „non è arsenale di arme belle e fatte, e non è il ‚vocabolario‘ raccolta di astrazioni ossia cimitero di cadaveri più o meno abilmente imbalsamati“ (164). Croce verwendet gelegentlich auch das Bild eines Schmelztiegels, die sprachliche „Kreativität“ zu verdeutlichen⁹¹, wobei es für ihn darauf ankommt, „che le espressioni già prodotte debbono ridiscendere a impressioni per dare origine alle nuove espressioni“ (158). In der Tat trifft es in einem tiefen theoretischen Sinne zu, wenn Croce, den man schwerlich eines Whitneyanismus verdächtigen kann, in seiner Humboldt-Interpretation schreibt: „La lingua è il parlare“ (a. a. O.: 365).

Weisgerbers spätere Befürchtung, seiner Sprachbetrachtung drohe eine „bedenkliche“ Statik, dürfte mithin über seine eigene Deutung hinaus gute Gründe gehabt haben.

2.5. Somit müssen wir feststellen, daß die energetische Sprachbetrachtung Weisgerberscher Prägung nicht nur den aristotelisch-humboldtischen Begriff der „Energeia“, sondern auch den Parallelbegriff „Ergon“ zur Verwendung bringt, und zwar auf eine Weise, die jenem durchaus widerspricht. Daß dies in der Tat der Fall ist, ist für den Zweck des vorliegenden Aufsatzes eine wichtige Erkenntnis,

⁹¹ So spricht Croce ganz im Geiste seines Ästhetizismus (und für Croce ist ein nicht-gelungener Ausdruck bekanntlich eigentlich überhaupt kein Ausdruck!): „Chi concepisce una tragedia mette in un gran crogiuolo una grande quantità, per così dire, d'impressioni: le espressioni stesse, altra volta concepite, vengono rifuse insieme con le nuove in un'unica massa; allo stesso modo che in una fornace di fusione si possono gittare informi pezzi di bronzo e statuette elettissime. Perché si abbia la nuova statua, le statuette elettissime debbono fondersi al modo stesso dei pezzi informi. Le vecchie espressioni debbono ridiscendere a impressioni, per potere essere sintetizzate con le altre in una nuova unica espressione“ (24).

und sie soll nun in einigen weiteren Einzelbeobachtungen näher erläutert werden.

Es sei aber vorweg noch folgende prinzipielle Überlegung eingeschoben. Es ist unverkennbar, daß die „inhaltbezogene Sprachwissenschaft“ den Energieia-Begriff in ihrer Humboldt-Interpretation nahezu ausschließlich auf das Thema der „sprachlich-inhaltlichen Zwischenwelt“ im Sinne Weisgerbers hin ausgedeutet hat (auf das „sprachliche Weltbild“), d. h. auf nur *ein* mögliches Thema unter vielen. Ohne den Wert dieser Deutung zu schmälern, muß doch festgestellt werden, daß der Begriff der Energieia dadurch weder in anderen empirischen Funktionen (z. B. im Bereich des Sprachwandels) noch im eidetisch-sprachtheoretischen Sinne (die Energieia Sprache als Prinzip ihrer Betrachtung selbst) zur Verwendung gebracht wurde. Es ist die Frage, ob jene Beschränkung auf das „Inhaltliche“, das darüber hinaus definitorisch keineswegs rigide festgelegt wurde, nicht eine gewisse Einseitigkeit zur Folge gehabt hat. Es wäre genauer zu prüfen, ob bei einer weiteren und umfassenderen Anwendung des Humboldtschen Grundsatzes der Begriff der „Energieia“ noch soviel „Kopfzerbrechen“⁹² gemacht hätte und ob er statt dessen nicht als „die Sache selbst“ zu betrachten gewesen wäre, die man kritisch zu voller Evidenz zu bringen hat. Darüber hinaus kommt der „Energieia“-Begriff im Weisgerberschen Paradigma nur dann voll zur Geltung, wenn es gilt, die Ergebnisse der „wissenschaftlichen Behandlung der ‚Sprache als Ergon‘“ gleichsam „in Bewegung“ zu setzen⁹³ – ich sprach oben von einer „Dynamisierung“ (siehe 2.2.) –, und das ist zweifellos ein methodologisches Moment, das das Festhalten an einer noch weitgehend „ergonetischen“ Sprachbetrachtung zusätzlich erklärt.

2.5.1. Zunächst ist da die Weise, wie man das „Beherrschen“ der Sprache faßt. Weisgerber hebt an mehreren Stellen hervor, daß „kein einzelner Sprachangehöriger die Gesamtheit der Sprachmittel beherrscht“⁹⁴, nur „unter einfachen Verhältnissen, etwa im Rahmen einer Mundart“ sei „eine vollkommene Beherrschung der Muttersprache möglich“, bei einer entwickelten Hochsprache aber werde dem Einzelnen ein solches „Beherrschen der ganzen Sprache er-

⁹² Gipper 1965: 12.

⁹³ Weisgerber 1962: 10, 19.

⁹⁴ Weisgerber 1929: 46, 54, 1931/1959: 595, 1961: 48.

schwert und schließlich unmöglich“⁹⁵. Somit bleibe es für jeden „bei einem ‚Teil-haben‘ in doppeltem Sinne. Aber gerade dadurch“, so fährt Weisgerber fort, „erscheint der objektive Charakter der Sprache als eines gemeinsamen Kulturbesitzes einer Menschengruppe in besonderer Deutlichkeit“ (a. a. O.: 606)⁹⁶. Bereits 1929 hob Weisgerber auf genau dieselbe Weise hervor, daß diese Feststellung, daß ein Einzelner die Sprache nicht „beherrschen“ könne, ein „Beweis dafür [sei], daß der Wortschatz als gemeinsamer Besitz der ganzen Gemeinschaft eine überpersönliche Wirklichkeit ist“ (1929: 106). Auch Gipper betont: „Als Angehöriger einer großen Kultursprache ist der einzelne nicht einmal mehr in der Lage, seine Muttersprache völlig zu beherrschen“ (1963: 34).⁹⁷

Es ist offensichtlich, daß die Objektivität der Sprache hier für eine ergonmäßige Quantität steht, insofern kein Einzelner alle Inventare und Nomenklaturen innerhalb der praktischen Reichweite einer Sprache intus hat. Das ist freilich eine triviale Tatsache, die nicht nur inadäquat gefaßt wird, weil der Bereich der Normalsprache und derjenige der Fachsprachen (mit den jeweiligen Terminologien) methodologisch nicht rigide voneinander unterschieden werden, so daß das Wort „beherrschen“ eine einseitige Ausdeutung erfährt. Vor allem wird auf diese Weise der Begriff der „Objektivität“ gut durkheimisch und gut vierkantisch völlig um seinen im Sprachdenken valablen Sinn gebracht. Denn *objektiv* ist in bezug auf die Sprache – in der Tat ist die Sprache ein „Objektivgebilde“, sind also das Lautsystem der Sprache, ihre Morphologie und Syntax sowie die sprachlichen „Bedeutungen“ (die nicht zu verwechseln sind mit den „Inhalten“ der inhaltbezogenen Grammatik) *objektiv* – nicht sinnvoll, wenn es für „unabhängig vom Einzelnen“ stehen soll, son-

⁹⁵ Weisgerber 1931/1959: 605.

⁹⁶ Vgl. ebenfalls Weisgerber 1967: 13.

⁹⁷ „In Wahrheit“ verfüge „jeder Sprecher nur über einen Ausschnitt des Weltbildes seiner Muttersprache (...). Die deutsche Sprache ist weit mehr als das, was im Kopf eines Einzelnen steckt, ja mehr als in den Köpfen aller lebenden Sprachteilhaber steckt: die gesamte Literatur, der in Wörterbüchern und Sprachdenkmälern gestapelte Schatz repräsentiert die deutsche Sprache, ist „objektivierter Geist“ und bestimmt die Geltung des einzelnen Sprachmittels mit, ist also bei der Sprachinhaltsforschung mit zu berücksichtigen. In diesem Sinne kann die Sprache also sehr wohl als eine Art selbständiger Macht angesprochen werden“, Gipper 1960: 59; ähnlich Kandler 1959: 263.

dern nur, wenn es die Tatsache bezeichnet, daß die Sprache als das Intentionalprodukt eines jeden Einzelnen „im jedesmaligen Sprechen“ immer wieder zu einer intersubjektiven kulturellen Realität wird und daß dabei die Eigenschaften dieser Realität, ihre Form wie ihre Bedeutung, eben *objektiv* sind⁹⁸: geschichtlich real, intersubjektiv bindend, ja gar gemeinschaftsstiftend.

Auch hier muß wiederum auf Croce hingewiesen werden, weil gerade er besonders klar dargelegt hat, daß „objektiv“ nicht dasselbe ist wie „unabhängig vom Einzelnen“, und weil er zugleich deutlich macht, daß die Sprache als „Tätigkeit“ um entscheidendes verkannt wird, wenn man sie auf die sprachlich-kreative Freiheit im „Gebrauch“ von „Sprachmitteln“ beschränkt⁹⁹. Croce schreibt, man müsse sich von der Vorstellung freimachen, „che il linguaggio stia innanzi all'individuo parlante come qualcosa di oggettivo, staccato e indipendente da lui, che si ravvivi con l'adoperarlo“ (1965: 364).

Was die empirisch-wissenschaftliche Größe der Sprachgemeinschaft betrifft, dürfte der exakten Schlichtheit der folgenden Worte Bloomfields mithin kaum etwas hinzuzufügen sein: „A speech-community is a group of *people who interact* by means of speech. All the so-called higher activities of man – our specifically human activities – spring from the close adjustment among *individuals* which we call society, and this adjustment, in turn, is *based upon* language; the speech-community, therefore, is the most important kind of social group“¹⁰⁰. Der Irrtum liegt im einzelnen darin, daß die zweifellos wichtige Einsicht, daß Sprache unzulänglich gefaßt ist, wenn sie auf ein *organon* der Verständigung reduziert wird, keinerlei Argument für die These sein kann, daß Sprache nicht vom Einzelnen, sondern von der Sprachgemeinschaft gesprochen werde oder daß die Sprachgemeinschaft als *transzendente Einheit* als „Individuum“ zu gelten habe¹⁰¹, statt eine Gruppe von Individuen zu sein.

⁹⁸ Allerdings (das sei hier nur ergänzend gesagt) ohne, daß dabei die Bedeutung an und für sich, *qua Bedeutung*, „zum Ausdruck“ kommt, wie bereits Husserl in seinen „Logischen Untersuchungen“ (1913/1980: I.L.U.) erkannte. „Zum Ausdruck“ kommt nur die Rede über die Sache, die „Bedeutungserfüllung“.

⁹⁹ Etwa wenn es bei Weisgerber heißt: „In einem ist aber scheinbar der Mensch ganz frei, nämlich in dem ‚Gebrauch, den er von seinen Sprachmitteln‘ macht“ (1929: 129).

¹⁰⁰ Bloomfield 1933/1935: 42 (meine Hervorhebungen, K. W.).

¹⁰¹ Weisgerber 1962: 27.

2.5.2. Sprache sei ferner weitgehend eine „unbewußte“ Tätigkeit, und das leuchtet von selbst ein, hat der Einzelne nach Weisgerber doch nur an der Sprache teil (und zwar, wie es heißt, „schicksalhaft“); er sei ein Mitglied, das dazu beitrage, die Sprache zu tragen, im Einzelnen aber könne sie nicht umfassend „sein“.¹⁰² Weder die „Lautform“ noch „die inhaltliche Seite des Wortes, der Begriff“, erwachse dem Kinde „aus eigenem Erleben und Denken“, dies vollziehe sich vielmehr „unbewußt unter dem Einfluß der sprachlichen Umgebung“. Das „unbewußte“ Übernehmen von Begriffen und Denkformen bewirke schließlich, daß das Kind sich ihrer Herkunft aus der Sprache „nicht bewußt“ sei, wodurch sie ihm später als „naturegegeben“ erschienen¹⁰³. Auch später betont Weisgerber selber noch, daß weder die Sprachgemeinschaft noch der Einzelne „eine Bewußtheit“ hätten von dem, „was sich unter dem Gesetz der Sprachgemeinschaft abspielt“ (1967: 19).¹⁰⁴

Es gehört schlichtweg zur Voraussetzung solcher Thesen, daß das „Ergon“ Sprache zur theoretisch bindenden Größe gemacht wird. Es ist indessen, wie v.a. Coseriu oft deutlich gemacht haben dürfte, unhaltbar, zu sagen, das Können seiner Sprache sei eine „unbewußte“ Angelegenheit¹⁰⁵. Erstens verfällt man einem Physikalismus, wenn man das Sprechen für eine „unbewußte“ Tätigkeit hält, weil das Sprechen dann etwa mit dem Atmen oder Schlafen, in der Tat zwei „natürlichen“ Tätigkeiten, auf ein und derselben Ebene eingestuft wird. Zweitens ist „unreflektiert“ nicht dasselbe wie „unbewußt“; stärker noch, die Einsicht, daß das Sprechen „unreflektiert“ geschieht, setzt geradezu voraus, daß das Sprechen und also auch

¹⁰² Es ist nicht weiter verwunderlich, daß auch Durkheim 1947: 6–7 hervorhebt, daß die „puissance de coercition externe (...) existe, quoique inconsciente“. Man erinnere sich daran, daß z. B. auch A. Schopenhauer, der bekanntlich einen blinden Willen zum Bewegungsgesetz der Welt emporhypostasierte und dem man auch in Sachen Sprachtheorie am besten wenig Glauben schenken wird, meint, die Sprache habe der Mensch „instinktiv“ und ohne „bewußte Absicht“ hervorgebracht („Parerga und Paralipomena“, S.597).

¹⁰³ Weisgerber 1929: 56 ff., 102, 1931/1959: 605, 1961: 48; vgl. Gipper 1956: 97, 101, 1956/1957: 5, 1968: 333, 1971/1978: 43 und 1987: 20 sowie Lohmann 1959: 126 ff.

¹⁰⁴ Wenn (etwa bei Weisgerber) schon einmal der Begriff „bewußt“ auftaucht (vgl. 1962: 17, 22, 29, 87 u. w.), dann ist er nicht dazu da, das „Können“ der Sprache zu bezeichnen. Statt dessen erscheint er vornehmlich in der Fügung „bewußtes Sein“, womit die Kenntnis der (sprachlich bezeichneten) Sachen gemeint ist.

¹⁰⁵ Siehe Coseriu 1958/1974: 49 ff., und vgl. auch Croce 1965: 18.

das Können der Sprache eine „bewußte“ Angelegenheit ist. Auch Gippers Vorschlag, den „Prozeß der Spracherlernung“ als einen solchen zu betrachten, der sich „weitgehend unbewußt oder besser noch: ungewußt“ vollziehe und bei dem das Kind „primär auf die ‚Sachen‘ und Sachverhalte, nicht aber auf die Sprache gerichtet“ sei¹⁰⁶, ist mithin höchst anfechtbar. Erstens weil das „unreflektierte“ Erlernen der Sprache dabei offensichtlich mit dem Extrem des „Unbewußten“ in Verbindung gebracht wird, was bereits an sich, bestimmt aber im Hinblick auf die Tatsache der sprachlichen „Reflexivität“ und deren Rolle beim Spracherwerb abwegig sein dürfte. Zweitens weil der Hinweis auf die Tatsache, daß man im Spracherwerb (wie in aller „reflexiven“, aber „nicht-reflektiven“ Tätigkeit, etwa des Sprechens, des zielgerichteten Handelns, jedoch – wie wir seit Husserl wissen – auch der einzelwissenschaftlichen Empirie, im Gegensatz zum „kritischen“ Selbstbezug¹⁰⁷) auf die „Sachen“ gerichtet ist, ex negativo als Nachweis für die vermeintliche Unbewußtheit derjenigen objektiven Intentionalform (Sprache) in Anspruch genommen wird, die den Heranwachsenden überhaupt erst in die Lage versetzt, die Welt der „Sachen“ zu erschließen. Nicht nur widerspricht diese Beweisführung bis zu einem gewissen Punkt dem eigenen Ansatz der inhaltbezogenen Grammatik. Sie wendet den Begriff „unbewußt“ außerdem dort an, wo er einfach keinen Bezug zur fraglichen Sache herstellen kann, weil die intentionale Ausrichtung auf die Sachen als „Themata“ der sprachlichen Erfassung keine Angelegenheit der etwaigen „Bewußtheit“ ist, die „Unbewußtheit“ für die Sprache selber implizieren würde, sondern eine Angelegenheit der Intentionalität, auf die Begriffe wie (sprachliches) Vorwissen, Erlebnishorizont bzw. -hof u.dgl. zutreffen, zu deren Anwendungsbereich das immer wieder strapazierte dichotomische Bild „bewußt – unbewußt“ jedoch nicht gehört.¹⁰⁸

Wenn sich in irgendeinem Sinne denn auch herausstellen sollte, daß die Sprachforschung mit „unbewußten“ Dimensionen zu rech-

¹⁰⁶ Gipper 1982: 236.

¹⁰⁷ „Reflektiv“ heißt die Blickwendung des Reflektierenden auf das „Selbst“ (so vor allem die transzendente „Kritik“ der menschlichen Erkenntnisleistungen), während „reflexiv“ keine reflektorische Blickrichtung voraussetzt, sondern zur Definition der „Sache selbst“ (vornehmlich der Sprache) gehört.

¹⁰⁸ Vgl. dazu u. a. E. Husserl, *Husserliana* Bd. III: 100ff., 160ff. „Ideen I“.

nen hat, dann noch ist es zweifellos, daß darüber nicht vernünftig geurteilt werden kann, wenn der Fundus dafür nicht derjenige des „bewußten“ intentionalen Sprechen-Könnens ist.

2.5.3. Auch die bereits besprochene These, daß die Sprache nichts an „Existenz“ einbüße, wenn alle schwiegen (will man diesem Satz einmal mehr als nur einen oberflächlichen Sinn abgewinnen; siehe 2.4.1.), dürfte entscheidend durch einen Hintergrund bestimmt sein, wo die Sprache als „Ergon“ fungiert. Natürlich ist das Ergebnis des Sprechens im allgemeinen die Sprache *kat' ergon*, die „Texte“ im Sinne Humboldts, die Humboldt als das Prägende für den „Charakter“ der Sprache bestimmte.¹⁰⁹ Zur Sprache aber werden diese „Texte“ recht eigentlich nur, wenn sie gelesen und studiert, das heißt, wenn sie „energetisch“ belebt werden. Als Texte bilden sie eben ein „Ergon“, das nicht lebendig ist, das keine „Energeia“ ist, solange alle schweigen. Daraus geht wohl besonders klar hervor, wie unangebracht es ist (und auch dem Geiste Humboldts zuwiderlaufend), wenn in einem Versuch, das Sein der Sprache zu erfassen, die Rolle des Einzelnen und seiner individuellen Tätigkeit zugunsten der transzendenten Einheit der Sprachgemeinschaft minimalisiert oder gar entwertet wird. Das faktische Sprechen zur „lediglich vorübergehenden Erscheinungsform“ einer „höheren Wirklichkeit, eben der Sprache eines Volkes,“¹¹⁰ herabzuwürdigen, ist ein methodisch schwerwiegendes Faktum. Das Problem ist aber, daß die durchaus richtige Grundintuition, die darin zum Ausdruck kommt, durch den Anschluß an das Bild des „Ergon“ verlorengeht. Denn das Sprechen (wie der Sprachbesitz des Einzelnen) ist dann nicht mehr die für die Objektivität notwendige kulturelle Verwirklichung der Sprache, sondern die epiphänomenale persönliche Exteriorisierung von überpersönlichem Vorgegebenem, dem der Einzelne sich „beugen“ müsse, und dessen „Macht“ den Einzelnen sogar in eine „Zwangslage“ versetzen könne¹¹¹. Es dürfte klar geworden sein, daß damit weder die Funktion der Sprache als Form menschlicher Intentionalität noch der objektive Stellenwert des Sprechens adäquat erfaßt ist.

¹⁰⁹ Siehe dazu nun v.a. Trabant 1990: 58 f.

¹¹⁰ Weisgerber 1929: 44, 70.

¹¹¹ Weisgerber 1929: 48 und 55.

2.5.4. Indem ebenfalls die These vom „Weltbild“ oder der „Weltansicht“ der Sprache weitgehend hypostasiert wird, enthält auch sie manches, wodurch die Sprache den Status eines Ergons erhält. Zudem wird gerade in dieser Materie bei der Argumentation ganz deutlich die verfängliche Strategie angewandt, bei der das isolierte Individuum der Gemeinschaft *gegenüber*gesetzt wird: „Nicht der einzelne Mensch“, schreibt Weisgerber, „ist der geistige Träger¹¹² dieses Vorganges (der „intellektuellen Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt“), denn er arbeitet ja nicht mit selbstgeschaffenen Sprachmitteln, sondern mit aus der Muttersprache übernommenem Gut“; es sei die „Sprache der Gemeinschaft“, die sein „Denken und Schaffen“ forme.¹¹³

Hieraus geht hervor, daß also auch das Theorem der Sprache als „gesellschaftlicher Erkenntnisform“ nicht von innen heraus, aufgrund einer Reflexion des autonomen sprachlichen Objektes, begründet wird.

2.5.5. Schließlich verrät auch folgende Bemerkung von Gipper eine entschieden „ergonetische“ Grundtendenz: wenn, schreibt Gipper im Anschluß an Heintel und Apel (und Hamann und Herder!), die transzendente Frage Kants auf die Schwierigkeit stößt, daß sie bereits sprachlichen Sinn voraussetzt, dann ist es nötig, „die historisch bedingten, begrifflich-sprachlichen Voraussetzungen zu beachten, die ein solches Reflexionsgefüge erst denkbar machen“ (1963: 26): „In einer Bantu-Sprache ist derartiges mit Sicherheit nicht möglich!“¹¹⁴

Wenn es darum geht, zu behaupten, daß Sprachen wie das Bantu keine Begriffe für „Sinn“, „Geschichte“ u.dgl. haben, dann ist darauf zu erwidern, daß dies einfach falsch ist.¹¹⁵ Wenn es darüber

¹¹² Er ist allenfalls „Mitträger“ der Sprache, siehe Weisgerber 1967: 22, Anm. 14.

¹¹³ Weisgerber 1931/1959: 600, vgl. 1959: 222 f. und 1962: 59.

¹¹⁴ Vgl. auch Gipper 1982: 237.

¹¹⁵ Es sei v. a. an Humboldt selber erinnert, der an verschiedenen Stellen dieses Vorurteil zu entlarven versucht. Angesichts der angeblichen „Dummheit des Naturlebens“ hebt Humboldt hervor, er könne „nicht anders, als eine ganz entgegengesetzte Meinung hegen“, weil „gerade in Beziehung auf den Gedankenausdruck“ das Vorurteil nicht mit den Tatsachen übereinstimme (Band VI: 6–7, Anm. [1827] (1963/1988: 115–116)). Auch allgemeiner bemerkt er, daß „die Vorzüge der Sprachen vor einander grossentheils nur relative sind“ (Band VI: 124 [1827–1829] (1963/1988: 158)) und wiederholt: „Auch die Sprachen der sogenannten Wilden,

hinaus darum geht, zu behaupten, ein Bantu könne unmöglich die Frage nach der „Bedingung der Möglichkeit“ stellen, dann ist das ebenfalls falsch, weil es nicht darauf ankommt, ob seine Muttersprache ihm die Begriffe dazu bereitstellt, sondern darauf, ob er den transzendentalen Begriff schaffen, und zwar, um es mit Cassirer zu sagen, sprachlich „erschaffen und geben“ kann¹¹⁶. Und auch das steht in keinerlei Widerspruch zum Konzept der „Energeia Sprache“, im Gegenteil: Energeia bedeutet ‚gestalten‘, ‚schöpferisch tätigen‘, ja geradezu ‚entdecken‘, nicht bereits Vorgegebenes ‚aufnehmen‘. Und es ist eben der verderbliche Irrtum, zu glauben, die transzendente Fragestellung gebe es einfach und das Objekt der Transzendentalreflexion sei de facto vorgegeben. Das zu glauben ist allerdings ein evidentes Korollar eines Sprachapriori, in dem Sprache vom einzelnen Sprechenden abgehoben wird und wobei ein bares Vorhandensein als „Text“ für die „Existenz“ der Sache selbst gehalten wird, die dann einer „Gemeinschaft“ zur Verfügung stehen soll. Entgegen dem gilt es zu betonen, daß es offensichtlich schwierig ist (und freilich desto schwieriger, je weniger Anlaß es dazu gibt), sich in den Geist der transzendentalen Fragestellung hineinzusetzen, daß es dazu aber keineswegs nur der Sprache bedarf, wieviele Begriffe sie auch immer bereitstellen mag. Das beweist nicht zuletzt die Tatsache, daß auch wenn eine Sprache alle transzendentalen Begriffe bereitstellt, das noch keineswegs verbürgt, daß man wirklich transzendental reflektiert.

2.6. Es dürfte klar geworden sein, daß alle diese Ansichten (zum „Beherrschen“ der Sprache, zur vermeintlich „unbewußten“ sprachlichen Tätigkeit, zum „Leben“ der Sprache in Artefakten, zum „Weltbild“ der Sprache sowie zum Vorzug bestimmter Sprachen vor anderen in der Bewältigung geistiger und sachlicher Probleme) erstens erkennen lassen, daß sie extern motiviert sind: sie werden nicht dem immanenten Bereich der Sprachforschung entnommen, sondern an diesen Bereich von außen her und aus anderen als sprachreflektorischen Gründen, die an und für sich vielleicht interessant, jedoch in casu unsachgemäß sind, herangetragen. Damit ge-

und gerade sie, zeigen eine überall über das Bedürfniss überschüssende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken“ (VI: 157 (1963/1988: 197)).

¹¹⁶ Cassirer 1977, III: 395.

hören sie zu demjenigen Bereich, den ich in den *methodologischen Vorüberlegungen* als *heteronom* bezeichnet habe und durch den die *Autonomie* der Sprache als Objekt der Reflexion verkannt wird. Es mag auf den ersten Blick paradox erscheinen, daß gerade die inhaltbezogene Sprachforschung Weisgerberscher Prägung dieser Einwand trifft. Dennoch ist es bezeichnend, daß Gipper, wo er ganz zu Recht den programmatischen Gedanken äußert, nur durch „interdisziplinäre Zusammenarbeit“ könne man „haltbare Ergebnisse“ in der Erforschung des Verhältnisses Sprache – Denken gewinnen, diesem Leitsatz folgenden, theoretisch weittragenden, Grundgedanken voraufgehen läßt: Man finde nicht selten „sprachwissenschaftliche Arbeiten zum Problemkreis Sprache und Denken, deren Autoren von den einschlägigen Bemühungen der Philosophie und der Psychologie keine Kenntnis genommen haben, *so als sei Sprachwissenschaft als autonome Wissenschaft möglich*“¹¹⁷. Davor hatte Gipper bemerkt: während früher „biologisches Denken“ die Leitbilder in der Sprachwissenschaft geboten habe, hätten für die moderne Sprachwissenschaft „Mathematik und exakte Naturwissenschaften“ das Vorbild abgegeben, was sich an Begriffen wie „Zeichensysteme, Strukturen, Funktionen und Transformationen“ (a. a. O.: 10) zeige. Dieser Position ist entgegenzuhalten, daß keine noch so weit durchgeführte Interdisziplinarität Nutzen bringen kann, wenn nicht vorher die *Autonomie* der Sprachwissenschaft gesichert ist, und daß keine wirklich gültige Interdisziplinarität diese *Autonomie* auch nur um etwas erschüttern kann und wird.¹¹⁸ Denn nicht das macht eine Wissenschaft *autonom*, daß die sie pflegenden Forscher sich krampfhaft um wissenschaftliche Einseitigkeit bemühen, indem sie den Ergebnissen anderer Forschungsrichtungen feindlich gegenüberstehen. Sie ist dadurch *autonom*, daß man die Objektivität des Forschungsgegenstandes in der manifesten Wirklichkeit seiner kulturellen Exteriorisierung erkennt und man in aller Interdisziplinarität diese Objektivität nirgends preisgibt, und zwar in der Einsicht,

¹¹⁷ Gipper 1971/1978: 11 (meine Hervorhebung, K. W.); idem in Gipper 1982: 221.

¹¹⁸ Insofern ist auch die frühe Begriffsbestimmung von „Sprachwissenschaft“ durch Weisgerber 1929: 6, insofern sie eine Wissenschaft sein müsse, die alle Sprachbetrachtungen (die historischen, psychologischen und philosophischen) „zu einem Gesamtbild von der Sprache“ vereinige, obwohl methodologisch begrüßenswert, methodisch doch sehr unvollkommen.

daß sie nie tangiert werden *kann*.¹¹⁹ Mögen denn auch bestimmte mathematische, physikalische und andere Leitbilder die Wissenschaft der Sprache vorangetrieben haben (auch das Gegenteil trifft zu), die Einsichten, daß die Sprache eine Struktur ist, daß sie strukturell gegliedert ist, und daß es das Prinzip der Funktionalität ist, das diese Strukturalität bestimmt und wirksam bedingt, das sind Einsichten, die mitnichten einem mathematischen oder physikalischen, sondern einzig und allein einem *autonomen sprachwissenschaftlichen* Leitbild entnommen sind, oder, wie wir seit der transzendentalen Phänomenologie E. Husserls ohne Umschweife sagen können: dem Leitbild der *Sprache selbst*.

Zweitens verraten die kritisierten Ansichten einen unverkennbaren Anschluß an das Bild der Sprache als „Ergon“, das aus empirisch-sprachwissenschaftlichen Gründen vielleicht gute Dienste leisten mag, aus theoretischer Perspektive jedoch streng zurückzuweisen ist. In dieser Hinsicht sind auch noch einige Ausführungen Kanders von besonderem Interesse, weil sie zeigen, daß sich Kandler (ein Sprachwissenschaftler, der der Weisgerberschule nahesteht) des Problems durchaus bewußt war, er es indessen nicht zu lösen vermochte. Kandler weist darauf hin, daß z.B. in bezug auf den Sprachwandel im Weisgerberschen Paradigma „die Sprache *mit ihrer ‚Energeia‘* sich aus sich selbst bewegt“¹²⁰, und Kandler bemerkt, daß darin stark ein „Ergon“-Gedanke mitwirkt (was die Formulierung „mit ihrer ‚Energeia‘“, gleichsam ein Anhängsel, tatsächlich auch zum Ausdruck bringt¹²¹). Es ist denn auch nicht verwunderlich, daß er kurz danach von einem „Werk“ spricht, wenn er den „Beitrag“ des Einzelnen zum „objektiven Kulturgut“ qua „Werk“ betont.

Insbesondere aber gilt es zu betonen, daß auch angesichts der Humboldt-Interpretation vor allem die in der inhaltbezogenen Sprachforschung übliche Unterbewertung des Sprechens unangemessen ist. Wie bereits bemerkt wurde (siehe oben 2.4.1.), ist die sprachtheoretische Funktion des „jedesmaligen“ Sprechens im

¹¹⁹ „Es ist nicht Vermehrung, sondern Verunstaltung der Wissenschaften, wenn man ihre Grenzen ineinander laufen läßt“, schrieb ein für allemal Kant: KrV, B VIII.

¹²⁰ Kandler 1959: 267–270 (meine Hervorhebung, K. W.).

¹²¹ Vgl. auch Weisgerber 1962: 10.

Humboldtschen Denken kaum zu überschätzen.¹²² Daraus folgt, daß auch die Minimalisierung der Rolle des Individuums in der inhaltbezogenen Sprachforschung besonders unhumboldtisch ist¹²³, und es leuchtet ein, daß in Humboldts Betonung des Schöpferischen (worin ein ausgesprochen ästhetischer Gedanke eine zentrale Rolle spielt) die Verbindung a) des „jedemaligen“ Sprechens durch b) den „einzelnen“ Sprecher einen theoretisch ausschlaggebenden Stellenwert bekommt, wobei beide Momente unlösbar miteinander verbunden sind. Als einer solchen zweigliedrigen Einheit kann die inhaltbezogene Sprachforschung dem einzelnen Sprechakt im Sinne Humboldts unmöglich gerecht werden, weil das Weisgerbersche Paradigma bald vom Sprachgebilde, bald von der Sprachgemeinschaft ausgeht¹²⁴. Wie wichtig bestimmte ihrer Ansichten und Errungenschaften denn auch sein mögen, ihr Ansatz muß als einseitig und in einem theoretisch zentralen Punkt als falsch bezeichnet werden. Einem Grundsatz, gemäß dem die Sprache ein „überpersönliches“, „dem Individuellen und Zufälligen entzogene[s] Gebilde“¹²⁵ ist, muß die Doppelseitigkeit des Humboldtschen Denkens, wie sie beispielhaft etwa aus dem Abschnitt Nr.66 im ersten Text zu den „Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues“ [1827–1829] hervorgeht, fremd bleiben¹²⁶: „66. Die Modificirung der Sprache in jedem Individuum zeigt eine Gewalt des Menschen über die Sprache, so

¹²² Es scheint mir ein großes Verdienst der beiden (übrigens auch ansonsten vorzüglichen) Aufsätze von J. Simon und B. Schlerath in einem Vortragszyklus zum 150. Todestag Humboldts zu sein, daß darin gerade die einzige Wirklichkeit der Sprache und der Sprachen „im Sprechen“ hervorgehoben wird (Simon 1986: 133 ff. und Schlerath 1986: 219 f.). Bereits lange vor ihnen hat freilich Coseriu das immer wieder aufs neue betont (s. Coseriu 1962/1975: 11–101 ‚Sistema, norma y habla‘ / System, Norm und Rede sowie 1958/1974: Kap. I und II).

¹²³ Auch diese Rolle des Individuums wurde neuerdings besonders klar von Simon 1986: 132 ff. herausgearbeitet.

¹²⁴ Siehe dazu explizit noch das am Anfang dieses Beitrages zitierte Motto sowie Weisgerber 1979: 774 f.

¹²⁵ Kandler 1959: 259–260.

¹²⁶ Dieser Abschnitt, der hier wegen seiner Wichtigkeit in seinem vollen Wortlaut wiedergegeben werden soll, läßt darüber hinaus keinen Zweifel an der Tatsache, daß auch für Humboldt das Moment der Freiheit, das Humboldt unzweideutig mit dem Sprechen des Einzelnen verbindet, *auf theoretischer Ebene* das Prius bildet, wodurch die Größe der Sprachgemeinschaft nicht hypostasiert wird. Es sind die sprechenden Individuen, welche die geschichtliche Sprache als solche realisieren.

wie wir im Vorigen ihre Macht über ihn dargestellt haben. Diese letztere kann man (wenn man den Ausdruck auf geistige Kräfte anwenden will) als ein physiologisches Wirken ansehen, jene erstere, von ihm ausgehende, ist ein rein dynamisches, in dem auf ihn ausgeübten Einfluss liegt die Gesetzmäßigkeit der Sprache, in der aus ihm kommenden Rückwirkung das Princip ihrer Freiheit. Denn es kann im Menschen etwas aufsteigen, dessen Grund kein Verstand in den vorhergehenden Zuständen aufzufinden vermag, und man würde die Natur der Sprache verkennen, und gerade die geschichtliche Wahrheit ihrer Entstehung und Umänderung verletzen, wenn man die Möglichkeit solcher unerklärbaren Erscheinungen von ihr ausschliessen wollte. Ist aber auch die Freiheit an sich unbestimmbar und unerklärbar, so lassen sich doch ihre Grenzen innerhalb eines gewissen Spielraums auffinden, und die Sprachuntersuchung muß die Erscheinung der Freiheit erkennen und ehren, aber ihren Grenzen sorgfältig nachspüren, um nicht in den Sprachen durch Freiheit für möglich zu halten, was es nicht ist.¹²⁷

Der Einwand der Einseitigkeit¹²⁸, der auf der Einsicht in die prinzipielle Dialektik von Einzelnem/Verschiedenem und Allgemeinem/Gleichartigem beruht (wie sie bei Humboldt zum Ausdruck kommt), ist deshalb so entscheidend, weil er von ausschlaggebender Wichtigkeit ist in einem prinzipiellen *methodischen* Sinne: Wird auf *theoretischer Ebene* die genannte Doppelseitigkeit des Faktums

¹²⁷ Humboldt, Gesammelte Werke Band VI: 184 (1963/1988: 229).

¹²⁸ Man vergleiche den zitierten Abschnitt etwa mit folgendem Gipper-Satz: „Die sprachliche Verarbeitung vollzieht sich als *Gemeinschaftsleistung* im Rahmen von Sprachgemeinschaften, wobei der Einfluß des Einzelnen auf diese Sprache wesentlich geringer ist als der Einfluß der ihm jeweils bereits *vorgegebenen* Sprache auf ihn“ (1956: 99, meine Hervorhebungen, K. W.). Nicht die individuelle Freiheit und die „schöpferische“ Tätigkeit des Einzelnen, wie es im Humboldt-Zitat so klar als das eigentliche „*Prinzip*“ einer *geschichtlichen Realität* zum Ausdruck kommt, wird dabei berücksichtigt, sondern statt dessen vollzieht sich die ganze Bestimmung unter der Ägide der Momente „Gemeinschaft“ und (zugehöriges) „Ergon“. Ich weise ausdrücklich darauf hin, daß sich an diesem theoretischen Prinzip, eben weil es theoretisch ist, nichts ändert, wenn man wie Gipper 1960 eingesteht, daß „die Möglichkeiten der Einwirkung auf die Sprache“ stärker berücksichtigt werden müßten (1960: 58). Denn das ist eine Klarstellung, die keine theoretische, sondern eine rein empirische Bedeutung hat(te), wie es auch die weitere Entwicklung der inhaltbezogenen Sprachbetrachtung offenkundig werden ließ.

Sprache nicht sichergestellt, sind die Konsequenzen bestimmter Fundamentalthesen (in casu derjenigen betreffs der „Sprache der Sprachgemeinschaft“) für den wissenschaftlichen Stellenwert der Sprache nicht immanent abschätzbar. In welchem Sinne das gewisse Gefahren in sich trägt, soll im folgenden Abschnitt 3. am Beispiel der Philosophie, und insbesondere der Transzendentalpragmatik, eingehender überlegt werden.

3.. *Sprache, Sprachgemeinschaft und Philosophie*

3.1. Nach der kritischen Analyse der Voraussetzungen des „Sprachapriori“, wie es in der sog. „inhaltbezogenen“ oder „energetischen“ Sprachbetrachtung am Leitfaden der Momente „Gemeinschaft“ und „Dasein der Sprache“ in expliziter Anknüpfung v. a. an soziologische Thesen gestaltet wird, wende ich mich jetzt der Frage zu, wie es in einer kräftigen Strömung innerhalb der zeitgenössischen Philosophie um ein solches Apriori steht. Die „Transzendentalpragmatik“ interessiert in der weiteren Beschäftigung mal deshalb vorrangig, weil sie explizite an das linguistische Sprachdenken der Neuzeit (so z. B. auch an Weisgerber) anknüpft, mal weil sie außer ihrem Versuch, den Stellenwert eines „Leibapriori“ nachzuweisen, v. a. auch bestrebt ist, der Sprachgemeinschaft als „Kommunikationsgemeinschaft“ (Peirces „community“¹²⁹) einen transzendentalen Status zu geben.¹³⁰ Die Apelsche „Transformation“ besteht nämlich vornehmlich darin, den Nachweis zu erbringen, daß alle alltägliche, empirisch-wissenschaftliche, mathematische, logische und philosophische Reflexion *immer schon* auf den Sinn der „natürlichen Sprache“ der „Kommunikationsgemeinschaft“ und ihre „Interpretation“ angewiesen sei und daß deshalb vernünftig über den Menschen und seine Leistungen nur dann geredet werden könne, wenn man den transzendentalen Stellenwert der „Sprache der Sprachgemeinschaft“ anerkenne. Tue man das nicht, dann verkenne

¹²⁹ Siehe Apel 1973, II: 173.

¹³⁰ Auch E. Rothacker sieht in Weisgerbers Begriff der „Muttersprache“ darin die Hauptbedeutung für alles philosophische Denken, daß er bedeute, „daß das *Subjekt* aller Objektivität: eine historisch gewordene, sprachlich geeinte *Gemeinschaft* sei“ (1959: 40, meine Hervorhebung, K.W.).

man, „daß es sich bei der Sprache um eine ‚transzendente‘ Größe im Sinne Kants handelt“¹³¹, und dann ver falle man dem „reflexiven Paradoxon“: man leugne das, was man stillschweigend dennoch voraussetze.¹³² Darüber hinaus ist die Sprache in der Transzendentalpragmatik nicht etwa *eine*, sondern *die* transzendente „Bedingung der Möglichkeit“, um die sich alles dreht. In welchem Sinne diese Ausnahmestellung der Sprache zu verstehen ist, wie sie heute in der inhaltbezogenen Sprachbetrachtung und der Transzendentalpragmatik weitgehend identisch gedeutet wird, wird v.a. aus der Bemerkung Gippers klar ersichtlich, daß wir neben den „leiblich-sinnlichen Voraussetzungen“ (d.h., um es modern zu sagen, neben den körperlichen „Bedingungen der Möglichkeit“, Apels „Leibapriori“) „mit einem ‚Sprachapriori‘ rechnen [müssen], d.h. einer *geistigen* Bedingung der Möglichkeit der Erkenntnis, die ebenfalls noch nicht mit der Geburt bereits gegeben ist, sondern erst postnatal, und zwar zur Gänze, aufgebaut werden muß“¹³³. Daß mit jener Ausnahmestellung übrigens ein noch ungeklärtes Problem genannt ist, geht daraus hervor, daß im selben Buch z. B. Gipper die Sprache unterschiedlich bald als „eine“, bald als „eine weitere“ (1987: 77), bald als „eine echte“ (91) oder „wichtige“ (118), bald als „die entscheidende“ oder „zentrale“ (10) oder noch „unverzichtbare“ (121), bald als „eine, ja die“ (78) „Bedingung der Möglichkeit“ bezeichnet. Es handle sich bei der Sprache „um eine Bedingung der Möglichkeit und Gültigkeit der Verständigung und damit zugleich des be-

¹³¹ Apel 1973, II: 333.

¹³² Dieses Paradoxon des sog. „performativen Widerspruchs“ (vgl. v.a. auch Kuhlmann 1992: 28 ff., 58 ff., 76 f.) scheint übrigens nahezu das einzige Kriterium (nach Kuhlmann 1992: 76 allerdings ein „extrem starkes Argument“) zu sein, auf das man sich am häufigsten stützt, die Richtigkeit des transzendentalpragmatischen Grundgedankens unter Beweis zu stellen, obwohl ersichtlich ist, daß es lediglich für eine Beweisführung ex negativo angewandt werden kann. Das erklärt auf jeden Fall zusätzlich, weshalb Apel dem Kantischen Begriff eines „regulativen Prinzips“ (für Apel ist ein solches das „transzendente Sprachspiel der idealen unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft“), den Apel dann peircesch ausdeutet (1973, II: 174), so große Bedeutung beimißt. Es erklärt auch, weshalb Apel z. B. gegenüber jeder Form von Fallibilismus oder kritischem Konventionalismus darauf hinweisen kann, daß „das Postulat einer schlechthin intersubjektiv einheitlichen Weltinterpretation“ (Apel 1973, II: 161) „immer schon“ vorausgesetzt sei. Vgl. auch dazu Kuhlmann 1992: 38–63.

¹³³ Gipper 1987: 42 (meine Hervorhebung, K. W.).

grifflichen Denkens, der gegenständlichen Erkenntnis und des sinnvollen Handelns“¹³⁴. Das heißt: es geht bei Apel um „das‘ ,transzendente‘ Sprachspiel“, das immer schon als eine „Bedingung der Möglichkeit“ vorausgesetzt wird (1973, II: 163), und die Frage nach der Erkenntnis ist diesem Interesse für die „Verständigung“ (163) (qua „gültige“ „Erfahrung“ schlechthin (171)) und ihre Voraussetzungen untergeordnet, ja nach Apel nur von diesem Interesse her erst wirklich richtig konzipierbar. Das ist die große Verschiebung der Problemstellung im Vergleich zur Kantischen Philosophie, und das ist offenbar der eigentliche Sinn der „Transformation“.

3.2. Aus dieser kurzen Skizze wird sofort klar, daß es nicht verwunderlich ist, daß Apel sich in entscheidenden Punkten auf Weisgerbers Lehre berufen konnte. In der Tat nehmen die Texte Weisgerbers in mancher Hinsicht bereits unverkennbar Elemente des Ansatzes von Apel vorweg. Nur einige wichtige Momente seien herausgehoben.

Zuvor muß aber noch ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß Weisgerber selber nicht auf das Wort „transzendental“ zurückgreift, weder im Artikel „Sprache“ für Vierkandts Handwörterbuch (1931/1959) noch im Aufsatz zur „Neuromantik“ (1930a), aber auch weder in „Die sprachliche Gestaltung der Welt“ (1962) noch im erwähnten Vortrag, gehalten im Oktober 1966 vor einem Publikum von Linguisten, Soziologen, Juristen, Theologen und Philosophen (1967)¹³⁵. Erst der Weisgerber-Schüler H. Gipper wird (v. a. unter Rekurs auf Heintel, Apel, Gadamer, Liebrucks u. a.) explizit von der „transzendentalen Bedeutung der Sprache“ bzw. der Sprache als einer „transzendentalen Bedingung“¹³⁶ sprechen.

¹³⁴ Apel 1973, II: 333; siehe auch Kuhlmann 1975: 78 ff., Burckhart 1991: Kap. I, Kuhlmann 1992: 38–78, 147 ff.

¹³⁵ Allerdings spricht Weisgerber z. B. von der „Gegenstandskonstitution“ durch die Sprache (etwa 1962: 70 ff., 216), wobei er (mit aller Anerkennung) anmerkt, daß E. Heintel „transzendental“ im Sinne von „gegenstandskonstitutiv“ versteht (1962: 72). Bemerkenswerterweise schreibt Weisgerber dazu dann, daß es „noch einige Mühe machen wird, Gedankenführung und Terminologie dieser Untersuchungen mit den sprachwissenschaftlichen Überlegungen abzustimmen ...“, woraufhin Weisgerber sich offensichtlich davor hütet, den Begriff „transzendental“ zu verwenden.

¹³⁶ Gipper 1963: 26 f., 1971/1978: 9 f., 1982: 221 ff. und 1987: 11 ff.

Weisgerber weist darauf hin, daß „am Anfang des geistigen Lebens jedes Einzelnen die Bedingung der Sprachgemeinschaft steht“ (1967: 12). Apel befürwortet bekanntlich (entgegen dem „methodischen Solipsismus“) den Vorrang der „Kommunikationsgemeinschaft“ vor dem Mitglied derselben im transzendentalen Sinne, indem er dem „transzendentalen Sprachspiel“ in einer idealiter konzipierten „unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft“ den Status eines „regulativen Prinzips“ im Sinne Kants zuspricht¹³⁷. Bemerkenswerterweise spricht Apel in seiner Habilitationsschrift sogar von der „Voraussetzung eines mit der Umgangssprache vorausgesetzten Weltsinnes, den wir nicht gemacht haben“ (1963/1980: 26), wobei wir sofort an das in der „inhaltbezogenen Sprachbetrachtung“ übliche „Schicksal“ der Muttersprache erinnert werden, an deren Sinnordnung der Einzelne nur „teilhat“. Die „Eingliederung in eine Sprachgemeinschaft“, schreibt Weisgerber ferner, geschieht „vor jeder eigenen Wahl“ (1967: 12) und „ohne eigene Entscheidung“ (1967: 35). Deshalb spricht Weisgerber oft von einem „Schicksal“ (1929: 164 und 1967: 18, 21, 35, 36), ein Ausdruck, den nicht nur Gipper (z. B. 1963: 23), sondern auch Apel (1973, I: 135–136) wieder aufgreift. Man wird dabei nicht von ungefähr auch an Apels an verschiedenen Stellen angeführte und recht kuriose Beobachtung erinnert, die einzige Wahl eines Mitgliedes einer Kommunikationsgemeinschaft, sich den Regeln des Diskurses innerhalb dieser Gemeinschaft zu widersetzen, sei der Selbstmord¹³⁸. Ähnlich hob Weisgerber hervor, man gehe „geistig und physisch zugrunde“, wenn man keinen Anteil am Prozeß des „Wortens der Welt“ nehme (1967: 18), den „Austritt aus der Sprachgemeinschaft“ gebe es nicht (1967: 22).

Weisgerber nimmt auch dort einen entscheidenden Gedanken Apels vorweg, wo er von der „geltenden Muttersprache“ (1967: 14) handelt, ist doch der Aufweis der sprachlich vermittelten „Geltung“ bzw. „Gültigkeit“ ein Zentraltopos in Apels Denken¹³⁹. So schreibt Weisgerber: „Die ganze Sprache und jedes einzelne ihrer Elemente ‚gilt‘ im Kreise der Angehörigen dieser Sprache so, daß jeder „selbstverständlich“ in sie hineinwächst, „unreflektiert“ sich in ihr

¹³⁷ Apel 1973, II: 157 ff., 315, 338 ff., 353 ff. Vgl. Kuhlmann 1992: 40, 52 ff., 74 f. u. ö.

¹³⁸ Vgl. etwa Apel 1973, II: 327–328.

¹³⁹ Vgl. auch Weisgerber 1962: 47 ff. und Gipper 1963: 16 u. w.

bewegt ...“ (1973: 73). „Da nun die Daseinsform der Gemeingüter die der ‚Geltung‘ ist“, heißt es an anderer Stelle, „so müssen die psychischen Erlebnisse der Einzelnen in Relation gebracht werden mit den ‚Geltungen‘ der Gemeinschaft“ (1979: 774).

In der Tat ist für Apel in Weisgerbers Denken von zentraler Wichtigkeit, daß dieser Humboldts Rede vom sprachlichen „Weltbild“ („Weltansicht“) aufgegriffen hat und in seinen Beschreibungen der „Inhalte“ einer Muttersprache die Gebundenheit der menschlichen „Anverwandlung von Welt“ an die Sprache qua „Zwischenwelt“ expliziert hat: etwas ist nie rein als solches, sondern (mit der Heideggerschen Formel) immer „als etwas“, und das heißt als ein sprachlich konstituierter und vermittelter Sinn im geschichtlichen Sinngefüge der Sprache einer Sprachgemeinschaft, gegeben.¹⁴⁰

3.3. Weil, wie bereits angemerkt wurde, Weisgerber selber es vermeidet, den Begriff „transzendental“ ins Spiel zu bringen, gibt es eine terminologische Übereinkunft in dieser Hinsicht zwischen Weisgerber und Apel nicht¹⁴¹. Diese Übereinkunft gibt es dafür aber, wie gesagt, um so deutlicher zwischen der Weisgerberschule (vornehmlich Gippers) und Apel (auch bei Heintel, Lohmann u. a.), und überhaupt wird sowohl in der inhaltbezogenen Grammatik im allgemeinen (also auch bei Weisgerber selber) wie in der Transzendentalpragmatik doch wenigstens *ein* Begriff auf eine Weise verwandt, die (wie v. a. ein Vergleich Apel-Gipper deutlich machen könnte) große Gemeinsamkeit aufweist: „Bedingung“. Darüber hinaus ist dieser Begriff „Bedingung“ für die Zwecke dieses zweiten Teiles meines Beitrages von großem Interesse, da doch Apels Transformation (in explizitem Anschluß an Peirce) darin besteht, „die Kantsche Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit und Gültigkeit wissenschaftlicher Erkenntnis als Frage nach der Möglichkeit einer intersubjektiven Verständigung über Sinn und Wahrheit von

¹⁴⁰ Siehe Apel 1963/1980: 9, 25–28, 36, 54, 63, 74, 77, 86, 1973, I: 116ff, 125ff., 132ff. und 1973, II: 170f., und vgl. dazu auch Rothacker 1959: 45 sowie Gipper 1971/1978: 142 und 1987: 24.

¹⁴¹ Man vergleiche allerdings den kurzen Hinweis auf Kant etwa in Weisgerber 1929: 68 und auf Ausführungen (Heintels und Apels) zum Verhältnis zwischen der Kantischen Philosophie und der Sprache in 1962: 72ff.

Sätzen bzw. Satzsystemen zu erneuern“ (1973, II: 163). Demgemäß fordert Apel in „philo-sophischer“ Hinsicht letztendlich immer ein und dasselbe: die „radikale Reflexion auf die sprachlichen Bedingungen der Möglichkeit alles Denkens und Entscheidens“ (1973, II: 327) – und d.h. der Möglichkeit von (mit sog. „Geltungsanspruch“ vorgebrachtem) „Sinn“ im weitesten Umfang dieses Wortes. Dabei gilt die Sprache als die entscheidende „transzendente Größe“ (1973, II: 333)¹⁴².

Fokussieren wir nun das Verhältnis zwischen dem Komplex „Sprache und Sprachgemeinschaft“ und der Rede von der „Bedingung“.

3.3.1. „Wo immer wir den Menschen antreffen“, schreibt Weisgerber, „ist er nicht sprachlich autark, sondern unter der Wirkung von Bedingungen, die durch Gemeinschaftsformen sprachlicher Aktivität herbeigeführt sind“ (1967: 11); am Anfange des „geistigen Lebens“ stehe die „Bedingung der Sprachgemeinschaft“ (a. a. O.: 12¹⁴³), und diese Bedingung bedeute für den Einzelnen einen „fast naturgesetzliche[n] Zwang zur Sprachgemeinschaft“ (13; vgl. 21). In ähnlicher Weise hebt Gipper in seinem Diskussionsbeitrag zu Weisgerbers Vortrag im Jahre 1966 hervor, er sehe „das Wichtigste an der Sprachgemeinschaft darin, daß hier einer Gruppe von Menschen gemeinsame Denkvoraussetzungen bereitgestellt werden“, so daß „das ‚sprachliche A-priori‘ im Sinne eines anthropologischen A-priori, d.h. einer Bedingung der Möglichkeit individuellen Denkens“, aufzufassen sei¹⁴⁴.

3.3.2. Es ist fraglich, ob in diesen Zitaten dem Begriff „Bedingung“ (sei es nun der „Sprache“ oder der „Sprachgemeinschaft“) eine andere Aufgabe zuteil wird, als die, die Tatsache zu bezeichnen, daß die Sprache als ein geschichtliches Kulturprodukt intersubjektiven Miteinanders alle „höhere“ „geistige“ menschliche Tätigkeit bestimmt, so daß die Form dieser Tätigkeit eben wesensmäßig sprachlich ist (wodurch das Wort „Form“ hier also in einer zwar spezifischen, aber doch vollen erkenntniskritisch-sprachphilosophischen Bedeutung verstanden wird).

¹⁴² Vgl. Burckhart 1991: 162 ff.

¹⁴³ Vgl. Weisgerber 1979: 782.

¹⁴⁴ H. Gipper, in: Weisgerber 1967: 47–48.

Zunächst ist zu bemerken, daß nicht zur Debatte steht und auch nicht zur Debatte stehen kann, ob der Mensch in seiner begrifflichen Tätigkeit etwa ebenfalls ohne Sprache auskäme. Denn Sprache ist ein *definitorischer Zug des Mensch-Seins überhaupt*, so daß die Frage, ob man auch ohne Sprache auskäme, im Grunde ins Absurde führt. Es kann nicht aus der Möglichkeit dank dem Vorhandensein auf die Unmöglichkeit wegen des Fehlens geschlossen werden. Explizit zur Debatte zu stellen ist vielmehr, ob der Begriff „Bedingung“ in jenem Fokus auf die Sprache in Philosophie und Sprachwissenschaft nicht dermaßen ausgeweitet wird, daß mit ihm nicht mehr unterschieden wird zwischen zwei grundsätzlich zu unterscheidenden Typen der Voraussetzung, nämlich zwischen

- a) der „funktionalen Vorbedingung“ qua ideellem „Prinzip“ im Sinne des Kantischen Apriori (das ist z.B. die „transzendente Idealität“ [KrV, B 52] im Bereich der Kantischen transzendentalen Ästhetik: „Raum“ und „Zeit“ sind apriorische Bedingungen der Anschauung¹⁴⁵; oder die „transzendente Relativität“ der Kantischen „Kategorien“ und des Kantischen „Synthesis“-Gedankens¹⁴⁶), und
- b) der „realen Bestimmung“ qua „Form“ (z.B. insofern Sprache die – typisch menschliche und „definitorische“ – Befähigung und Exteriorisierung aller „höheren“ „geistigen“ Leistungen ist).

Die Tatsache, daß Weisgerber, Apel, Gipper u.a. den Begriff „Bedingung“ zur Bezeichnung mehrerer, zum Teil sehr heterogener Faktoren verwenden, die etwas mit dem allgemeinen Bereich der „Voraussetzung“ zu tun haben, läßt nämlich Zweifel daran aufkommen, ob der „transzendentalhermeneutische Sprachbegriff“ (Heintels, Apels und Gippers) der von Kant erschlossenen Fragestellung gerecht wird. Insofern scheint auch die Tatsache, daß Weisgerber selber nicht von der „transzendentalen Größe“ Sprache spricht, von besonderem Interesse zu sein.¹⁴⁷

¹⁴⁵ „Die beständige Form“ der (rezeptiven) „Sinnlichkeit“, schreibt Kant beispielsweise in bezug auf die „reine Anschauung, welche den Namen Raum führt“, „ist eine notwendige Bedingung aller Verhältnisse, darinnen Gegenstände als außer uns angeschaut werden“ (KrV, B 43).

¹⁴⁶ „Gesetze“ der Natur, Erscheinungen usw. existieren „nur relativ auf das Subjekt“ (B 164).

¹⁴⁷ Außer von der „Bedingung der Sprachgemeinschaft“ (1967: 12) spricht Weisgerber z.B. von der Sprache, insofern sie Anteil habe „an den Bedingungen des

Es ist deshalb besonders aufschlußreich, daß Weisgerber in seinem Aufsatz zur „Neuromantik“ an einer einschlägigen Stelle nicht den Begriff „Bedingung“ verwendet, sondern einfach (und viel genauer) schreibt, die Sprachfähigkeit sei nichts anderes als „die Befähigung zu intellektueller Arbeit, begrifflichem Denken“¹⁴⁸, eben, wie es in „Muttersprache und Geistesbildung“ noch allgemeiner hieß, die „Voraussetzung“ dafür (1929: 52). *Die (reale) Befähigung ist nämlich grundsätzlich von der (ideellen) Bedingung zu unterscheiden*. Es kann nicht vernünftigerweise behauptet werden, daß Sprache „die Bedingung der Möglichkeit“ im transzendentalen Sinne ist aufgrund der Tatsache, daß Sprache Wissenschaft „ermöglicht“, d.h. aufgrund davon, daß die Sprache das intentionale Objektgebilde ist, das uns Menschen überhaupt erst den Zugang zu allen Bereichen wissenschaftlicher Erforschung verleiht. Nicht nur verkürzt man auf diese Weise die Intentionalität des Menschen um verschiedenes, indem man eine einseitige Deckung von Sprache

Menschseins, des Gemeinschaftslebens und des Individuallebens“ (1979: 763; vgl. 1953/1954, 1. Halbbd.: 35). Auch hier ist „Bedingung“ in einem wenig spezifischen Sinne gebraucht, zumal die Intersubjektivität (das „Gemeinschaftsleben“), angesichts deren man die Sprache mit Fug und Recht als „Bedingung“ zu betrachten hat (vgl. Humboldt), dann ohne Differenzierung neben der Definition des Menschen (dem „Menschsein“) einerseits und dem individuellen Sein des Menschen (dem „Individualleben“) andererseits steht. Indes ist die Sprache keine Bedingung der Definition des Menschen (das wäre allenfalls abermals eine Metapher), denn auf der Ebene der Definition *ist* der Mensch ein sprachliches Wesen, die Sprache ist also keine Bedingung in diesem Sinne. Und das „Individualleben“ ist für Weisgerber eine psychologische Größe (wie das „Menschsein“ eine philosophische und das „Gemeinschaftsleben“ eine soziologische Größe ist, siehe 1979: 763, 769, 771, 774), so daß auf dieser Ebene nicht von der „Möglichkeitsbedingung“ im Sinne der Geltungsdiskussion, die nicht mit psychologischen Größen arbeitet, die Rede sein kann.

An anderer Stelle im selben Aufsatz aus dem Jahre 1979 spricht Weisgerber von den „vorgegebene[n] natürliche[n] Bedingungen“ der Geruchsempfindungen beim Menschen (chemischen, physischen, psychischen) (1979: 767, vgl. 779), ein wenig weiter stehen die „Existenzbedingungen der Gemeinschaftsformen von Sprache“ (771) zur Diskussion, und noch weiter ist von den „gemeinsprachlichen Vorbedingungen“ für das „individuelle Sprachtun“ (781) die Rede. „Bedingung“ hat somit allein bei Weisgerber schon mindestens fünf verschiedene Funktionen, die im empirischen Studium vielleicht problemlos unter den Oberbegriff „Voraussetzung“ gefaßt werden können, erkenntnistheoretisch aber rigide voneinander zu unterscheiden sind.

¹⁴⁸ Weisgerber 1930a: 249; vgl. auch 1929: 111.

und Intentionalität befürwortet. Auch bleiben die mannigfaltigen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Weisen der Erkenntnis unverstanden. Zudem droht dem Sprachfokus, daß er vorschnell und ohne die erforderlichen begrifflichen Unterscheidungen und die erforderliche tiefere Begründung in den Problembereich der Transzendentalreflexion eingeführt wird. Die völlig mißglückte Herdersche „Metakritik der Kritik der reinen Vernunft“ (1799/1881)¹⁴⁹ beweist, daß dies in der Tat eine reelle Gefahr ist und daß dem transzendentalen Geschäft nicht geholfen ist, wenn von der Sprache behauptet wird, sie sei in Wahrheit die apriorische „Bedingung“, die Kant hätte interessieren sollen.

Trifft diese Kritik zu, dann bedeutet das auch, daß Weisgerbers Charakterisierung der Sprache als „gesellschaftliche Erkenntnisform“¹⁵⁰, wie sehr auch immer der Grundgedanke valabel, legitim und weiterer Ergründung wert sein mag, durch die Weise, wie man eben diesem Grundgedanken eine wissenschaftliche Gestalt zu geben versucht, ebenfalls nicht unproblematisch ist. Methodologisch betrachtet ist dies von größter Wichtigkeit, denn für Weisgerber und die inhaltbezogene Sprachbetrachtung ist es eben „das Wesentliche an der Sprache, daß sie eine Erkenntnisform ist“¹⁵¹. Daraus geht besonders klar hervor, daß das „Wesen der Sprache“ in diesem Paradigma nur eine *heteronome* Bestimmung erhalten kann: die Sprache wird nicht eidetisch qua Sprache, sondern gemäß ihrer „entscheidenden Leistung“ (1929: 93) bestimmt. Das heißt nicht nur, daß „Bedeutung“ gegen „Inhalt“ eingetauscht wird, sondern daß es einfach eine methodologische Konsequenz ist, daß die inhaltbezogene Sprachbetrachtung *metabasische* Fehlschlüsse zieht, in denen man vielem *Sprachlichen* nicht gerecht werden kann.

Besonders hervorzuheben ist dabei, daß die beiden Momente „transzendente Sprache“ und „gesellschaftliche Erkenntnisform“, die zusammen eine wissenschaftlich illegitime Strapazierung des

¹⁴⁹ Daß die Herdersche „Metakritik“ (ungeachtet etwaiger anderer Vorzüge) mißglückt ist, insofern sie in erster Instanz eine Metakritik der Kantischen Kritik der reinen Vernunft sein wollte, erkannte bekanntlich bereits G. W. F. Hegel (siehe Trabant 1990: 175). Scharfe (im großen und ganzen wohl immer noch zutreffende) Meta-Metakritik formulierte unter anderen W. Streitberg in seinem historisch besonders wichtigen Aufsatz „Kant und die Sprachwissenschaft“ (1909: 386–390).

¹⁵⁰ Weisgerber 1929: 71 ff. und 133; 1930a: 254.

¹⁵¹ Weisgerber 1929: 109; vgl. 93 ff. So auch I. Dal 1950: 13.

zentralen Sprachbegriffes zur Folge haben, ihr gemeinsames Fundament in einem, wie gezeigt wurde, falsch begründeten Dogma der Sprachgemeinschaft im Sinne Durkheims und Vierkandts finden. Dadurch verliert nicht nur der unentbehrliche Begriff der Sprachgemeinschaft seinen eminenten Stellenwert im sprachwissenschaftlichen und -philosophischen Diskurs. Überdies kann man dem Sinn der von Kant (und nachher v. a. von Cassirer und Husserl) herausgestellten Tatsache, daß „notwendige Bedingungen“ dennoch „subjektive Bedingungen“ sind¹⁵², nicht mehr gerecht werden.

3.4. Um nun jene Einseitigkeit des zur Diskussion stehenden Sprachbegriffes und das Problematische an der Rede von der „transzendentalen“ Sprache als „gesellschaftlicher Erkenntnisform“ unter der Ägide eines diskutablen Begriffes der „Sprachgemeinschaft“ zu verdeutlichen und konkret zu veranschaulichen, sei ein Gedankengang aufgegriffen, der in der inhaltbezogenen Sprachbetrachtung öfters begegnet und auch von der Transzendentalpragmatik problemlos übernommen werden konnte.

Es handelt sich um die (an und für sich freilich wieder besonders interessante) Frage nach der Bedeutung des Weisgerberschen Ansatzes für die Problematik der „Gültigkeit der wissenschaftlichen Erkenntnis“¹⁵³. Weisgerber formuliert als These, daß „mit der unvermeidlichen Gebundenheit des wissenschaftlichen Denkens an bestimmte sprachliche Voraussetzungen die Möglichkeit zugegeben werden muß, daß wissenschaftlichen Ergebnissen der gleiche Grad von Allgemeingültigkeit zukommt, den diese sprachlichen Voraussetzungen besitzen“ (1931/1959: 603) (vgl. auch schon 1929: 109ff.). Weisgerber verweist dann auf die bekannte Arbeit von Br. Snell¹⁵⁴, in der dieser nachgewiesen haben soll, daß einerseits bestimmte naturwissenschaftliche Begriffe in der griechischen Antike „die konsequenteste Ausbildung ganz bestimmter in der griechischen Sprache angelegter Möglichkeiten“ waren, daß andererseits dem wissenschaftlichen Denken gewisse Schranken gesetzt waren „durch die

¹⁵² Kant: KrV, B 66.

¹⁵³ Vgl. dazu auch Weisgerber 1962: 22, wo diese Problematik mit der Unterscheidung zwischen der „leistung-“ und der „wirkungbezogenen“ Sprachbetrachtung in Verbindung gebracht wird.

¹⁵⁴ Das tut ebenfalls Gipper 1956/1957: 7, 1963: 101–103, 1971/1978: 43, 71 u. ö.

Entwicklungsstufe, auf der die griechische Sprache“ stand. Somit ergebe sich als Forderung, zu überprüfen, wieweit die „Gültigkeit wissenschaftlicher Ergebnisse“ auf den „Geltungsbereich bestimmter sprachlicher Voraussetzungen“ beschränkt sei oder wieweit „eine in ganz anderem Sprachzusammenhang entstandene Wissenschaft notwendig zu den gleichen Fragestellungen und den gleichen Lösungen gekommen wäre“. Ähnlich fragt Gipper (1963: 38): „Wie ist es z. B. möglich, mit den bereits weltbildhaft vorgeformten Mitteln einer Sprache ein wissenschaftliches Weltbild aufzubauen, das dem sprachlichen Weltbild vielleicht sogar widerspricht? Wie ist Fortschritt möglich, wenn die Sprache ein Weltbild bewahrt und tradiert, das wissenschaftlicher Einsicht nicht standhält?“¹⁵⁵

3.4.1. Zunächst ist zu fragen, ob Weisgerbers im ersten Zitat zum Ausdruck gebrachte Parallelisierung von wissenschaftlicher und sprachlicher Allgemeingültigkeit denn überhaupt einen vernünftigen Sinn haben kann. Wenn gemeint ist, daß sowohl Sprache als Wissenschaft allgemeingültig sind, dann kann das keinesfalls pauschal hingenommen werden. Erstens ist die Form der Allgemeingültigkeit zweimal grundsätzlich verschieden: Wissenschaft, und v. a. (mathematische) Naturwissenschaft, *strebt* Allgemeingültigkeit *an*, Sprache indes *ist* allgemeingültig, besser: die sprachlichen Bedeutungen sind allgemein und objektiv. Die sprachliche Bedeutung steht für das *Was*, das x-Sein¹⁵⁶, nicht für das *Wie*, das jeweils x Seiende, und ist eine geschichtlich-intersubjektive Größe in der sprachlichen Tätigkeit eines jeden Sprachteilnehmers. Die in der inhaltbezogenen Sprachbetrachtung übliche Unterscheidung zwischen einerseits der „Sprachbegabung“ als „Form der Sprachgemeinschaft“ (bzw. der Sprache oder dem „Wort“) und andererseits dem „Seienden“, das „erschlossen“ und „gestaltet“ werde¹⁵⁷, ist in bezug auf die Bedeutungsproblematik (die Weisgerber bekanntlich gegen die Inhalt-Problematik eintauschen wollte) gerade durch den Fokus auf das „Seiende“ besonders irreführend. Wird doch die Ebene des bedeutungsmäßigen „Seins“, das der Ebene des sprachlich „Seienden“ voraufliegt, übersprungen.

¹⁵⁵ Bereits früher war Gipper 1956: 105 bestrebt, „die verhängnisvolle Kluft zwischen sprachlicher und mathematischer Erkenntnis“ zu verringern.

¹⁵⁶ Oder, wie Coseriu (1988c: 102 ff.) sagt, für die „Quidditas“.

¹⁵⁷ Vgl. Weisgerber 1962: 29 ff., 51 ff.

Zweitens ist Weisgerbers These in sich selbst widersprüchlich, insofern aus seinem Ansatz einfach folgt, daß auch wissenschaftliche Sprache genau wie ihre nichtwissenschaftliche muttersprachliche Voraussetzung mit allgemeinen Bedeutungen operiert.

3.4.2. Letzteres aber dürfte ein Zeichen dafür sein, daß die Frage gestellt werden muß, ob die Verknüpfung, die Weisgerber und Gipper in der Nachfolge von Snell zwischen Sprache und Wissenschaft erblicken, nicht einem Kausalismus nahekommt, der darüber hinaus ebenfalls eher auf einer (wenn auch implizit wirksamen) Konzeption der Sprache als Ergon als auf einer energetischen Sprachkonzeption aufbaut. Denn wenn gefragt wird, ob eine wissenschaftliche Konzeption möglich sei, die der in dem lebensweltlichen sprachlichen Ordnungsgefüge niedergelegten Erkenntnisform widerspreche, dann wird die Sprache nicht als ein energetisches Funktionalsystem aufgefaßt, das Wissenschaft idealiter neutral ermöglicht, sondern als ein Ergon, dessen Ordnung der mittels wissenschaftlicher Sprache zum Ausdruck gebrachten Ordnung offenbar widersprechen könne. Sprache und Wissenschaft erscheinen dabei auf ein und derselben Stufe angesiedelt.

Damit ist aber noch nicht nachgewiesen, daß die Frage, wie Fortschritt unter dieser Bedingung möglich sei¹⁵⁸, überhaupt eine sinnvolle Frage ist. Im Gegenteil: es geht nicht an, der lebensweltlichen Sprache als „gesellschaftlicher Erkenntnisform“ die Erkenntnis in der Wissenschaft auf ein und derselben Stufe gegenüberzustellen. Von einem Widerspruch zwischen „Die Sonne geht auf“ und der naturwissenschaftlichen Erkenntnis kann denn auch, sieht man ein wenig genauer zu, nicht die Rede sein, weil das einen Vergleich zwischen zwei völlig verschiedenen Sachen voraussetzt: der sprachliche Ausdruck der aufgehenden Sonne ist keine *Erkenntnis* in dem Sinne der naturwissenschaftlichen Feststellung, daß nicht die Sonne sich dabei bewegt, sondern die Erde. Und genauso ist die Sprache

¹⁵⁸ Ähnlich fragte Gipper bereits früher 1956/1957: 6, und zwar unter dem Titel: „Ist Wissenschaft sprachfeindlich?“ (ähnlich in Gipper (1956: 99 ff.)). Dabei warnte er sogar vor den „verborgenen“ „Täuschungen“, die „in Sprachgewohnheiten stecken“, und das erinnert an eine Form von Sprachkritik, die sich seit Bacon über Nietzsche, Kraus, Mauthner, den Wiener Kreis, Kainz u.a. immer wieder aufs neue geltend machte, jedoch von prinzipiell falschen Voraussetzungen ausgeht – und zwar von rationalen, und keinen sprachlichen Voraussetzungen!

dieser naturwissenschaftlichen Feststellung nicht mit der Sprache jenes alltäglichen Ausdrucks zu verwechseln, denn „Sonne“, „bewegen“ (auf die Welt bezogen: „aufgehen“) usw. haben darin einen terminologischen Gehalt, den diese Wörter in der Normalsprache keineswegs de facto haben. Freilich besteht ein Funktionalverhältnis zwischen diesen beiden Formen der Sprachverwendung, so daß die Wörter der Sprache, *verstanden als Energeia*, die terminologische Bestimmung in potentia haben; die Sprache „befähigt“ eben – wie auch Apel in der Nachfolge Weisgerbers gelegentlich schreibt¹⁵⁹ – zu „begrifflichem Denken“, sie „motiviert“ – um es mit einem Husserlschen Wort zu bezeichnen¹⁶⁰ – dieses Denken.¹⁶¹ Das heißt (zwar ein wenig zugespitzt, dennoch vollkommen richtig): es gibt keinen Gegensatz (und schon gar keine zu überwindende „Kluft“¹⁶²), weil es dank solcher normalsprachlichen Wendungen wie „Die Sonne geht auf“ ist, daß es dem Menschen möglich ist, wissenschaftlich (und das heißt: fachsprachlich) festzustellen, *nicht, daß dem nicht so sei*, sondern daß der Stern „Sonne“ sich in unserer Galaxie als Bezugspunkt des Planeten „Erde“ verhält.

3.5. Das zeigt nur, wie irreführend es ist, von der Sprache als einer „Erkenntnisform“ zu sprechen. Und darin dürfte schließlich auch der gewichtigste Einwand gegen die Weisgerbersche Abweisung der „Bedeutung“ zugunsten der „Inhalte“ als „Vorgriffe“ (oder, wie der spätere Weisgerber selber v.a. sagte: „Zugriffe“) in der „Anverwandlung von Welt“ liegen.

¹⁵⁹ Siehe Apel 1973, II: 333.

¹⁶⁰ Siehe Husserl, *Husserliana* Bd. IV: § 56 „Ideen II“.

¹⁶¹ Oft scheint die inhaltbezogene Grammatik den grundsätzlichen Unterschied zwischen Umgangssprache und (v.a. naturwissenschaftlicher) Fachterminologie in der Tat nicht genau zu treffen, indem sie für das Wesen des Terminologischen nicht die wissenschaftliche Intentionalität, sondern einseitig nur den umgangssprachlichen Fundus der Wissenschaftssprache in Rechnung zieht, wodurch eine klare Begriffsbestimmung von „Terminus“ unmöglich zu werden droht; vgl. v.a. Gipper 1956/1957: 6 ff. Dieselbe Schwäche, die es geradezu transzendentalphänomenologisch zu beheben gälte, zeichnet auch die einschlägigen Stellen in Rothacker 1959: 42, Kandler 1959: 264 und Apel 1963/1980: 30, 45–46 aus. Die „Einheit der Muttersprache“ besagt nicht, daß die Bedeutungsordnung der „Umgangssprache“ ideell nicht aufs rigideste von der terminologischen Ordnung der „Fachsprachen“ zu unterscheiden wäre.

¹⁶² Gipper 1956: 105.

3.5.1. Es soll betont werden, daß dabei bereits auf rein begrifflicher Ebene nicht rigide unterschieden wird. Zwar dürfte es anfänglich eine Differenz zwischen „Bedeutung“ und „Inhalt“ gegeben haben¹⁶³, doch zeigte der weitere Ausbau des inhaltbezogenen Paradigmas, daß oft kein Unterschied mehr zwischen beiden gemacht wurde. Weisgerber spricht z.B. von „Bedeutungsinhalten“ (1930a: 250), während Gipper statt dessen bezeichnenderweise den Begriff „Bezeichnungsinhalt“ prägt (1971/1978: 13)! Und es ist ebenfalls Gipper, der zwischen a) Lautkörper, b) Inhalt im Sinne des „geistigen Gegenstandes“ und c) Außenwelt unterscheidet, wobei das Wort die „Einheit von Laut und Inhalt“ bilde (1963: 30). Das genuin sprachliche Reich der Bedeutungen kommt in dieser Dreiteilung nicht eigenständig zu seinem Recht, und dasselbe gilt für die Dimension der sprachlichen „Form“, die dem grammatikalisch isolierten Bereich der Lautung, der Schälle, zum Opfer fällt.

3.5.2. Dann aber soll ein für allemal klargestellt werden, daß die Form der Klassifizierung der Welt durch die Sprache, insofern sie rein qua Sprache betrachtet wird (und das, *nur* das, ist das *erste* Geschäft aller Sprachforschung), nicht mit der Form der naturwissenschaftlichen Klassifizierung zu verwechseln ist. Wie wenig es sich dabei um dieselbe Form handelt, geht in aller Klarheit daraus hervor (vor allem Husserl hat es immer wieder betont), daß die Sprache keineswegs (obwohl man es heute oft immer noch unterstellt) zwischen der Realität und der Nicht-Realität (dem Fiktiven) unterscheidet. Das nun aber nicht deshalb, weil die Sprache, rein qua Sprache betrachtet, nicht dazwischen unterscheiden *könnte*, sondern einfach weil dieser Unterschied kein sprachlicher ist und mithin auf die Sprache auch nicht zutrifft, auf sie bezogen im eigentlichen Sinne irrelevant ist. Der Unterschied zwischen „wirklich“ und „fiktiv“ wird sprachlich exteriorisiert und erfaßt, er selber ist aber kein sprachlicher, sondern ein rationaler¹⁶⁴, weil er einem „anderen Logos“ angehört¹⁶⁵. Natürlich *kann* man sprachlich im manifesten Sprechen zwischen real und fiktiv unterscheiden, das

¹⁶³ Vgl. etwa Weisgerber 1927: 182.

¹⁶⁴ Vgl. dazu u. a. Husserls vierte „Logische Untersuchung“ 1913/1980, II, 1: 297 sowie Croce 1965: 14.

¹⁶⁵ Zu diesem Unterschied im Typus des „Logos“ siehe v. a. E. Cassirer 1977, I: 13 und 1977, III: 383 ff.

aber ist sprachliche Praxis, die die Irrelevanz der Unterscheidung im Hinblick auf die Sprache als solche, als *logos semantikos*, bereits voraussetzt. Coseriu hat diesen Sachverhalt mal ganz zutreffend (und für das zur Diskussion stehende Thema auch sehr prägnant) die „Unnatürlichkeit“ der Sprache genannt¹⁶⁶.

3.5.3. Die schwerwiegendste Folge der These, Sprache sei einfach eine „Erkenntnisform“, wobei dieser Begriff (durch den Zusammenfall der Ebenen) im Wortlaut der wissenschaftlichen Erkenntnisformen gebraucht wird, ist denn auch diese: Die Tatsache, daß Sprache, wie bereits Platon und Aristoteles erkannten¹⁶⁷, im wahrsten Sinne des Wortes eine „Voraussetzung“ der Erkenntnis ist, d.h.: Grundlage der Erkenntnis, weil sie der Zugang zu den Objekten und die definitorische kulturelle Form der menschlichen Erkenntnis ist, diese Tatsache wird verkannt, weil die Sprache selber für Erkenntnis gehalten wird. Auf diese Weise bewirkt der „linguistic-pragmatic turn“ eine wissenschaftlich zweifelhafte Nivellierung des Begriffes „transzendental“, und die Spezifik der transzendentalen Fragestellung wird im Grunde weitgehend verkannt. Und weil das Wort „Erkenntnis“ in bezug auf Sprache in eben demselben Wortlaut als demjenigen der wissenschaftlichen Erkenntnis verwendet wird, tritt das Punctum saliens der gesamten Apelschen „Transformation“ nicht hervor. Ich will dies in den beiden folgenden Abschnitten (3.6., 3.7.) anhand einiger wichtiger Thesen von Helmut Gipper, der seit vielen Jahren eine Synthese zwischen Weisgerbers Sprachwissenschaft und Apels Philosophie anstrebt, veranschaulichen.

3.6. Die Tatsache, daß man Sprache und Erkenntnis auf ein und derselben Stufe ansiedelt, hat unterschiedliche Folgen, nämlich sowohl für die Sprachwissenschaft selber (3.6.1.) und für die Wissenschaften überhaupt (3.6.2.–3.6.3.) als für die (Sprach)philosophie (3.7.).

3.6.1. Wie weittragend die Konsequenzen der „Transzendentalisierung der Sprache“ zunächst auch für den engeren Bereich der

¹⁶⁶ Coseriu 1988c: 103, Anm. 12.

¹⁶⁷ Im „Siebenten Brief“ bzw. „Peri hermeneias“, vgl. Cassirer 1977, I: 62ff. und Brentano 1862/1960: 29ff.

Linguistik sein können, geht z.B. aus der Bemerkung Gippers (1963: 41) hervor, der Mann, der ein Loch gräbt, könne, „wenn man es genauer bedenkt“, „eigentlich kein Loch ‘graben’“, weil „das Loch selbst“ ja „kein Gegenstand“ sei, „auf den eingewirkt werden kann, sondern ein Privativum, ein hypostasierter Begriff, der die Abwesenheit fester Materie auf begrenztem Raum anzeigt, wie E. Leisi sagt“¹⁶⁸. Diese Bemerkung ist freilich nur denkbar, wenn Sprache als „Erkenntnisform“ gewertet wird und wenn nicht zwischen dem (Weisgerberschen) „Inhalt“ und der genuin sprachlichen, dabei bereits vorausgesetzten „Bedeutung“ unterschieden wird. Die Folge ist, daß man wähnt, über Sprache zu sprechen, während man in Wahrheit von der außersprachlichen Welt, der Bezeichnung, handelt. Ein „Privativum“ ist ein Loch nur in der außersprachlichen Wirklichkeit und nicht als Autosemantikon, und ein „hypostasierter Begriff“ ist das Wort *Loch* nur, wenn man das bare Wort für eine „Erkenntnis“ der außersprachlichen Gegebenheit Loch hält. Beides ist folglich gleich falsch, und das gilt auch für die These Gippers (1956:98ff.), daß in einer Aussage wie „Der Wind weht“ die „Bewegung strömender Luft“ „zu einem Ding hypostasiert (,verdinglicht‘)“ werde, oder in „Der Baum blüht“ der „zum *Baum* gestempelte pflanzliche Organismus nach dem gleichen Denkmodell wie ‚Der Hase läuft‘ den Vorgang des Blühens vollziehen soll“. Aus solchen Beispielen schließt der Autor, daß „sich das Weltbild seiner Muttersprache geradezu als ein ganzes Reservoir anthropomorpher Vorstellungen, historisch bedingter ‚ptolemäischer‘ Anschauungen und verblaßter Metaphern“ erweise. Auch hierbei wird die Sprache rein als Ergon, nicht als Energeia vorausgesetzt, und weil die Sprache ohne erkenntniskritische Differenzierung als Erkenntnis betrachtet wird, wird der rein sprachlichen, und also neutralen Subjektstellung vorgeworfen, sie „hypostasiere“ und habe einen agentiven Charakter. Das ist nicht nur sprachwissenschaftlich unakzeptabel (und das heißt angesichts der Autonomie

¹⁶⁸ In der Tat spricht E. Leisi in seinem bekannten Büchlein „Der Wortinhalt“ (1953; 2. Aufl. 1961) von der „Hypostasierung durch das Wort“ (23), womit er meint, daß „die Sprachgemeinschaften“ die Neigung hätten, Ein-Wort-Bezeichnungen „zu vergegenständlichen“, „zur akzidenzlosen Substanz zu erheben“ (24). Ein Beispiel einer solchen „Hypostasierung“ (nämlich der Tatsache der „Abwesenheit von Substanz“) sei das sog. „Privativum“ „Loch“ (37). Vgl. dazu v.a. auch Weisgerber 1962: 48 ff., 68 ff. und 307 ff.

der Sprache nicht zutreffend), sondern zudem eine Verwechslung von Bedeutung und Bezeichnung sowie ein Transitus ab intellectu ad rem (übrigens ein solcher ganz im Sinne Alfred Korzybskis), wobei die Meinung des Autors in das Objekt hineinprojiziert und für einen objektiven Sachverhalt gehalten wird.

Aber verwendet man den Begriff „Voraussetzung“ (entgegen der Tradition in der Transzendentalpragmatik und der Sprachinhaltsforschung) im angegebenen Sinne als Grundlage, Zugang und reelle Form – was legitim sein dürfte –, dann soll betont werden, daß der Begriff „Bedingung“ davon lauter zu unterscheiden ist. Nur das kann davor bewahren, die Kantische Fügung „Bedingung der Möglichkeit“ geradezu überall, jedoch ohne tiefere Begründung zum besten zu geben, was heute leider allzuoft der Fall ist. Wahrlich nichts ist gewonnen, wenn es heißt: „Die Sprache bleibt dabei als Bedingung der Möglichkeit des Forschungsprozesses eine notwendige Voraussetzung“¹⁶⁹.

3.6.2. Auch ein Blick auf das naturwissenschaftliche Denken zeigt, daß die Beziehung zwischen Sprache und Erkenntnis nicht so aussieht, wie es das Sprach-Apriori im Sinne der inhaltbezogenen Sprachbetrachtung und Transzendentalpragmatik wahrhaben möchte.

Bereits Brentano hat darauf hingewiesen, daß die These, seine Grundunterscheidungen nach „Kategorien“ habe Aristoteles eigentlich nur abbildmäßig der griechischen Sprache entnommen, einfach unhaltbar ist. Das hielt freilich viele spätere Gelehrte – nicht nur Philosophen, sondern auch Sprachwissenschaftler, u. a. Benveniste (1966: 63 ff.), der darüber einen scharfsinnigen, alles in allem aber durchaus gemäßigten Aufsatz schrieb – nicht davon ab, diese These dennoch wieder zu vertreten, und heute scheint sie Gemeingut zu sein. Auch Gipper vertritt sie¹⁷⁰: Aristoteles habe seine Kategorien aus seiner Sprache „herausgelesen“ bzw. „abgelesen“, und das sei weniger verwunderlich, wenn man bedenke, daß für Aristoteles „sprechen“ soviel bedeute wie „griechisch sprechen“, denn erst das Bewußtsein der Sprachenvielfalt könne zu Aussagen „über etwas allen Sprachen Gemeinsames“ führen¹⁷¹. Aber die Begründung mit

¹⁶⁹ Gipper 1971/1978: 164.

¹⁷⁰ Gipper 1956: 101 f., 1972: 155, 1987: 60.

¹⁷¹ Gipper 1972: 155.

dem Argument der Sprachenvielfalt (die ebenfalls häufig ist und gerne als Ursprung aller Sprachreflexion betrachtet wird) ist aus mehreren Gründen unhaltbar. Das Argument der Sprachenvielfalt führt zu einem Kreisgedanken, weil das Moment „verschiedener“ Sprachen immer wieder das Moment der „eigenen“ Sprache voraussetzen muß, so daß „Sprachenvielfalt“ ein unkonzipierbarer Begriff ist, wenn nicht die „eigene“ Sprache in ihrem universellen Wesen erkannt ist. Dieses sprachlich Universelle aber wird auf „theoretischer Ebene“¹⁷² nicht durch Induktion aus verschiedenen Sprachen gewonnen. Außerdem haben die aristotelischen Kategorien, wie Gipper (1972: 154ff.) ja selber dartut, nichts mit sprachlichen Universalien zu tun. Allein deshalb schon sollte klar sein, daß das Argument der „Sprachenvielfalt“ der These, die Kategorien spiegelten in Wahrheit die griechische Sprache wider, nicht zweckdienlich ist. Denn obwohl die Kategorienfrage, wie wir seit Aristoteles wissen, aufs engste mit der Sprache ihrem essentiellen Universalcharakter nach zusammenhängt, so ist doch klar, daß sie durch eine Abbildung der Sprache aus dem ganz einfachen Grund nicht beantwortet werden kann, daß sie sich nicht an die geistige Wirklichkeit der Sprache als eine Kulturform *sui generis*, sondern an die „mannigfache Bedeutung des Seienden“ (Brentano) wendet.

Ähnlich wie Brentano an jener These über die angebliche Sprach-Abbildung der aristotelischen Kategorien Kritik übte, soll betont werden, daß jeglicher Fortschritt in der Naturwissenschaft von der Sprache weder einen Gegenwind noch einen günstigen Wind erfährt, was die faktische physikalische *Erkenntnis*, um die es dann geht, betrifft¹⁷³. So kann man weder behaupten, daß es dank, noch

¹⁷² Gemeint sind die „essentiellen Universalien“ Coserius 1974: 50ff.

¹⁷³ Die Vertreter jener dubiosen These unterschieden eben nicht ihre pseudotranszendente, aber dennoch recht eigentlich sprach„externe“ Zielsetzung von der Feststellung, daß Aristoteles für seine „Kategorien“ als letzte Prädikate des Seienden (weshalb Brentano 1862/1960: 82 mit Recht von „reellen Begriffen“ spricht) offensichtlich ganz genau auf die Sprache reflektiert hat, wozu er ja auch allen Grund hatte (und eben das ist eine der großen Leistungen des Stagiriten vor jeglichem „linguistic-pragmatic turn“!). Zu jener v. a. von Brentanos Lehrer Trendelenburg (1833) vertretenen These der vermeintlichen Duplikation der Sprache in den aristotelischen Kategorien siehe Brentano 1862/1960: 77ff. und auch Casirer 1977, I: 66. Gipper 1956/1957: 7 weist darauf hin, daß auch ein chinesischer Philosophieprofessor, Chang Tung-Sun, jene These vertreten habe, und Gipper scheint ihm sogar das Erstgeburtsrecht dieser These bescheinigen zu wollen, die

daß es trotz der griechischen Sprache war, daß Aristoteles dem scheinbar einfachen Phänomen der Geschwindigkeit von Körpern nicht gerecht zu werden vermochte, oder den Menschen für ein Gefäß von Säften hielt, oder an die Metamorphose der Vögel in Fische glaubte. Der Grund dafür ist einfach die Tatsache, daß seine Beobachtungen noch mangelhaft waren und er noch nicht das *experimentum crucis* als Pendant der mathematisch bestimmten physikalischen Deduktion kannte. Genausowenig war es dank seiner Sprache (übrigens dank welcher: der lateinischen oder der englischen?), daß Newton im sog. „Trägheitsgesetz“ die Synthese von Galileis Erkenntnissen geben konnte. Und es war auch nicht trotz seiner Sprache, daß derselbe Newton zwischen schwerer und träger Masse unterschied. Und wie hätten schließlich Minkowski, Riemann, Einstein u. a. dank oder trotz ihrer jeweiligen Sprachen zum vier- oder mehrdimensionalen Raum-Zeit-Kontinuum oder Bohr und Heisenberg zu ihrem Komplementaritäts- und Unschärfeprinzip kommen können, wo doch der Mensch mit seiner Sprache diese Fundamente der modernen Naturwissenschaft nicht einmal konzipieren kann?

3.6.3. Diese Bedenken gelten unvermindert auch angesichts anderer Wissenschaften, z. B. der Mathematik. Gippers Versuch, entgegen der These des Mathematikers B. L. van der Waerden, daß die Sprache bei der mathematischen und geometrischen Erkenntnis eine nur geringe Rolle spiele, den Nachweis zu liefern, der „Sprachbesitz“ sei vielmehr die „Vorbedingung, um geometrische Kurven hervorbringen zu können“ (1971/1978: 22), vermag ebenfalls nicht zu überzeugen. Es ist verständlich und sinnvoll, wie Gipper darauf hinzuweisen, der „Begriff ‚limaçon‘“ habe bei der Konstruktion der bekannten geometrischen Figur (zum ersten Mal durch den Vater von B. Pascal) „die geistige Erfassung des neuen Denkgegenstandes“ „abgeschlossen“ (23). Es ist aber ein grober Fehler, daraus den Schluß zu ziehen, daß man damit die These für bewiesen halten darf, die Sprache sei die „Vorbedingung“ der Konstruktion des ‚limaçon‘, zumal dabei so argumentiert wird, daß der Schöpfer der

allerdings mehr als ein Jahrhundert alt ist. Ferner hat man bereits im Mittelalter, im 9. Jahrhundert, über den Zusammenhang zwischen den aristotelischen Kategorien und den Arten der Substantive eingehend nachgedacht, freilich insofern zur Debatte stand, inwiefern sich die Substantivarten auf die aristotelischen Kategorien zurückführen ließen (siehe Markowski 1977: 38).

Figur „ein Wort mit bestimmtem Inhalt“ verwendet habe „in der Hoffnung, daß dieser Inhalt die geistige Fixierung und Einordnung des neuen Gebildes in das Bedeutungsgewebe der geometrischen Begriffe erleichtern und fördern möge“ (23). Einerseits sagt Gipper hier im Grunde dasselbe wie van der Waerden, nur daß der Mathematiker dem exakt-wissenschaftlichen Gedanken des „Labelling“ Ausdruck gibt, während Gipper kulturwissenschaftlich präziser von einem „begrifflichen Abschließen“ spricht. Und in der Tat ist es erkenntnistheoretisch notwendig, wie Husserl auf die lebensweltliche (und also sprachliche) Vorstrukturierung auch rein formaler Größen wie der mathematisch-geometrischen hinzuweisen und sie aus diesem Blickpunkt zu analysieren¹⁷⁴. Andererseits aber verkennt Gipper den spezifischen Charakter der mathematisch-geometrischen „Konstruktion“. Denn diese besteht keineswegs darin, ein „neues Gebilde“ in ein bereits bestehendes „Bedeutungsgewebe“ (etwa ein sprachliches Feld?) einzugliedern, wie sehr diese Beobachtung aus der Perspektive eines inhaltbezogen denkenden Sprachforschers auch gültig sein mag. Dann denkt Gipper eben *als* Sprachforscher, der an einem Teil der zur Debatte stehenden Problematik interessiert ist; zugleich zieht er aber Schlüsse, die weit über den Bereich, den er aus Interessegründen abgesteckt hat, hinausgreifen, wodurch sie außerhalb dieses Bereiches jeglichen Sinn verlieren. Denn die fragliche „Erkenntnis“ besteht mathematisch betrachtet – *und diese Erkenntnis, und nur diese, steht dann zur Diskussion!* – darin, daß der rein formale Begriff, wie Kant es zum ersten Mal scharf herausgestrichen hat (KrV, B 740–748), eben in der Tat „konstruiert“ wird¹⁷⁵: die „mathematische“, darunter die „geometrische Konstruktion“ ist eine „synthetische“ „Vernunft-erkenntnis“ „a priori“, und es ist deren „Form“, die bestimmt, daß die mathematisch-geometrische Erkenntnis „lediglich auf Quanta gehen kann“ (742), d. h. auf die materiellose, zum rein Funktionalen abstrahierte, rein formale „Größe“ schlechthin. Daß die Sprache als Voraussetzung der menschlichen Erkenntnis den Zugang dazu ermöglicht (und das ist, es sei wiederholt, keine These, sondern eine

¹⁷⁴ Dafür sei etwa auf den berühmten Husserl-Text zur „Ursprung der Geometrie“ hingewiesen, ein Fragment, das postum 1939 von E. Fink herausgegeben wurde (Beilage III in Husserliana Bd.VI „Krisis“).

¹⁷⁵ Siehe Cassirer 1977, III: 384ff., 395f.

schlichte Feststellung, die ein notwendiges Korollar der *Definition* des Menschen ist), besagt also nicht, daß sie die Bedingung des „mathematischen Denkens“ ist. Ja ganz im Gegenteil: die Sprache „schließt“ die mathematische Erkenntnis „ab“, weil die mathematische „Konstruktion“ selbst gerade *nicht* die Sprache zur Vorbedingung hat, alle Erkenntnis indes nur intersubjektiv gedacht werden kann, wenn sie begrifflich erfaßt ist, und das heißt: wenn die Form die *kulturelle objektive Wirklichkeit* eines Form-Bedeutung-Gebildes annimmt, wodurch die Morphé und die Hyle die erforderliche Ausdruckseinheit bilden¹⁷⁶. Das zeigt, wie irreführend die Ausgangslage aussieht, wenn das Problem als dasjenige des Verhältnisses zwischen „Sprache und Denken“¹⁷⁷ formuliert wird¹⁷⁸, während es in Wahrheit doch ein Problem des Verhältnisses „Sprache/Sprechen und *Erkenntnis*“ ist. Auf dieser Ebene, wo man den schlichten Begriff der Denktätigkeit notgedrungen gegen denjenigen der komplexen menschlichen Intentionalität eintauschen muß, scheidet der (ziemlich kausalistisch anmutende) Zusammenhang, den man gemeinhin etwa zwischen Kants Philosophie und der „vorgegebenen“ deutschen Sprache (z. B. den Wörtern „Vernunft“ und „Verstand“) oder zwischen de Saussures Sprachdenken und den Wörtern „langage“, „langue“ und „parole“ suggeriert, von vornherein aus.¹⁷⁹

Weil die inhaltbezogene Sprachbetrachtung nicht zwischen

¹⁷⁶ Vgl. Coseriu 1962/1975: 188–205.

¹⁷⁷ So übrigens auch bei Trabant (siehe 1990: 11, 38 ff. u. ö.), der Humboldt sogar unterstellt, dieser habe die These „der Identität von Sprechen und Denken“ (37) vertreten, was völlig unzutreffend ist.

¹⁷⁸ Ich weise nur darauf hin, daß Kant (obwohl er in seiner KrV über Sprache so gut wie nichts sagt) das Wort „Denken“ etwa im Vergleich zur inhaltbezogenen Sprachbetrachtung oder Transzendentalpragmatik in einem sehr spezifischen Sinne verwendet! „Denken“ steht nämlich für die „Spontaneität“ des „Verstandes“ durch „Begriffe“ und bezeichnet damit eine der beiden „Grundquellen des Gemüts“ (A 50/B 74), deren andere die „Rezeptivität“ der „Sinnlichkeit“ durch „Anschauung“ ist. Beide zusammen machen erst die „Erkenntnis“ aus, und „Erkenntnis“ ist bei Kant der Oberbegriff, von dem her „Verstand“ („Denken“) und „Sinnlichkeit“ („Rezeptivität“) ihren terminologisch-begrifflichen Stellenwert bekommen. „Denken“ aber ist, wie der Transzendentalphilosoph Kant vollkommen richtig sah, noch nicht „Erkennen“ (B 146).

¹⁷⁹ Siehe Gipper 1971/1978: 54; vgl. auch 1982: 232, 236. Für vorsichtige terminologische Verschiebungen in Richtung auf „Erkenntnis“ (statt „Denken“), die allerdings an der Sache kaum etwas ändern, sei auf Gipper 1982: 221 und 1987: 7 verwiesen.

Sprachform – Sprachlaut – Bedeutung – Inhalt – Intentional, eidos' – Individualgegenstand unterscheidet (v.a. die Verhältnisse Form/Laut, Bedeutung/Inhalt und Eidos/Individuum bleiben ungeklärt), kommt eine rigide Unterscheidung von Denken und Erkennen nicht in Frage. Insofern ist auch die Einsicht, daß die „innere Sprachform“ dasjenige sei, was in „einer Sprache an gestalteter Erkenntnis niedergelegt ist“¹⁸⁰, nicht mehr als der Ausdruck einer richtigen Grundintuition, die durch den Mangel an einer funktional-dynamischen Blickwendung auf halbem Wege in Statik verharret. Daß Weisgerber von einer „sprachlichen Zwischenwelt“ spricht, womit nolens volens eine gegenständliche (und das heißt hier: statische) Opposition heraufbeschworen wird¹⁸¹, ist in diesem Sinne durchaus kennzeichnend.

Wahrscheinlich findet Gippers Irrtum in bezug auf die geometrische Figur seinen Anlaß im Umstand, daß es sich beim ‚limaçon‘ um eine graphische Figur der Geometrie handelt, deren Definition mit Größen wie Kreis, Gerade, Punkt usw. arbeitet. Daß diese Größen, wie diejenigen der Physik, einen sprachlichen Begrifflichkeitswert haben, ist zweifellos; und daß viele Physiker, Biologen und andere Naturwissenschaftler die Gemeinsprache als das für sie wichtigste und aussagekräftigste Medium betrachten, ist bekannt (und verständlich). Aber das ist so, weil der sprachliche Begrifflichkeitswert eben der Voraussetzungswert der Sprache für alle wissenschaftliche terminologische Begrifflichkeit im oben dargelegten Sinne ist, so daß es einfach unbegründet ist, zu sagen, daß dieser Wert das Hervorbringen von geometrischen Kurven bedinge. Dem Wesen des Mathematischen als einer reinen Vernunftwissenschaft wird eine solche Begriffsbestimmung von „Bedingung“, die v.a. aus fehlender Rigidität in der Unterscheidung zwischen Sprache und Fachsprache hervorgehen dürfte, grundsätzlich nicht gerecht.

Auch in seiner kurzen Fallstudie zu Kepler formuliert Gipper mit derselben epistemologischen Ungenauigkeit die These, die Sprache „bedinge“ Mathematik, Geometrie usw.¹⁸² Keplers Schemazeichnung eines gleichseitigen Dreiecks mit einem umschriebenen und einem eingeschriebenen Kreis (die Kepler zur Grundfigur einiger

¹⁸⁰ Weisgerber 1929: 86.

¹⁸¹ Vgl. Heintel 1959: 53.

¹⁸² Gipper 1971/1978: 143 f.

astronomischer Betrachtungen gemacht habe) müsse auf das bereits sprachlich vermittelte Begriffsfeld „Kreis, Mittelpunkt, Dreieck, Seite, Radius usw.“ zurückgeführt werden. So werde verständlich, wie „aus dem muttersprachlich vorgegebenen Denkpotehtial die geometrische Begrifflichkeit allmählich erwachsen konnte“ (a. a. O.: 144). Nicht nur wird hier die These, an deren Wahrheit fest geglaubt wird, eingeführt und nach ihrer Formulierung einfach für erwiesen gehalten (nach der Beweisführung sucht man indes vergeblich), v. a. kann auch von einem allmählichen Erwachsen einer Formalerkenntnis wie einer mathematisch-geometrischen aus „muttersprachlich vorgegebenem Denkpotehtial“ nicht die Rede sein. Auch dies zeigt, wie sehr dem Problemfeld des etwaigen Verhältnisses zwischen dem sprachlichen Wissen und dem wissenschaftlichen Wissen geschadet wird, wenn nicht zwischen „Voraussetzung“ und „Bedingung (der Möglichkeit) der Erkenntnis“ unterschieden wird. Weisgerber dürfte mit seiner allgemeinen schlichten Feststellung, „um etwa den logisch-wissenschaftlichen Begriff ‚Kreis‘ zu gewinnen, muß erst ein Begriff ‚Kreis‘ in der Sprache sein“¹⁸³, die Sache klar genug gefaßt haben. Von einer „transzendentalen Bedingung“ im Sinne der Erkenntniskritik kann dabei indes nicht die Rede sein. Aus einem sehr frühen Aufsatz Gippers schließlich dürfte noch am deutlichsten hervorgehen, daß das ausschließliche Interesse für die sprachliche Seite der Wissenschaft den Autor zu völlig unzutreffenden Aussagen über die Wissenschaft selber verleitet, weil sie nicht mehr nur die Sprache, sondern das Erkenntnisproblem, das als solches aber nicht eigens thematisiert wird, betreffen. Nachdem festgestellt wurde, daß „die Mathematik als ein Kind der Wortsprache anzusehen“¹⁸⁴ sei, schreibt der Autor, mathematische Aussagen seien „in gewissem Sinne als eine besondere Art von Abkürzungsverfahren für komplizierte Wortaussagen“ (a. a. O.: 103) anzusprechen, und dann fordert er unter Rekurs auf das abstruse Denken des Grafen Korzybski eine „Rückbeziehung mathematischer Abstraktionen auf die Ebene wortsprachlichen Denkens“ (105). Wie das alles Erkenntnisgewinn erbringen soll, wo die Physiker und Philosophen der Naturwissenschaften sich spätestens seit M. Planck, A. Einstein, W. Heisenberg und E. Cassirer darüber einig sind, daß Fortschritt in

¹⁸³ Weisgerber 1929: 65.

¹⁸⁴ Gipper 1956: 100.

der Naturerkenntnis nur von einem Prozeß immer folgerichtiger durchgeführter De-Anthropomorphisierung erhofft werden kann, ist nicht einzusehen¹⁸⁵. Daß Gippers Ansichten durchaus dem Geiste der Transzendentalpragmatik entsprechen, geht z.B. aus den Darlegungen Kuhlmanns in seinem neuesten Buch hervor, wo dieser die Tatsache, „daß ‚Erkenntnis an reale historische Sprache gebunden‘“ sei, so interpretiert, daß erfolgreiche Wissenschaft im Grunde einer „Verbesserung“ von „faktisch eingespielten Begriffen“ gleichkomme¹⁸⁶.

3.7. Außer den Auswirkungen auf die Sprachwissenschaft im eigentlichen Sinne einerseits und die physikalischen und mathematischen Wissenschaften andererseits hat die Parallelisierung von Sprache und Erkenntnis auch für die Philosophie im engeren Sinne wichtige Folgen. Vor allem ist darauf hinzuweisen, daß dadurch, daß viele Texte oft von einer wenig ausgeprägten Einstellung zum „Erkenntnisproblem“ zeugen, das Verhältnis zwischen „Erkenntnis“ und „Bedingung (der Möglichkeit)“ oder „a priori“ gelegentlich in sehr mangelhafter Form erfaßt wird. So schreibt etwa Gipper (1987: 14), „daß Kant unter a priori-Erkenntnis eine solche völlig unabhängig von aller Erfahrung versteht, d.h. eine solche, die in der menschlichen Vernunft selbst begründet ist und somit die Bedingung der Möglichkeit jeglicher Erfahrung ist“.

3.7.1. Hier ist zu sagen, erstens, daß Kants Betonung der Autonomie der „Vernunft“ nicht im geringsten den Stellenwert der Erfahrung tangiert, betont doch Kant wie kein anderer, daß „alle unsere Erkenntnis ‚mit‘ der Erfahrung anhebt“ (KrV, B 1) und daß ohne „die Möglichkeit der Erfahrung“ keine objektive „Erkenntnis“ denkbar ist (KrV, A 217/B 264); nur geht es Kant um den Nachweis – „aus Prinzipien“, wie er schreibt (KrV, B XII, A 13/B 27) –, daß im „Streben“ des Vernunftvermögens, das nach Kant immer nur auf mögliche Erfahrung ausgerichtet sein kann, Bedingungen wirksam sind, die „unabhängig von aller Erfahrung“ (B XII) jenes Streben eben „bedingen“. Und dem Transzendentalphilosophen

¹⁸⁵ Vgl. dazu auch vom Verf. den Beitrag „Das neue Erkenntnisproblem. Erkenntnis-kritische Überlegungen zum ‚anthropischen Prinzip‘ in der neueren Physik“ in den Kant-Studien, Jg. 85 (1994), S. 179–197.

¹⁸⁶ Kuhlmann 1992: 72.

fällt die Aufgabe dieses Nachweises zu, wobei er (selber ursprünglich ebenfalls „abgesondert von aller Empfindung“ (A 20/B 34)) rigide zwischen dem zu unterscheiden hat, was auf Erfahrung, und dem, was nicht auf ihr, sondern auf reiner Vernunft beruht.

3.7.2. Zweitens sind jene Bedingungen im Kantischen Sinne keineswegs selber als „Bedingungen der Möglichkeit“ der Erfahrung bereits „Erkenntnisse“; sie bedingen vielmehr die Erkenntnis, ohne doch selber Erkenntnisse sein zu können. Bei Kant stehen nicht die Bedingungen als Erkenntnisse unabhängig von aller Erfahrung zur Diskussion; zur Diskussion steht, wie, wieviel und in welchem Maße „Verstand¹⁸⁷ und Vernunft, frei von aller Erfahrung, erkennen“ (B XVII) können, und zwar rein aufgrund apriorischer Bedingungen, d.h. nicht aufgrund von „Erkenntnissen“, sondern von „Prinzipien der Erkenntnis“, welche die Vernunft als „Vermögen ... a priori an die Hand gibt“ (KrV, A 11/B 24). Es ist gerade Kants Grundsatz, daß das Apriori allein keine Erkenntnis sein kann¹⁸⁸, daß alle Erkenntnis nur denkbar ist aufgrund der Synthesis von Verstand und Sinnlichkeit, daß es Erkenntnis mithin nur von „Gegenständen möglicher Erfahrung“ geben kann. Folglich kann nicht von der „Erkenntnis“ eines Apriori an und für sich die Rede sein (wie beim „Bewußtsein seiner selbst“ nicht von der „Erkenntnis seiner selbst“ die Rede sein kann; KrV, B 158), sondern (ich paraphasiere die wichtige Stelle in der KrV, A 56/B 80) nur von der „Erkenntnis a priori“, daß bestimmte „Anschauungen“ einerseits und bestimmte „Begriffe“ andererseits „lediglich a priori angewandt werden“. Eine solche „Erkenntnis a priori“ nennt Kant „transzendental“, weil sie die „Möglichkeit der Erkenntnis“ bzw. den „Gebrauch“ des Apriori für die Erkenntnis betrifft.

Die „ursprüngliche Beziehung auf mögliche Erfahrung“ (KrV, A 94/B 127) ist immer, auch in der Mathematik und bei den reinen Verstandesbegriffen (sonst wäre eine „transzendente Deduktion“ entbehrlich, s. KrV, A 85/B 117), erforderlich, und das widerspricht Kants Betonung der Unabhängigkeit des Apriori nicht, weil

¹⁸⁷ „Verstand“ ist, allgemein zu reden, das Vermögen der „Erkenntnis“ (B 137).

¹⁸⁸ So ist etwa „die bloße Form der äußeren sinnlichen Anschauung, der Raum, noch gar keine Erkenntnis; er gibt nur das Mannigfaltige der Anschauung a priori zu einem möglichen Erkenntnis“ (B 137). Vgl. zum Verhältnis Erkenntnis – Erfahrung v.a. auch KrV, B 146ff., B 165f. sowie A 128ff.

diese Unabhängigkeit sich nicht auf Erkenntnisse, sondern auf Erkenntnisprinzipien bezieht, für die die „Sinnlichkeit“ bei Kant immer unentbehrlich ist, soll Erfahrung, und also auch Erkenntnis, möglich sein (somit deutet z. B. Gipper (1987: 67 f. und 76) die Kantische Formulierung „unabhängig von bzw. vor aller Erfahrung“ hin und wieder völlig falsch). So sind der „Raum“ und die „Zeit“ der Kantischen transzendentalen Ästhetik keineswegs Erkenntnisse, sie liegen ihnen vielmehr „zum Grunde“ (KrV, A 23 f./B 38 f. und A 30 f./B 46 f.), bzw. sie sind im transzendentalen Sinne „Erkenntnisquellen“ (A 38/B 55).

Daß man die genannten „Bedingungen“ jedoch als „a priori-Erkenntnisse“ wertet, erklärt sich vollkommen aus der zugrundegelegten Überzeugung – womit man doch indirekt den Beweis dafür liefert, daß Kants Warnung davor, „Philosophie in Philodoxie zu verwandeln“ (KrV, B XXXVII), ihren guten Sinn hat. Geht es doch den Sprachinhaltsforschern und Transzendentalpragmatikern um den Nachweis dafür, daß auch Sprache eine, ja „die entscheidende“ „Bedingung der Möglichkeit“¹⁸⁹ ist, und weil zuvor festgelegt wurde, daß die Bedingung eine „a priori-Erkenntnis“ sei, ergibt sich demgemäß als einfaches Korollar, daß auch die Sprache eben „Erkenntnis“ sei. Es ist unschwer, einzusehen, daß hier eine *Petitio principii* vorliegt.¹⁹⁰

3.8. Was bedeutet es denn auch konkret, wenn die Kantische Frage nach der „Bedingung der Möglichkeit der wissenschaftlichen Erkenntnis“ am Leitfaden der Kommunikationsgemeinschaft „transzendentalpragmatisch“ in die Frage nach der „Bedingung der Möglichkeit von (sprachlich geltender) Verständigung über ‚Sinn‘“ transformiert wird?

Erstens, daß die Klärung von Erkenntnis zweitrangig wird, demzufolge der Begriff „Bedingung“ seinen prägnanten Sinn verliert, obwohl die bare *Form* der Transzendentalreflexion, wie es scheint, bewahrt bleibt, an ihr geradezu bedingungslos festgehalten wird. Das aber ist ein tiefer Widerspruch. Zweifellos gibt es „(noch) keine

¹⁸⁹ Apel 1973, I: 333, Gipper 1987: 10, Burckhart 1991: 45 ff.

¹⁹⁰ In seinem Aufsatz für die Weisgerber-Festschrift 1959 hatte übrigens Rothacker, wohl nicht grundlos, davor gewarnt, daß man „Kennen“, „Wissen“, „Erleben“, „Erschauen“ nicht mit „Erkennen“ verwechseln dürfe (1959: 42)!

,transzendente Pragmatik' der Sprechakte und Verstehensakte als der subjektiv-intersubjektiven Bedingungen der Möglichkeit der Kommunikation und insofern auch der Sprache"¹⁹¹, aber warum wäre das die Transformation der Kantischen Fragestellung? Es ist doch evident, daß die Frage nach der „Bedingung der Möglichkeit von Kommunikation und Sprache“ sich auf einer ganz anderen Ebene ansiedelt und auf ein ganz anderes Objekt abzielt als die Frage nach der „Bedingung der Möglichkeit der wissenschaftlichen Erkenntnis“. Das ist v. a. daraus ersichtlich, daß in der Fügung „Bedingung der Möglichkeit von Verständigung, Sinn, Kommunikation, Sprache“ usw. die feste Wendung „Bedingung der Möglichkeit“ rein metaphorisch verwendet wird. Darüber hinaus verrät diese Redeweise abermals die ausgesprochen „ergonetische“ Grundanschauung in bezug auf Sprache. Denn es gibt keine „Möglichkeit von Sprache“, es sei denn man hält Sprache für ein Ergon. Sprache *tatsächlich* als *Energeia* verstehen, heißt gerade, in einer Reflexion auf das *autonome* Objekt Sprache einzusehen, daß die Sprache selber ihre eigene Möglichkeit ist, insofern die *Möglichkeit* der Sprache eben die *Wirklichkeit* der Sprache immer wieder voraussetzt. Das heißt: im strengen Verstande ist die *Wirklichkeit* der Sprache eben ihre *Möglichkeit* – ‚*energeia*‘.¹⁹² Nach der Möglichkeit von Sprache zu fragen und diese Frage für die Transformation der Kantischen Fragestellung nach der Möglichkeit von Erkenntnis zu halten, ist mithin einmal (auf die Sprache bezogen) eine unakzeptierbare Parallelisierung, einmal (auf Kants Frage bezogen) eine Usurpation. Nicht besser steht es um den Bereich der transzendentalphilosophischen Reflexion, wenn die Sprache schlicht und einfach als „unabdingbare Bedingung der Möglichkeit der Erkenntnis“ gewertet wird¹⁹³, wodurch sie sich in der modernen Diskussion zu „leiblich-sinnlichen Voraussetzungen“ geselle, die „echte Bedingungen der Möglichkeit menschlicher Erkenntnis“ sein sollen¹⁹⁴. Die Tatsache, daß die „Voraussetzung“ der Erkenntnis die Sprache ist, weil

¹⁹¹ Apel 1973, II: 314.

¹⁹² Einmal mehr sei auf Coseriu hingewiesen, der an verschiedenen Stellen nachgewiesen hat, was es bedeutet, daß die *energeia* Sprache als freie kreative Tätigkeit über ihre eigene *dynamis* als Technik oder Vermögen „hinausgeht“, ihr gar immer wieder aufs neue „vorausgeht“ 1988 a: 253, 1988 b: 12 und 1988 d: 4–8.

¹⁹³ Gipper 1982: 226, 232 und auch 1971/1978: 126 ff.

¹⁹⁴ Gipper 1982: 230; vgl. Apel 1963/1980: 67.

die Sprache in bezug auf den Menschen definitiv festlegt, daß sich der Mensch alle Ordnung der Erkenntnis über die Ordnung der Sprache (d.h. die Ordnung der „Sprachbedeutung“, nicht der Weisgerberschen „Inhalte“) aneignet, weist Sprache nicht ipso facto als „Bedingung der Möglichkeit“ der Erkenntnis (sprich: Sinn) aus.¹⁹⁵ Zumal auch bei Apel, wie in der inhaltbezogenen Sprachbetrachtung, die Sprache einfach der „Erkenntnis“ gleichgesetzt wird: sie sei, wie Apel ausdrücklich im Anschluß an Rothacker sagt, eine „Dogmatik“, insofern sie eine spezifische (eben „dogmatische“) Weise der „Sinnkonstitution von ‚Welt‘“ sei (1963/1980: 86). Dem ist, wie bereits expliziert wurde, entgegenzuhalten, daß die Sprache, soll sie erkenntniskritisch adäquat gefaßt werden, mit „Dogmatik“ nichts zu tun hat.

Wenn sich in der Tat herausstellen sollte, daß ein solcher „Identitätsgedanke“ – bei dem weder a) dem Unterschied zwischen der Sprache als solcher und den vielen intentionalen Leistungen aufgrund der Sprache noch b) dem Unterschied zwischen der sprachlichen Form der menschlichen Intentionalität schlechthin und der Mannigfaltigkeit menschlicher Erkenntnis Rechnung getragen wird – die zukünftige Transzendentalreflexion tragen wird, dann steht zu befürchten, daß sowohl die überaus heilsame Wirkung grundsätzlicher philosophischer Reflexion für die Sprachwissenschaft als die unerläßliche Berücksichtigung der Sprache in der Philosophie nicht werden verhindern können, daß „das Erkenntnisproblem“ eine Zeitlang um seinen genuinen transzendentalphilosophischen Sinn gebracht sein wird.¹⁹⁶ Das würde bedeuten, daß die Erkenntnis des

¹⁹⁵ Zu bemerken ist noch, daß diese These, wie sie implizit von Weisgerber, explizit von Apel und Gipper vertreten wurde/wird, gelegentlich mit irrationalen Argumenten arbeitet, die in der Sprachdiskussion nicht am Platz sind und v. a. zeigen, daß mehr im Spiele ist als der reine Versuch, die Transzendentalität der Sprache nachzuweisen. So ist bei Gipper von „der den Menschen bedrängenden Wirklichkeit“ die Rede (1963: 42), oder es heißt im Anschluß an Rothacker, der „normale Sprachgenosse“ glaube ohnehin, „mit der Sprache unmittelbar bei den Sachen, bei der ihn drängenden und bedrängenden Wirklichkeit zu sein“ (1971/1978: 43), während Apel im Anschluß an Wittgenstein über das „widerspenstige Medium der konkreten menschlichen Sprachspiele und Lebensformen“ (1973, II: 163) Gedanken anstellt; „bedrängend“ und „widerspenstig“ sind Wörter, die in diesem Kontext nicht nur völlig entbehrlich, sondern auch irrelevant und irrational sind, und sogar in die Irre führen können.

¹⁹⁶ Dabei schweige ich noch ganz darüber, daß eine undifferenzierte sprachliche

„Sprachapriori“ paradoxerweise um das gebracht würde, was doch ihr tiefster Sinn ist: die Selbsterkenntnis.

Zweitens, und das ist für die Sprachforschung *stricto sensu* vielleicht das Wichtigste, führt die fragliche Transformation zu einer Falscheinschätzung der Größe „Sprachgemeinschaft“, deren wichtigste Konsequenz es ist, daß sie die *Autonomie* des Objektes Sprache als „Objektivgebilde“ in einem nichtdurkheimischen und nichtvierkantischen Sinne aufs höchste tangiert. Das geht aus dem frühen Aufsatz Apels „Der philosophische Wahrheitsbegriff als Voraussetzung einer inhaltlich orientierten Sprachwissenschaft“, den er 1959 für die Weisgerber-Festschrift beigesteuert hatte und der später in den ersten Band seiner „Transformation der Philosophie“ (1973) aufgenommen wurde¹⁹⁷, wohl noch am deutlichsten hervor. Zumal Apel an der Ansicht, die er damals über die „sprachliche Dogmatik“ im Sinne einer spezifischen geschichtlichen „Wahrheit“ vertrat, nachher kaum etwas geändert hat. In diesem Aufsatz geht es Apel (im Anschluß an M. Heidegger und L. Weisgerber) nicht zuletzt um den (formalen) Nachweis des Voraussetzungsstellenwertes der „Wahrheit“ der Sprache (1973, I: 124), wie sie sich in der „überindividuellen ‚Bestimmtheit der Sprachinhalte‘ in der Muttersprache“ (121) gestaltet habe. Dabei spricht Apel bezeichnenderweise von der „immanenten Logizität der Sprache“ (125), was ganz klar werden läßt, daß der ganze Begriffsapparat zur sprachlichen „Dogmatik“, „Wahrheit“ und „Logizität“ sehr darunter leidet, daß er auf einem weitgehend statischen Prinzip im Sinne der Sprache als „Ergon“ aufbaut, das als solches nur vertretbar ist, wenn es in der Verbindung mit einer transzendenten Kommunikationsgemeinschaft

Transformation der „Möglichkeitsbedingung“ aufgrund ihres Ansatzes nicht dazu imstande ist, der offensichtlichen Tatsache Rechnung zu tragen, daß je nach Wissenschaftstypus die Sprache (als *logos semantikos*) einen jeweils verschiedenen Voraussetzungswert hat. Im Hinblick auf diese Tatsache steht etwa zur Debatte, inwiefern die mathematischen Wissenschaften als reine Verstandeswissenschaften weniger als die (mathematisch-deduktiven, hypothetischen) Naturwissenschaften und wie diese Naturwissenschaften wiederum weniger als die Kulturwissenschaften auf jenen Voraussetzungswert der Sprache angewiesen sind. Es ist klar, daß die Sprache auf eine andere Weise und in einem ganz anderen Umfange vorausgesetzt wird, wenn es sich um die Erkenntnis etwa von Literatur oder Sprache, statt von Naturphänomenen oder rein mathematischen Klassenmen handelt.

¹⁹⁷ Und den Weisgerber selber bekanntlich sehr schätzte, s. Weisgerber 1962: 74.

aufgefaßt wird. Und dafür konnten die Wurzeln oben in der Tat im Paradigma der „inhaltbezogenen Sprachbetrachtung“ aufgedeckt werden. Der ziemlich äußerliche Nachtrag Apels anläßlich des Neudrucks 1973, daß Tugendhats Kritik am Heideggerschen Wahrheitsbegriff deutlich gemacht habe, daß es sich dabei im Grunde noch nicht um „Wahrheit“, sondern um „Sinn-Eröffnung“ handle, vermag an diesem prinzipiellen Problem nichts zu ändern, zumal „Sinn“ dann nach wie vor (und weiterhin ganz im Sinne des inhaltbezogenen Paradigmas) systematisch ambig bleibt: der Sinn des welterschließenden Handelns wird nicht im transzendentalen Fokus auf die Erkenntnis des Menschen vom Sinn der Sprache qua *logos semantikos*, den alle „Dogmatik“, „Wahrheit“ und „Logizität“ voraussetzen, unterschieden.

Was Sprachform und was Sprachbedeutung wirklich sind, das weiß man heute weniger als je zuvor, obwohl es gerade in aller Mund ist. Dieser Zwiespalt ist das Paradoxon nach dem „linguistic-pragmatic turn“. Es ist an der Sprachforschung, die – und damit greife ich absichtlich auf einen Begriff zurück, der heute allenthalben, allerdings sehr zu Unrecht, in Verruf gekommen ist – aufgrund einer *theoria der Sache selbst* um ihre Eigenständigkeit weiß, daran etwas zu ändern.

4. *Schluß*

Es kann nur als eine arge Nivellierung und Vereinfachung gewertet werden, von der Sprache einer (immer „wolkenartig“ konzipierten) Sprachgemeinschaft diejenige „transzendente Größe“ zu machen, die als vermeintliche immer schon vorausgesetzte „Erkenntnisform“ die menschliche Erkenntnis bedingen soll. Nicht nur bleibt auf diese Weise der eigentliche Nerv der Transzendentalreflexion unkonzipierbar, zudem wird der Sprachbegriff aufgrund *heteronom* Anschauungen seines *autonomen* Status entfremdet, so daß er schließlich auch für alles weitere Sprachdenken in Linguistik und Philosophie auf ungehörliche Weise vorbelastet ist. Und die Sprachgemeinschaft wird auf diese Weise jedenfalls nicht erklärt. Als Fazit des angestellten Vergleichs kann gelten, daß der Begriff der „Bedingung“ sich in der Verwendungsweise der beiden zur Diskussion stehenden gedanklichen Strömungen nicht zuletzt dadurch

auszeichnet, daß er erstens ein gemeinschaftliches Moment einschließt, das weiter nicht begründet, sondern als evident eingeführt wird, das sich theoretisch aber, ganz wie damals der Rekurs de Saussures auf Durkheims „fait social“, als höchst diskutabel erweist; zweitens hat sich der Begriff weit vom ursprünglichen Kantischen „transzendentalen“ Sinn entfernt, wodurch er nahezu mit den Begriffen „Bestimmung“ und „Befähigung“ zusammenfällt, die keinen epistemologisch-funktionalen Gedanken der „apriorischen“ Ermöglichung austragen. Aufmerksam zu machen auf diese *prinzipiellen* Probleme der Verknüpfung von Sprache und Sprachgemeinschaft, insofern sie die beiden Komponenten des „Sprachapriori“ im zeitgenössischen linguistischen und philosophischen Nachdenken über die Sprache bilden, war das Ziel des Beitrages.

Literaturverzeichnis

- Apel, Karl-Otto, Die Idee der Sprache in der Tradition des Humanismus von Dante bis Vico, Bonn 1963/1980.
- , Transformation der Philosophie, 2 Bände, Frankfurt a. M. 1973 (4. Aufl. 1988).
 - , Grenzen der Diskursethik? Versuch einer Zwischenbilanz, in: Zeitschrift für philosophische Forschung, Bd. 40, (1986), S. 3–31.
- Benveniste, Émile, Problèmes de linguistique générale, Paris 1966.
- Bloomfield, Leonard, Language, U.S.A. 1933/London 1935.
- Brentano, Franz, Von der mannigfachen Bedeutung des Seienden nach Aristoteles, Hildesheim 1960 (fotomech. Nachdr. der 1. Auflage 1862).
- Cassirer, Ernst, Philosophie der symbolischen Formen, 3 Bände, Darmstadt 1977 (Erstdruck 1923 ff.).
- Coseriu, Eugenio, Synchronie, Diachronie und Geschichte, München 1958/1974 (span. Montevideo 1958).
- , Sprachtheorie und Allgemeine Sprachwissenschaft, München 1962/1975 (span. Madrid 1962).
 - , Die Geschichte der Sprachphilosophie, 2 Bände, Tübingen 1969 und 1972 (2. Aufl. 1975).
 - , Les universaux linguistiques (et les autres), in: Proceedings of the Eleventh International Congress of Linguistics, Bologna, I, Mulino, Hg. L. Heilmann, 1974, S. 47–73.
 - , Linguistic change does not exist (1982), in: Energieia und Ergon, Band I, Tübingen 1988, S. 147–157.
 - , Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft, Tübingen 1988 (Coseriu 1988 a).
 - , Sprachkompetenz, Tübingen 1988 (Coseriu 1988 b).
 - , Die Sprache zwischen ‚Physei‘ und ‚Thesei‘, in: Natur in den Geisteswissenschaften I, Tübingen 1988, S. 89–106 (Coseriu 1988 c).

- , Humboldt und die moderne Sprachwissenschaft, in: *Energie und Ergon*, Band I, Tübingen 1988, S. 3–11 (Coseriu 1988 d).
- Croce, Benedetto, *Estetica come scienza dell'espressione e linguistica generale. Teoria e storia* (Filosofia come scienza dello spirito, Band I), Bari 1965 (11. Aufl.; Erstauf. 1902)*.
- Dal, Ingerid, Phonologie und Sprachwissenschaft, in: *Studia Linguistica* (1950), IV. Jg., S. 1–13.
- Dittmann, Jürgen, Sprachtheorie der inhaltbezogenen Sprachwissenschaft I, in: *Deutsche Sprache* 8 (1980), S. 40–74 (Dittmann 1980 I).
- , Sprachtheorie der inhaltbezogenen Sprachwissenschaft II; in: *Deutsche Sprache* 8 (1980), S. 157–176 (Dittmann 1980 II).
- Doroszewski, Witold, Quelques remarques sur les rapports de la sociologie et de la linguistique: Durkheim et F. de Saussure, in: *Journal de Psychologie*, XXXe Année (1933), S. 82–91.
- , *Elements of lexicology and semiotics*, The Hague-Paris 1973.
- Durkheim, Émile, *Les règles de la méthode sociologique*, Paris 1947.
- , *Sociologie et philosophie*, Paris 1967.
- Gipper, Helmut, Die Kluft zwischen muttersprachlichem und physikalischem Weltbild,** in: *Physikalische Blätter* 12 (1956), S. 97–105.
- , Muttersprachliches und wissenschaftliches Weltbild, in: *Sprachforum* II (1956/1957), S. 1–10.
- , Sprache, Schlüssel zur Welt, Festschrift für Leo Weisgerber, Hg. H. Gipper, Düsseldorf 1959.
- , Rezension von P. Hartmann: *Wesen und Wirkung der Sprache im Spiegel der Theorie Leo Weisgerbers* (Heidelberg 1958), in: *IF* 65, (1960), S. 56–65.
- , Bausteine zur Sprachinhaltsforschung, Düsseldorf 1963 (2. Aufl. 1969).
- , (Hg.): *Zur Grundlegung der ganzheitlichen Sprachauffassung. Aufsätze von L. Weisgerber (1925–1933)*, Düsseldorf 1964.
- , Wilhelm von Humboldt als Begründer moderner Sprachforschung, in: *Wirkendes Wort*, 15. Jg. (1965), S. 1–19.
- , Strukturalismus und Sprachinhaltsforschung, in: *Satz und Wort im heutigen Deutsch, Sprache der Gegenwart, Jahrbuch 1965/1966*, Düsseldorf 1967, S. 392–415.
- , Linguistische und dialektische Sprachphilosophie. Zu neuen Werken von Johannes Lohmann und Bruno Liebrucks, in: *Wirkendes Wort*, 18. Jg. (1968), S. 329–341.
- , Denken ohne Sprache?, Düsseldorf 1971/1978.
- , Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese, Stuttgart 1972.

* Die deutsche Übersetzung „Ästhetik als Wissenschaft des Ausdrucks und allgemeine Linguistik. Theorie und Geschichte“ (Leipzig 1905) nach der zweiten Auflage (1904) von Karl Federn ist öfters leider sehr mangelhaft.

** Die gesammelten Texte der Aufsätze und Vorträge H. Gippers werden nun in fünf Bänden unter dem Titel „Theorie und Praxis inhaltbezogener Sprachforschung (Band I 1992) vom Nodus-Verlag in Münster herausgegeben. Vgl. zu Band I K. Willems, *IF* 99 (1994), S. 336–341.

- , Das Sprachapriori. Ein Ergänzungsvorschlag zur Erkenntnistheorie K. O. Apels, in: Kommunikation und Reflexion. Zur Diskussion der Transzendentalpragmatik. Antworten auf K. O. Apel, Frankfurt A. M. 1982, S. 221–239.
- , Das Sprachapriori. Sprache als Voraussetzung menschlichen Denkens und Erkennens. Stuttgart, Bad Cannstatt 1987.
- Hartmann, Peter, Wesen und Wirkung der Sprache im Spiegel der Theorie Leo Weisgerbers, Heidelberg 1958.
- , Die Sprachbetrachtung Leo Weisgerbers – System und Kritik, in: Der Deutschunterricht, Jg. 11, (1959), S. 104–124.
- Heintel, Erich, Sprachphilosophie, in: Deutsche Philologie im Aufriß, Hg. W. Stammer, Berlin 1957, Bd. I, Sp. 563–620.
- , Gegenstandskonstitution und sprachliches Weltbild, in: Gipper (1959), S. 47–55.
- Herder, Johann Gottfried, Abhandlung über den Ursprung der Sprache, in: Herders Sämtlichen Werken, Hg. B. Suphan, Bd. 5, Berlin 1891 (Erstdruck Berlin 1772).
- , Verstand und Erfahrung/Vernunft und Sprache. Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft, in: Herders Sämtlichen Werken, Hg. B. Suphan, Bd. 21, Berlin 1881 (Erstdruck Leipzig 1799).
- von Humboldt, Wilhelm, Gesammelte Schriften, Hg. A. Leitzmann u. a., Berlin 1903–1936 [Akademie-Ausgabe]. (Vgl. auch: Werke in fünf Bänden, Band III: Schriften zur Sprachphilosophie, Darmstadt 1963/1988).
- Husserl, Edmund, Gesammelte Schriften (Husserliana), Haag 1950ff.
- , Logische Untersuchungen, Bd. I und II (1/2), Tübingen 1913/1980.
- Kandler, Günther, Die ‚Lücke‘ im sprachlichen Weltbild. Zur Synthese von ‚Psychologismus‘ und ‚Soziologismus‘, in: Gipper (1959), S. 256–270.
- Kant, Immanuel, Kritik der reinen Vernunft, Hamburg 1956 (KrV).
- Kuhlmann, Wolfgang, Kant und die Transzendentalpragmatik, Würzburg 1992.
- Leisi, Ernst, Der Wortinhalt, Heidelberg 1961 (2. Auflage).
- Lohmann, Johannes, Einige Bemerkungen zu der Idee einer ‚inhaltbezogenen Grammatik‘, in: Gipper (1959), S. 125–133.
- , Philosophie und Sprachwissenschaft, Berlin 1965/1968.
- Markowski, Mieczyslaw, Sprache und Logik im Mittelalter, in: Sprache und Erkenntnis im Mittelalter, Berlin/New York 1981, 2 Bände, Bd. I, S. 36–50.
- Paul, Hermann, Prinzipien der Sprachgeschichte, Halle a. S. 1937 (identisch mit der 5. Aufl. 1920).
- Rothacker, Erich, Ontologische Voraussetzungen des Begriffs Muttersprache, in: Gipper (1959), S. 39–46.
- de Saussure, Ferdinand, Cours de linguistique générale, Éd. critique prép. par T. de Mauro, Paris 1976.
- Schlerath, Bernfried, Die Geschichtlichkeit der Sprache und Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie, in: Wilhelm von Humboldt. Vortragszyklus zum 150. Todestag, Hg. B. Schlerath, Berlin/New York 1986, S. 212–238.
- Schopenhauer, Arthur, Parerga und Paralipomena, Hg. H. Grisebach, Leipzig o. J.
- Sechehayé, Albert, La pensée et la langue ou comment concevoir le rapport organique de l'individuel et du social dans le langage?, in: Journal de Psychologie, XXXe Année (1933), S. 57–81.
- Simon, Josef, Wilhelm von Humboldts Bedeutung für die Philosophie, in: Wilhelm von Humboldt. Vortragszyklus zum 150. Todestag, Hg. B. Schlerath, Berlin/New York 1986, S. 128–143.

- Streitberg, Wilhelm, Kant und die Sprachwissenschaft, in: IF. 26, (1909), S. 382–422.
Trabant, Jürgen, Traditionen Humboldts, Frankfurt a. M. 1990.
Vierkandt, Alfred, Gesellschaftslehre, Stuttgart 1923/1928.
–, Gruppe, in: Handwörterbuch der Soziologie, Hg. A. Vierkandt, Stuttgart 1959 (Unveränderter Neudruck; Erstauflage 1931), S. 239–253.
Weisgerber, Johann Leo, Die Bedeutungslehre – ein Irrweg der Sprachwissenschaft?, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift 15 (1927), S. 161–183.
–, Muttersprache und Geistesbildung, Tübingen 1929.
–, ‚Neuromantik‘ in der Sprachwissenschaft, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift 18 (1930), S. 241–259 (Weisgerber 1930a).
–, Zur Erforschung des Sprachwandels, in: IF. 48 (1930), S. 26–45 (Weisgerber 1930b).
–, Sprache, in: Handwörterbuch der Philosophie, Hg. A. Vierkandt, Stuttgart 1959 (Unveränderter Neudruck; Erstauflage 1931), S. 592–608.
–, Vom Weltbild der deutschen Sprache, 1. und 2. Halbband, Düsseldorf 1953/1954.
–, Die geschichtliche Kraft der deutschen Sprache, Düsseldorf 1959.
–, Zur Entmythologisierung der Sprachforschung, in: Wirkendes Wort 11 (1961), S. 30–50.
–, Die sprachliche Gestaltung der Welt, Düsseldorf 1962.
–, Die Sprachgemeinschaft als Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung, Köln und Opladen 1967.
–, N. Chomsky am Wendepunkt?, in: Wirkendes Wort, 21.Jg. (1971), S. 106–112.
–, Zweimal Sprache, Düsseldorf 1973.
–, Sprachpsychologie an ihrem richtigen Platz, in: Integrale Linguistik, Festschrift für H. Gipper, Amsterdam 1979, S. 763–784.
Whitney, William Dwight, Life and Growth of Language/Leben und Wachstum der Sprache, Leipzig 1876, übersetzt von A. Leskien (amerikanische Fassung 1875).

Seminare voor Duitse Taalkunde,
Faculteit Letteren en Wijsbegeerte,
Universiteit Gent,
Blandijnberg 2,
B-9000 Gent

Klaas Willems
N.F.W.O.

Across Linguistics: Towards a Functional Theory of Variation and Linguistic Change¹

1. Aim of the paper

Geographic Linguistics and Sociolinguistics have shown that *Linguistic Variation* (LV.) is a permanent feature of every natural language. As Labov [1994: 42] puts it, it appears: «that the absence of change may be even more difficult to account for than its presence». Both disciplines have also helped to illuminate how the real connection that links LV. to *Linguistic Change* (LC.) does not proceed randomly, promoting a new unit B and discarding the old one A. Rather the generally admitted assumption – borne out by a vast amount of evidence – is that A and B co-occur in an intermediate stage of the historical process of LC., and that what indeed varies is their frequency of usage. I can reproduce this well-founded assertion as follows (but, as W.P. Schmid suggests to me, stages 1 and 4 represent of course only “ideal situations”):

stages of LC.:	1	2	3	4
units:	A	A ↔ B	B	B
			-	
			A	
LV.:	-	+	+	-

¹ This research has benefited from the Italian Ministry of Education Funds for Scientific Research 1993 (60%).

I am indebted to Maureen Percopo and Steve Buckledee for a careful linguistic revision of a first draft of this paper and for some very helpful suggestions. The colleagues Werner Winter, Arrigo Castellani, Carlo Alberto Mastrelli and Alberto Nocentini, who patiently listened to my communication at the International Symposium of the Societas Linguistica Europaea (Florence 4.-7.09.1994), gave me some stimulating suggestions. With Wulf Oesterreicher I discussed some particular items and aspects of the theory and from his critical views I gained fruitful help. I have also benefited from comments and criticisms by Prof. Wolfgang P. Schmid, who – as in precedent occasions – encouraged me in the belief that this research was worthwhile. Last but not least I wish to thank my colleague and friend Wolf Dieter Stempel for having persuaded me to revise my insights concerning the distinctions between registers and styles.

Particularly constructive to assess the global progress of LC. are the sound exploration and the correct interpretation of stage (3), in which the variants A and B display a hierarchical position. Of course, A and B can represent any sector of a natural language, which means they can stand for phonetic/phonemic, morphosyntactic or lexical items or features.

My paper addresses some recent issues in both LV. and LC. and develops a new approach, conveying previous dialectological, sociolinguistic and taxonomic theories into a functional framework. Sections 2. and 3. will deal with the actual contributions provided by modern Sociolinguistics and Variational Linguistics. Section 4. will then argue the urgent necessity for working out a complex model that accounts for functional changes in progress in global standardized linguistic communities (or "historical languages", as Coseriu would prefer to call them). In the following Sections, 5.-8., I will develop my own model and apply it to some representative examples that I have in part gathered and examined in a recent contribution (Blasco Ferrer 1994b) and which involve all the sectors of language.

2. *The Sociolinguistic approach to LV. and LC.*

Though sociolinguistic models are anything but homogeneous (I recall here only the well known names of Bailey, Firth, James and Leslie Milroy, Labov, Trudgill and their schools), the central thrust of this discipline is the search for information on the *social distribution of linguistic variables and on the external factors that foster internal systemic shiftings*. Even William Labov, in his recent *opus magnum* entitled *Principles of LC. Internal factors* [1994], remains astonishingly fixed on the sociolinguistic support which enables him to explain away inconsistencies of systemic developments, as in the much blurred case of surface deletion of sibilants in Spanish variants in America, for which he has conclusively to admit that: «Such a case will not come about unless some outside force disturbs the system. That outside force usually involves normally the result of large-scale migration into the speech community» [1994: 596] (and this position is maintained all through the book: see for instance, pp.136, 296, 324 for some other patterns, selected quite haphazardly). This is a crude playback of the junggrammarian prin-

ciple of “borrowing”, which the positivistic school was prone to endorse in order to marginalize odd exceptions to the *Lautgesetze*.

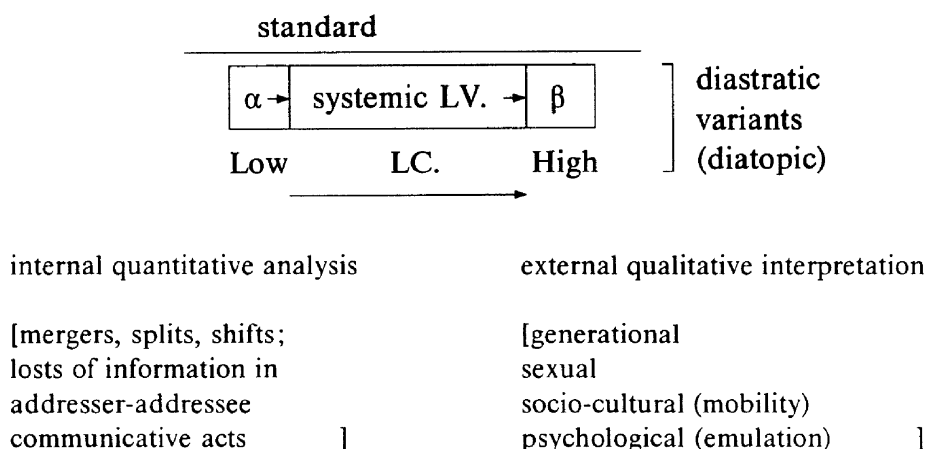
So, the main question at stake within the sociolinguistic framework is always the same: *who* is the innovator (the “switchman” a structural ethnologist such as Mary Douglas would say, the “Vermittler” Max Weber would prefer). I would not like you to be misled by my criticism. My intention is not to discredit the huge value of work carried out by sociolinguistic analysis, upon which many of my own heuristic premises rest. Rather I only want to emphasize some peculiarities of sociolinguistic disamines which contrast with my interpretative model of change in progress, and which we can summarize in the following points:

(1) The vast amount of material already gathered concerns only *systemic* changes within *single idiolects* (i.e. Chris Andersen 73, for New York; Mary Colville 39, for London; James and Chris Adamo, for Detroit: all mentioned in Labov’s analysis), or neatly located *sociolects* (upper class; upper working class; lower middle class in Philadelphia, Martha’s Vineyard or Norwich). When *diatopic* variables are expressly referred to, as in the case of suburban fieldwork done by Eckert in Detroit, vertical variation becomes forthwith horizontal variation (and here much controversial “syncretism” of Dialectologists with Sociolinguists takes place). On the whole sociological works exemplify the functioning of *diastatic* variation and their evidence remain hence confined to a partial aspect of global LC. within a standard language.

(2) The spread of a linguistic variant at the expense of others is closely connected to the high prestige that is inherent to it and to its assimilation by speakers who ferret out upward social mobility. The possibility, supported by ample historical evidence, that innovations may spring from the lower classes and expand to colloquial registers, is seldom taken into consideration (albeit Labov explicitly refers to this possibility, when he discusses the difference between changes *from above* and *from below*). Emulation therefore seems frequently to start from the bottom and to propagate along in a unidirectional path.

(3) It follows from the previous points that *diaphasic* variation – sometimes indicated with approximation as *style selection* – and *diamesic opposition* between *spoken* and *written* patterns are highly neglected (and when they are involved, as in the case of Biber’s

analysis of English, they apply to non-specific sets of features, that is, to features that characterize the *code oral* as opposed to the *code écrit*). I summarize the discussed criteria in the following table:



3. The “Varietätenlinguistisches Modell”

A quite different approach to LV. has been elaborated by German scholars and independently, though in a slightly diverse framework, by Michael Halliday. Based upon a thorough analysis by Ludwig Söll of spoken French, Peter Koch and Wulf Oesterreicher presented in 1990 their variational model, here referred to as *Varietätenlinguistisches Modell*. They introduce a threefold set of *extralinguistic variables* concerning differences in *medium*, *situation* and *socio-cultural* categories. The so-called *diamesic* variation (the term was coined by Alberto Mioni and applied by us on a first matching of the variational model: see Blasco Ferrer 1994a) involves opposition between *codes* (“written” versus “oral”), but also takes into consideration the extent of planning which the oral or written performance is subjected to (a carefully planned oral text may indeed provoke the same “distancing” effect on the addressee as a well prepared written one). The *diaphasic* dimension embraces highly marked registers and colloquial registers. The *diastratic* variable, which frequently encroaches upon *diatopic* differences, includes the sociolinguistic variants outlined above. The *Varietätenlinguistik* has provided a more *taxonomic* description of LV. and filled with new insights the *continuum* of varieties that the researcher may

come across when examining the actual functioning of natural languages, and which however can be called upon to interpret diachronic shifts. It must be stressed, nonetheless, that the model presented by Koch/Oesterreicher is essentially a *synchronic* one, and that both authors only timidly hint in a few pages at the possibility of making a link between the variables in order to obtain a dynamic survey (i.e. at p.190: «Zum Schluß noch eine allgemeine Bemerkung zur diaphasischen Dimension. Die hier niedrig markierten Phänomene rücken bekanntlich aufgrund ihrer Affinität zum Nähebereich in die Position ‘gesprochen’ ein, während diaphasisch hoch markierte Phänomene in die Position ‘geschrieben’ weitergereicht werden»).

The following table subsumes the terms used by Koch and Oesterreicher and integrates their model with the diachronic vectors:

variables:	diastratic/diatopic	→	diaphasic	→	diamesic
categories:	socio-cultural/regional		situational		medial/“conceptional”

Before passing on to my own model we must consider two important facts. First, the model presented by Koch/Oesterreicher accounts for global substandard varieties within historical languages which show a well established codification. Second, LV. is not restricted to phonological features, but embraces all sectors of language. What this approach lacks is the necessary consideration of *functional levels* in the sense of de Saussure and of Coseriu. This is the correction I intend to implement in the model I present and illustrate in the following points.

4. *Functional Variation*

Following an interesting proposal by Klaus Mattheier [1984] and attempting to enrich the previous models with the dynamism that derives from a connection of LV. with the real functionality of the *linguistic system*, we have established a threefold operative distinction in LV., which applies to each sector of language:

- (1) systemic LV.
- (2) parasystemic LV.
- (3) infrasystemic LV.

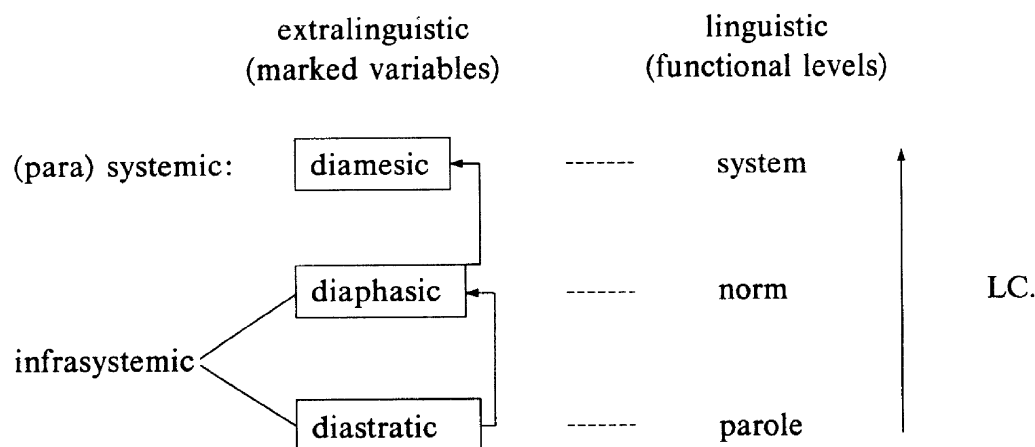
I posit separate processes to account for changes intervening at each level of the table.

Variations in (1) are located in the *functional system* of a historical language, and are available through careful and sound analysis of oppositions and distributional rules. I assume that all natural languages know *systemic asymmetries* (in the sense affirmed by André Martinet), and that such asymmetries concern only the *diamesic dimension*, where change is only fostered by frequency oscillations and natural selection carried out by the users, but no further markedness contributes to trigger it.

Variation in (2) is dependent on interferences and loan-processes and therefore concerns contacts and conflictive oppositions with other systemic items.

In my approach, I attach a determining role to Variation in (3), because it involves devices closely tied to *substandard*, highly creative expressions and is generated in marked idiolectal and socio-cultural (low diastratic) or situational (diaphasic) variants. Which is tantamount to saying that LV. in (3) has its origin first in the *parole*, or is mostly confined to the *community norm*, but we may readily observe how such infrasystemic variants gain ground gradually and in the end interfere with *systemic* unities or bring about a new *systemic collapse*. The history of Vulgar Latin is most instructive on this point.

Correlating our functional parameters to the extralinguistic variables, we obtain the following table:



I here illustrate in short the advantages of such a model in interpreting the (diachronic) resolution LV. > LC. and in capturing the

real progress of LC. in a standardized language. I also set out to discuss briefly the main problems that arise when trying to neatly delimit the exact levels at which LV. is taking place at a precise moment of the diachrony of a language.

5. *Phonemic and subphonemic Variation*

A vast amount of material bearing on phonemic and phonetic LV. has carefully been assembled and examined by Sociolinguists. Mergers, splits and shifts represent the principal issues most accurately dealt with by Trudgill and Labov. In both studies – and I hope to soon read the second and third volumes of Labov's *opus magnum* – there is sufficient evidence to support my heuristical approach. Trudgill's revisitation of the typical Norwich backing of [e] in *help, belt, hell* [ʌʔ], shows clearly how an initial diastatic marked change, confined in 1968 to a youth *sociolect*, has gained ground and tackled the system of that dialect. The second change carried at the first examination strong, social stigma, which is tantamount to saying that it was ostracized from registers. But 17 years later there was no social or situational reaction, the sound change had moved from the diastatic through the diaphasic up to the highest level of abstractness and had created new systemic homonyms, such as *hell/hull* [hʌʔ]. This is also a clear example of a subphonemic variation which has culminated in a phonemic merger.

Subphonemic changes, such as those that concern changes of articulatory position (metathesis, deletions, epenthesis), are regularly generated in low diastatic or diaphasic variables. But changes implying phonemic collision may as well be located at the top of our table: the gradual neutralisation of back /ɑ/ and central /a/ in standard French, or of tense /e/ and lax /ɛ/ in modern Italian is an ongoing LC. (almost completed in French) which is free of further marked labels and only dependent on frequency factors. A last piece of evidence, this time from my own experience. Sexual changes may interfere with systemic patterns and lend support to a recent revision of junggrammarians as opposed to lexical diffusion theories. In Fonni, a central Sardinian town, a representative group of young and old women whom I interviewed in 1990 displayed a regular sibilant [s] as the result of lat. *iōds*: CO(N)IUGĀRE MAIUS >

[ʔosuʔBare, ʔmasu]. Men exhibit in this position a medio-palatal sound, [y] (as in Spanish *hierro*, *yunque*): [ʔoyuʔBare, ʔmayu]. Interestingly enough, when the women were requested to spell correctly the forms with [s] in the presence of their husbands, none of them was able to recognize the deviant articulation produced by their companions. Furthermore, [s] cropped up in words not etymologically related with the original cluster, as in [Mamuʔsa ɔa] 'Mamoi-ada', the name of a nearby town. My results leave no doubt that LC operates not upon words or word classes but upon sounds.

6. Morphosyntactic Variation

If Phonetics represents the forte of Sociolinguistics, focus on morphosyntactic features turns out to be the preferred area of exploration for LV. However, no serious attempt has been carried out to match the level of abstractness, that changes in progress or historical records are subjected to. The complexity of this issue can be enlightened by a chapter of Vulgar Latin syntax, soundly examined by Pinkster [1993]. The *system* in Latin foresaw the presence of prepositions in particular with ablatives concerning abstracts: SILENTIŌ = CUM SILENTIŌ. In a second stage this *asymmetry* was extended to *concrete* nominals, but this deviation shows up regularly in informal or low marked variants: CUM SILENTIŌ = CUM TABULĀ. Stage 3 presents the protoromance pattern: CUM TABULA(M), which has moved up from the diastatic and diaphasic dimension (that is from an infrasytemic level) to the diamesic dimension, overriding its higher-marked, systemic variant. We can schematize the whole mechanism of change in progress as follows:

stage 1		stage 2		stage 3
systemic LV.	→	infrasytemic	→	LC.
		LV.		
A = B		A		B
		-		
		B		
SILENTIŌ = CUM SILENTIŌ CUM SILENTIŌ = CUM TABULĀ CUM TABULA (M)				

We have little evidence of entirely systemic LC. that proceeds solely on the basis of frequency. One example in English might be the overwhelming usage of *should* and the concomitant progressive outgoing of *ought to* from the system.

7. Lexical Variation

Approaches to lexical variation prove to be more complex than those which affect phonemes or morphosyntactic rules. Recent close examinations of lexical trends have favored lexical oppositions generating at the infrasytemic level, i. e. *popular* or *colloquial* items which are rapidly abolishing diastatic or diaphasic barriers and gaining an established position within spoken language, or even informal written texts. This is particularly true for modern French, where a full set of colloquial expressions matches their traditional synonyms and enters in direct systemic contrast with them: *travail-boulot*; *voiture -bagnole*; *médecin-toubib*; *livre-bouquin*; *ami-copain*; *manger-bouffer*; *pleurer-chialer*; *chaussure-godillot/godasse*; *étudierpotasser/piocher/bûcher*; *type-mec/bougre*; *très/bien/fort-vachement*; *peur-trac/frousse*; *parapluie-pépin*. And who has not read or heard in moderately formal texts words such as *flic* or *fric*, which stand for *agent de police* and *argent*? Two factors indicate that this trend reflects a real change in progress: (1) generational barriers do not exist; (2) for almost every currently spoken item we dispose of more marked synonyms, located at lower diaphasic or diastatic levels: *fric-pognon/pèze/grisbi* (*dough, jack; Groschen, Moos, Kohlen*); *bagnole-caisse/tacot/guimbarde* (*old jalopy; alte Kiste*); *flic-argousin/rousse* (*cop; Bulle; sbirro*); *trac/trouille* (*fifa/strizza*). In other languages this mobility through variation scales seems to be much more restricted, but examples of this sort are not lacking; cf.: *bekommen-erhalten/kriegen*; *verstehen-begreifen/kapieren*; *suerte/churra*; *tumulto-caos/jaleo-follón*; *sfortuna/iella*; *soldi/grana*.

Parasytemic variants are much less transparent in phonological and morphosyntactic systems, and have therefore been neglected by Sociolinguists or historical Linguists, who have focused their attitudes mainly on lexical clashes between regularly developed items and learned or borrowed ones. Nonetheless, it is not hard to point to some cases of non-lexical parasytemic changes, as in modern

English /oy/, which derives from various Latin and Late French sources, or in South Sardinian replacing of [ki] by Cathalan ['kini] 'who'.

In the lexical area parasystemic changes may enter at any of the levels examined before: Germanic loans in the Vulgar Latin *sermo castrensis* certainly belonged to diastratic variables; North African words in mod. French, as *toubib* or *flouze*, are marked as colloquial/spoken and popular; *fesch*, a rear-derivation of *fashionable*, is regional and colloquial in Southern German and Austrian; *réaliser*, *realizzare* meaning 'to grasp', 'saisir', 'afferrare' act as systemic variants exactly as do *summit* or *killer* for *vertice* and *sicario*.

I have left to my last discussion systemic changes, because they involve a rather complex set of issues, many of them still unsolved. I am firmly persuaded that some shiftings within lexicon regularly take place solely on the basis of frequency in *spoken* and *written* usage. Recent analyses, like that of De Mauro on Italian vocabulary, have yielded ample evidence for this assumption. If we consider the rate of use in synonym classes as in: *puro-pretto-mero* meaning 'mere, plain', or in: *scarso-esiguo*, *contemporaneo-coevo*, the gradual functional extension of the first item must be put down to frequency factors (cf. also: fr. *déranger/vexer/gêner*; *gâter/gâcher/abîmer*; sp. *muy/harto (complicado)*; *to ponder/to consider*). This perspective, however, turns out to be unsuitable, as soon as we examine the items that are not more frequent, but that conversely are gradually losing ground and are progressively ousted from the system.

I have already hinted at the preference assigned to studies focusing on the innovative or more frequent items of vocabulary. We intend, instead, to wrestle with the much blurred problem of "catching" structures that are fading out and working out a dynamic model which enables us to observe and fathom the befogged clashes occurring within lexical patterns. To face these multiple questions I have segmented the lexicon into four sections:

(1) The *Central Vocabulary*, which contains those more frequent items.

(2) The *Peripheral Vocabulary*, which embraces units which are less currently employed in speech acts, but which are quite comprehensible to users.

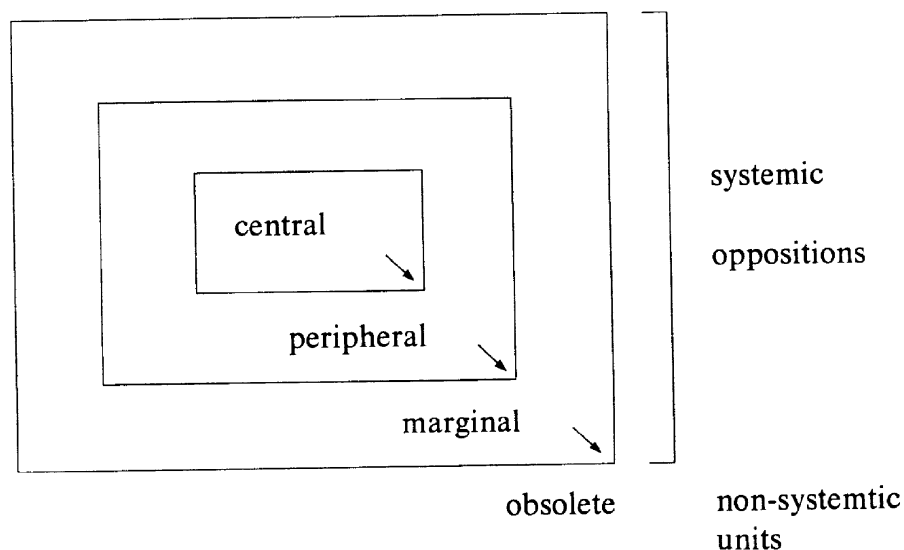
(3) The *Marginal Vocabulary*, which includes lexical structures, which have a low rate of occurrence and whose meaning is confusingly recognized by the majority of speakers (who instinctively “emarginate” them!).

(4) The *obsolete Vocabulary*, which reveals only units which are no longer functional within the system, and “hang about” as loose poetic or highly literary marked patterns.

Here I present the approximative scheme of our model with a sample of units selected arbitrarily from a larger assemblance:

Model:

Vocabulary



Exs.:

Vocabulary	1	2	3	4
Italian	<i>compleanno</i> <i>nocivo</i> <i>depresso</i> <i>gareggiare</i> <i>impoverire</i> <i>annullare</i> <i>inefficace</i> <i>privo</i> <i>rinvviare</i> <i>ricordarsi</i> <i>riconciliare</i>	<i>deleterio</i> <i>abbacchiato</i> <i>emulare</i> <i>depauperare</i> <i>rammentarsi</i>	<i>genetliaco</i> <i>esiziale</i> <i>smarrito</i> <i>obliterare</i> <i>anòdino</i> <i>scevro</i> <i>procrastinare</i>	<i>smagato</i> <i>sovvenire</i> <i>rappattumare</i>

Vocabulary	1	2	3	4
French	<i>foule</i> <i>bavarder</i> <i>torture</i> <i>porte</i> <i>clochard</i> <i>agitation</i>	<i>cohue</i> <i>causer</i> <i>émeute</i>	<i>jacasser</i> <i>mutinerie</i>	<i>jaser</i> <i>affres</i> <i>huis</i> <i>gueux</i>
Spanish	<i>gandul</i> <i>inútil</i> <i>viciar</i> <i>suerte</i> <i>idiotez</i> <i>bien dispuesto</i> <i>asco</i>	<i>holgazán</i> <i>vano</i> <i>pervertir</i> <i>imbecilidad</i> <i>repugnancia</i>	<i>harón</i> <i>dicha</i> <i>estulticia</i> <i>proclive</i> <i>aversión</i>	<i>inane</i> <i>malignar</i> <i>grima</i>
Catalan	<i>por</i> <i>enterrar</i> <i>més aviat</i>		<i>esglai</i> <i>sebollir</i> <i>més tost</i>	
English	<i>frightened</i> <i>to believe</i> <i>crowd</i> <i>advantage</i> <i>radio</i> <i>to remember</i>	<i>appalled</i> <i>throng</i> <i>behoof</i> <i>wireless</i> <i>to recollect</i>	<i>aghast</i> <i>to opine</i>	<i>to bethink</i>
German	<i>Frau</i> <i>wegen</i> <i>bekanntgeben</i> <i>überliefert</i>	<i>Gattin</i> <i>halber</i> <i>kundtun</i>	<i>Gemahlin</i> <i>tradiert</i>	<i>ob</i>

I would like to finish this point, by anticipating some critical remarks, that you could make to my model and exemplification. Many lexical units that are in non-central positions cannot be roughly interpreted as mere alternatives to central synonyms. Rather they have *always* displayed an unstable, low frequency, and have always belonged to some extent to special sectors of lexicon (see the cases of *esiziale* or *anòdino*), or have inherent denotative (extensional) restrictions (no one would say to his friend: «scusami, non posso venire al cinema con te: *procrastiniamo* a domani»). In other cases it is possible to ascribe to certain word-classes a common functional disadvantage, that has fostered their gradually becoming obsolete. One particular case concerns the English verbal class formed with the Germanic intensive prefix *be-*, whose use is rapidly de-

creasing even in formal texts: *to behold* → *to see, to look at*; *to behove* → *to be up to*; *to befriend* → *to make friends with*; *to beget* → *to father*; *to beseech* → *to beg, to implore*; *to betoken* → *to suggest*; *to betroth* → *to promise to marry, to get engaged*; *to bewail, to bemoan* → *to mourn for*. Analogically some adjectival items as *bejewelled* → *wearing jewels, with jewels*; *bedecked* → *dressed, decorated with*; *shod* → *with shoes*, are getting out of use. Another lexical class is represented by the “for-group”: *forenoon* → *morning*; *foretime* → *the past*; *forfend* → *keep away*; *forsooth* → *truly*; *forspent* → *exhausted*.

It follows that we cannot rely exclusively on frequency factors, but must also take into consideration the internal structuring of sectorial vocabulary and the possibility that lexical items may be located in high diaphasic registers.

8. *Registers not styles*

Before moving to my conclusions I would like to make a subtle, but I think, significative differentiation between the terms *registers* and *styles*, usually confused in sociological and variational studies. Recent contributions on these topics (I refer here only to the clarifying articles of Wolf Dieter Stempel) have provided a most vigorous epistemological distinction between registers and styles: the first notion refers to selections that can be generalized within a community, and claim normative value, as we have already seen; the second notion remains confined to the personal capacity and varies from author to author or even from work to work. Confusion has been generated by the large array of common features, such as metaphors and other rhetorical patterns, which colour both personal styles and colloquial registers. But for these overlaps, only diaphasic oppositions benefit from the dynamicity which I postulate for LC.

9. *Conclusions*

In my paper I have attempted to indicate the missing aspects of some sociolinguistic and variational approaches to the relation LV. > LC. I have stressed the compelling urgency for including ab-

stract notions of functionality in order to capture the actual dynamism of changes at different levels of language and to observe in a more appropriate way the progress of shiftings. The model that I put forward seeks to integrate the *dynamic* sociolinguistic framework by enhancing the set of variables traditionally examined, and attempts to restructure the *synchronic* model of *Varietätenlinguistik* by relating the extralinguistic dimensions to the internal impact of functional changes.

10. Selected References

- Alcoba, Santiago, 1987, *Léxico literario español*, Barcelona (Ariel).
- Bailey, Charles-James N., 1973, *Variation and Linguistic Theory*, Arlington, Virginia Center for Applied Linguistics.
- Biber, Dian, 1988, *Variation across speech and writing*, Cambridge, CUP.
- Blasco Ferrer, Eduardo, 1994a, *Handbuch der italienischen Sprachwissenschaft*, Berlin (Erich Schmidt).
- , 1994b, *La lingua nel tempo. Variazione e cambiamento in latino, italiano e sardo*, Cagliari (Cuec).
- , 1994c, *Ello! Ellus! Grammatica della lingua sarda*, Nuoro (Poliedro).
- Braun, Peter, 1993³, *Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Sprachvarietäten*, Stuttgart (Kohlhammer).
- Colomines i Castanyer, Joan, 1985, *L'alacantí. Un estudi sobre la variació lingüística*, Alacant (Institut d'Estudis Juan Gil-Albert).
- Halliday, Michael, 1990, *Spoken and Written Language*, Cambridge (CUP.).
- Hoenigswald, Michael, 1991, *Patterns of Lexis in Text*, Oxford (OUP).
- Holtus, Gunter/Radtke, Edgar, 1983, eds., *Varietätenlinguistik des Italienischen*, Tübingen (Gunter Narr).
- , 1985, eds., *Gesprochenes Italienisch in Geschichte und Gegenwart*, Tübingen (Gunter Narr).
- , eds., 1986–1990, *Sprachlicher Substandard (3 vols.)*, Tübingen (Max Niemeyer).
- , eds., 1993, *Sprachprognostik und das italiano di domani*, Tübingen (Gunter Narr).
- Keller, Rudi, 1990, *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand der Sprache*, Tübingen (Francke).
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf, 1990, *Gesprochene Sprache in der Romania. Französisch, Italienisch, Spanisch*, Tübingen (Max Niemeyer).
- Labov, William, 1994, *Principles of Linguistic Change. I: Internal factors*, Oxford (Basil Blackwell).
- Lehnert, Martin, 1980, *Substandard English*, Berlin (Akademie VEB).
- LIF.: *Lessico di frequenza dell'italiano parlato*, a c. di Tullio De Mauro et alii, 1993 Roma (IBM).
- Lipka, Leonhart, ²1990, *An Outline of English Lexicology*, Tübingen, Niemeyer.
- Milroy, James, 1992, *Linguistic Variation and Change. On the Historical Sociolinguistics of English*, Oxford (Blackwell).

- Milroy, Lesley, 1987, *Observing and Analysing Natural Language. A Critical Account of Sociolinguistic Method*, Oxford (Basil Blackwell).
- Muñoz, Elvira, 1993, *Diccionario de palabras olvidadas o de uso poco frecuente*, Madrid (Paraninfo).
- Pinkster, Harm, 1993, *Chronologie et cohérence de quelques évolutions latines et romanes*, Actes XX CILR (Zürich), Tübingen (Gunter Narr), III, p.237–251.
- Rábade, Luís Iglesias, 1992, *Sinopsis de los modelos variacionales: sus aplicaciones a la lingüística histórica*, Verba 19, p.19–40.
- Söll, Ludwig, 1985³: *Gesprochenes und geschriebenes Französisch*, Berlin (Erich Schmidt).
- Stempel, Wolf Dieter, 1994, *Stylistique et interaction verbale*, in: Georges Molinié/Pierre Cahné, eds., *Qu'est-ce que le style?*, Paris (PUF), p.313–320.
- Trudgill, Peter, 1974, *The Social Differentiation of English in Norwich*, Cambridge (CUP).
- , 1983, *On Dialect. Social and Geographical Perspectives*, Oxford (Basil Blackwell).
- , 1986, *Dialects in Contact*, Oxford (Basil Blackwell).
- , 1988 a, *Norwich Revisited: Recent linguistic changes in an English dialect*, *English World-Wide* 9, p.33–49.
- , 1988 b, *On the role of dialect contact and interdialect in linguistic change*, in: J. Fisiak, ed., *Historical Dialectology. Regional and social*, Berlin (De Gruyter), p. 548–563
- Trudgill, Peter/Chambers, J. K., 1991, *Dialects of English. Studies in grammatical Variation*, London/New York (Longmann).

Università degli Studi di Cagliari, Eduardo Blasco Ferrer
 Dipartimento di Filologie
 e Letterature Moderne,
 Sa Duchessa,
 I-09100 Cagliari

Proto Indo-European Injective Asperes

1. *Introduction*

1. 'Asper' (pl. 'asperes') is a phonetically noncommittal term for the series of PIE. consonants traditionally called *mediae aspiratae*.

Injective consonants are generally voiced and may be laryngealized, preglottalized, or implosive. They will be symbolized here as voiced preglottalized: $\text{ʔ}b$, etc. Implosives are frequently simply allophones of plain voiced stops (Ladefoged 1968: 6; Greenberg 1970: 128; Blust 1980: 140–141).

1.1. The 'glottalic theory' of Gamkrelidze/Ivanov (1972; 1973; 1980; 1984), and Hopper (1973), appears to have had its day: cf. recent work by Djahukian (1990), Mańczak (1990), Drinka (1991), Iverson/Salmons (1992), Woodhouse (forthcoming). A coup de grace, if one is needed, is supplied by the contradiction inherent in Gamkrelidze's (esp. 1989: 120) assumption of a palatal ejective stop. On the one hand this palatal must certainly have been a stop in PIE. since its descendants retain the occlusion in both Sanskrit and Armenian, unlike those of the corresponding tenuis. On the other hand it cannot have been an ejective in PIE. because its frequency of occurrence was too high. Instead of being commoner than the alleged labial ejective – whether slightly (0.8% vs. 0.7%, Jucquois 1966: 61) or infinitely so (Gamkrelidze 1987: 55) is unimportant – it should have been far rarer¹. For a hypothesis supposedly concerned with consonant frequencies this oversight is death.

1.2. Much better solutions to the problems the glottalic hypothesis attempted to address can be obtained by assuming that the asperes of PIE. arose as the result of a conditioned partial shift of the me-

¹ Greenberg (1970: 124, 131), in his sample of 150 languages, found none at all having a palatal ejective stop; Fordyce (1980: 123, 124, 132, 133), surveying 317 languages, found only 3 in which a palatal ejective stop was not accompanied by the corresponding affricate, and only 2 with the viable alternative of a palatalized velar stop, versus 38 with the supposedly rare labial – a handsome figure beside the 53 with the top-ranking pure velar.

diae to injectives during the PIE. period. During such a shift the plain voiced labial stop is the consonant that is least likely to survive. In what follows the chief sources on the properties of injectives will be designated thus: B. = Blust 1980, D. = Doke 1931, F. = Fordyce 1980, G. = Greenberg 1970, L. = Ladefoged 1968.

2. *Immediate gains from the assumption of injective asperes*

2.1. The relative frequencies of occurrence of mediae and asperes at each point of articulation (including labiovelars, see 3.2. below) correspond to the mediae-to-injectives markedness hierarchy established by G. (p.128), exemplified by Turner (1924: 315), confirmed as one of two common types by F. (p.136) and modified by the data of F. (p.136, 142–143) and B. (p.140–141). The modifying data show that the palatal injective stop can achieve a higher relative frequency than was proposed by G. The reason for this appears to be a tendency to minimize allophonic differences between the normally implosive stop and the normally nonimplosive affricate at an early stage of the shifting process – with preference going in some languages to the implosive. The figures (Jucquois 1966) are:

	labial	palatal	dental	velar	labiovelar
mediae	31	33	83	70	42
asperes	142	57	83	61	15

2.2. Devoicing of the (non-injective) mediae in Germanic and Armenian, etc., receives a natural explanation (D., p.38,41,44; F., p.147).

2.3. It becomes expected that aspiration (both voiced and voiceless) of the injectives should occur only in parts of the (P)IE. area (D., p.95; B., p.146–151).

2.4. Since the voiceless aspirates of Indo-Iranian can clearly have been in place by the time the voiced aspirates arose there, the typological question regarding voiced aspirates in PIE. evaporates.

2.5. Grassmann's law applies only where aspirates actually arise, thus there is no conflict between the operation of the law and the spread of bi-asper roots in PIE.

2.6. Other expected reflexes of injectives are:

(1) plain voiceless stops (B., p.148) as in Tocharian and some dialects of Armenian;

(2) voiced spirants (G., p.130) as in Germanic and Latin – perhaps also Baltic and Slavonic in view of Winter's law and the partial similarity of the reflexes to those of Latin and Germanic;

(3) nasals (G., p.129) as possibly in the Baltic, etc., dative, etc., plural desinences with *m*, vs. those of Skt., etc., with **ʔb*.

2.7. Retained occlusion in the reflex of the palatal asper in Albanian and Armenian is due to the injective articulation. An aspirated consonant would have led to a different result, as it did in Sanskrit.

2.8. The interplay of the modified Greenberg hierarchy with such factors as the favouring of injection before stress and also in word- and syllable-anlaut, the reversal of hierarchical expectations by affectivity, (G., p.131; B., p.140–141), and functional realignment² explains such things as:

(1) the preponderance of asperes in root-initial position, of mediae in root-final (Iverson/Salmons 1992: 302);

(2) the restriction of root-initial PIE. **b* to affective vocabulary (Wescott 1988)³;

(3) the shift to asperes of all but word-final voiced stops in grammatical endings and in preverbs;

(4) the well known alternations between mediae and asperes in some roots⁴;

(5) the exceptions to the bi-occlusive root structure constraints (see next).

2.9. The (more apparent than real) bi-occlusive root structure constraints arise because the shift to implosion begins as a response to the problem of maintaining airflow through the vibrating vocal folds while the airway is occluded. Of the four bi-occlusive structures possible prior to the injective shift, viz. (using a well known convention)

² Compare the spread of English word-initial *ð* in a restricted set of grammatical function words (Hamp 1991).

³ The concept 'large (in size or amount)' = 'good' = 'strong' is an obvious candidate for affectivization, hence PIE. **bel-/ *bol-* 'great, strong, good, much/many', cf., with unique nonimplosive /d/ before stress, Long Dunin (North Sarawak) [ka: dú?] 'much, many' and, with affective initial /z/, Eng. *zillion(s)* 'huge number'.

⁴ The pair **ʔdéH-* 'place, bestow', **doH-* 'give' may yet prompt a rethink.

TVT, TVD, DVT, DVD⁵, the most likely to be involved in the shift is the last, with its two voiced stops. Just which of the two consonants shifted, or whether both did, depended on factors such as those enumerated above (2.8.). The shifting of DVD roots was simply part of a larger process in which the media in any root containing another voiced consonant, including a resonant, was liable to shift.

Exceptional were DVD roots that failed to shift either of their consonants, as were DVT and TVD roots that did experience the shift. They are listed by Iverson/Salmons (1992: 296–297). The three belonging to the first group (unshifted DVD) all contain PIE. **b* and are clearly affective; the two belonging to the second have, hardly surprisingly, root-initial PIE. **ʔb*; the third group is less easy to assess.

3. *Consequences for palatals and labiovelars*

3.1. The fact that PIE. conforms to the modified Greenberg hierarchy (2.1.) suggests that the palatals were in place in the Satem dialects at the time of the injective shift, i.e. that the palatals are older than the asperes.

3.2. It has been suggested (by Rasmussen 1989: 166) that labiovelar injectives do not exist. This may be true of labialized velars (*kʷ*, *gʷ*, etc.), but it is certainly not true of labial velars (*kp*, *gb*), though the injective varieties are suitably rare⁶ (L., p. 14; G., p. 129). The labial stops that derive from labiovelars in Greek, Italic and Celtic point to labial velars rather than the labialized velars represented in the traditional notation; and inter-dialectal alternation of the two types of labiovelars has been reported (L., p. 7–13).

3.3. No language has ever been shown to have injectives at more than four places of articulation⁷. For Centum languages this is no

⁵ The distribution of these was already skewed in favour of the TVT and DVD types (Iverson/Salmons 1992: 303).

⁶ Which, inter alia, rules out Haider's (1985) reconstruction of PIE. injective mediae. My own suggestion of injective tenues (Woodhouse 1993) I now withdraw in favour of variation in glottal closure, as in Sechuana (Jones/Plaatje 1916: xv–xviii).

⁷ This, inter alia, casts grave doubt on Kortlandt's (1981) claim that the Sindhi

problem since they attest only four orders of stops anyway. But some Satem languages attest labiovelars as well, and for these the question of the number of injectives must be addressed.

Since the labiovelar asper is not attested unambiguously anywhere in the records of any IE. language, it would be possible to claim that such a phoneme never existed in PIE. and that correspondences pointing to it indicate instead either the failure of the labiovelar to undergo the injective shift (as, e.g., in Latin) or the disintegration of the phoneme as it underwent the shift (as, e.g., in Germanic). However, blanket application of this idea would lead to the scarcely tenable conclusion that the ancestors of Mycenaean and alphabetic Greek had already diverged in this respect in PIE. Nor is it necessary: as will emerge in the next few paragraphs, no Satem language requires reconstruction of a fifth injective.

3.4. Tischler's (1990) identifications of Satem labiovelars are acceptable in Albanian, Lycian, and both forms of Luwian, but generally not in Armenian, Baltic and Slavonic, where the evidence is slender and counterevidence has been ignored: cf. Armenian *ēj* (< **eiʔgi-*), *č'etj* (< **kel-kyo-*), etc. (Djahukian 1982: 58–60; cf. also Kortlandt 1976); Lith. *girna*, OCS. *žrōny* (< **gʷrn-*) beside Latvian *gūrste*, OCS. *grōstī* (< **grst-*) (Vasmer 1986–87, s.vv. *žėrnov*, *gorst*), etc. (see also Shevelov 1964: 87–88; Arumaa 1964: 153–160; Stang 1966: 79–82; Speirs 1984: 67–71, 213 ff.). Only the Armenian 'prelabialized' palatals require comment, but the only example for the asper is *awj* – and its cognates hesitate between asper and media (Pokorny 1948–59: 43–45): clearly when the consonant in Arm. *awj* underwent the injective shift it was already identical with the palatal.

3.5. In Pre-Albanian the labiovelars were palatalized (cf. palatalization despite intervening labial in Russ. *cvet*, *zvezda* = Pol. *kwiat*, *gwiazda*, etc.) at about the same time as the palatals were formed, but the labial element speeded up the process of assibilation. Un-assibilated labiovelars lost the labial element; thus there were no labiovelars in Pre-Albanian by the time of the injective shift. Indeed

injectives continue PIE. injective mediae that were present also in the five-place system of Sanskrit. In Sindhi, as in a number of other IE. languages (cf. Kortlandt 1985), the inherited mediae underwent a second injective shift at a time when the PIE. asperes had ceased to be injectives.

only the palatals preserve any trace of the injective series in this language (Huld 1984: 144–147).

3.6. Puhvel's (1972: 113–115) extension of his ingenious argument for Bartholomae's law in Hittite from asper- to media-initial clusters suggests that asperes and mediae were not distinguished in Anatolian. Hence, since there is no evidence for asperes in this branch of IE., the question of labiovelar injectives does not arise. With the exception also of Tocharian, the erstwhile presence of asperes can be detected in every other branch of IE.: therefore either Anatolian separated from PIE. before the injective shift (but after the rise of palatals) or Pre-Anatolian simply avoided the shift just as the Centum dialects avoided the ancient Satem palatalization.

4. *Reconstruction*

An essential feature of this reconstruction of the PIE. occlusives is that it can only be understood as something developing through time and differently in the various dialects of pre-dispersion PIE. That common innovations and even varying degrees of mutual intelligibility were still possible under these conditions is guaranteed by dialect geography and areal linguistics. On the other hand the traditional reconstructional notation possesses obvious advantages. What is odd is the dogged persistence of the superstition that this notation, or indeed any linguistic reconstruction, should represent the synchronic reality of a single form of primordial speech, when it is obviously likely to contain references to developments common to some dialects and not to others, a good example being the PIE. palatals.

4.1. It will hardly be maintained that the development sketched here conflicts with the results achieved by the Nostratic theory since Nostraticists themselves are not agreed on the extra-PIE. correspondences of the various PIE. occlusive series (cf. Bomhard 1984: 181, reaffirmed in Bomhard 1988: 14, vs. Illič-Svityč 1971: 147, reaffirmed by Kaiser/Shevoroshkin 1986), and these series are known to alternate anyway (Woodhouse 1989). It is therefore likely that the elaboration of separate occlusive series proceeded independently in the various groupings within Nostratic.

4.2. The following chronological stages in the development of the PIE. stops have been distinguished:

(1) 2 series, 4 orders, which remain stable in Centum languages until stage (4):

<i>p</i>	<i>t</i>	<i>k</i>	<i>kp</i>
<i>b</i>	<i>d</i>	<i>g</i>	<i>gb</i>

(2) rise of palatals in Satem languages; palatalization of labiovelars in Pre-Albanian (shown in parentheses 1); prelabialization of labiovelars in Pre-Armenian (shown in parentheses 2):

(Satem)					(1)	(2)
<i>p</i>	<i>t</i>	<i>k'</i>	<i>k</i>	<i>k^w</i>	(<i>tʃ^w</i>)	(<i>ʷk</i>)
<i>b</i>	<i>d</i>	<i>g'</i>	<i>g</i>	<i>g^w</i>	(<i>dʒ^w</i>)	(<i>ʷg</i>)

(3) departure of Anatolian (both Centum and Satem sub-branches); palatalization of Pre-Armenian velars after **u*, etc., (shown in parentheses) which then join original palatals; loss of labiality elsewhere in Satem:

<i>p</i>	<i>t</i>	<i>c</i>	<i>k</i>	(<i>uc</i>)
<i>b</i>	<i>d</i>	<i>ʃ</i>	<i>g</i>	(<i>uʃ</i>)

(4) injective shift:

Satem				Centum			
<i>p</i>	<i>t</i>	<i>c</i>	<i>k</i>	<i>p</i>	<i>t</i>	<i>k</i>	<i>kp/k^w</i>
<i>b</i>	<i>d</i>	<i>ʃ</i>	<i>g</i>	<i>b</i>	<i>d</i>	<i>g</i>	<i>gb/g^w</i>
<i>ʔb</i>	<i>ʔd</i>	<i>ʔʃ</i>	<i>ʔg</i>	<i>ʔb</i>	<i>ʔd</i>	<i>ʔg</i>	<i>ʔgb/ʔb/ʔg/g^w</i>

References:

- Arumaa, Peter, 1964, *Urslavishe Grammatik*, I. Band: Einleitung, Lautlehre: I. Vokalismus, II. Betonung, Heidelberg (Winter).
- B. = Blust, Robert A., 1980, More on the origins of glottalic consonants, *Lingua* 52, p. 125-156.
- Bomhard, Alan R., 1984, *Toward Proto-Nostratic: a new approach to the comparison of Proto-Indo-European and Proto-Afroasiatic*, Amsterdam/Philadelphia (Benjamins).
- , 1988, Recent trends in the reconstruction of the Proto-Indo-European consonant system, *HS*. 101, p. 2-25.
- D. see Doke 1931.

- Djahukian (Džaukjan, Ĵahukyan), Gevork/g Beglarovič, 1982, *Sravnitel'naja grammatika armjanskogo jazyka*, Erevan (AN. Armjanskoj SSR).
- , 1990, A variational model of the Indoeuropean consonant system, HS. 103, p. 1–16.
- Doke, Clement M., 1931, *A comprehensive study in Shona phonetics*, Johannesburg (University of Witwatersrand).
- Drinka, Bridget, 1991, Lachmann's law: a phonological solution, IF. 96, p. 52–74.
- F. = Fordyce, James F., 1980, On the nature of glottalic and laryngealized consonant and vowel systems, UCLA Working Papers in Phonetics 50, p. 120–154.
- G. see Greenberg 1970.
- Gamkrelidze, Tamaz (Thomas) Valerianovič, 1987, The Indo-European glottalic theory: a new paradigm in I. E. comparative linguistics, JIES. 15, p. 48–59.
- , 1989, Language typology and Indo-European reconstruction. In: Vennemann (ed.), p. 117–121.
- Gamkrelidze, Tamaz Valerianovič and Ivanov, Vjačeslav Vsevolodovič, 1972, *Lingvističeskaja tipologija i rekonstrukcija sistemy indoevropskich smyčnych*. In *Konferencija po sravnitel'no-istoričeskoj grammatike indoevropskich jazykov (12–14 dekabrja): predvaritel'nye materialy*, p. 15–18. Moskva (Nauka).
- , 1973, Sprachtypologie und die Rekonstruktion der gemeinindogermanischen Verschlüsse: vorläufiger Bericht, *Phonetica* 27, p. 150–156.
- , 1980, Rekonstrukcija sistemy smyčnyx obščeeindoevropskogo jazyka: glottalizovannye smyčnye v indoevropskom, *Voprosy jazykoznanija* 4, p. 21–35.
- , 1984, *Indoevropskij jazyk i indoevropcey*, 2 vols. (one pagination), Tbilisi (Izdatel'stvo Tbilisskogo Universiteta).
- Greenberg, Joseph H., 1970, Some generalizations concerning glottalic consonants, especially implosives, *IJAL*. 36, p. 123–145.
- Haider, Hubert, 1985, The fallacy of typology: remarks on the PIE stop system, *Lingua* 65, p. 1–27.
- Hamp, Eric P., 1991, English *ɖ*–, HS. 104, p. 164.
- Hopper, Paul J., 1973, Glottalized and murmured occlusives in Indo-European, *Glossa* 7, p. 141–166.
- Huld, Martin E., 1984, *Basic Albanian etymologies*, Columbus, Ohio (Slavica).
- Illič-Svityč, Vladislav Markovič, 1971, *Opyt sravnenija nostratičeskix jazykov. Vvedenie. Sravnitel'nyj slovar' (b–k)*, Moskva (Nauka).
- Iverson, Gregory K. and Salmons, Joseph C., 1992, The phonology of the Proto-Indo-European root structure constraints, *Lingua* 87, p. 293–320.
- Jones, Daniel and Plaatje, Solomon Tshekisho, 1916, *A Sechuana reader*, London (University of London).
- Jucquois, Guy, 1966, La structure des racines en indo-européen envisagée d'un point de vue statistique. In Yvan Lebrun (ed.), *Linguistic research in Belgium*, p. 57–68. Wetteren (Belgium) (Universa).
- Kaiser, M. and Shevoroshkin, V., 1986, Inheritance versus borrowing in Indo-European, Kartvelian, and Semitic, JIES. 14, p. 366–378.
- Kortlandt, Frederik, 1976, A note on the Armenian palatalization, KZ. 89, p. 43–45.
- , 1981, Glottalic consonants in Sindhi and Proto-Indo-European, *Indo-Iranian Journal* 23, p. 15–19.
- , 1985, Proto-Indo-European glottalic stops: the comparative evidence, *Folia Linguistica Historica* 6 (2), p. 183–201.
- L. = Ladefoged, Peter, 1968, *A phonetic study of West African languages*, 2nd ed.

- Cambridge (Cambridge University in Association with the West African Languages Survey).
- Mańczak, Witold, 1990, Critique des opinions de Gamkrelidze et Ivanov, HS.103, p.178–192.
- Pokorny, Julius, 1948–59, Indogermanisches etymologisches Wörterbuch, 1. Bern (Francke).
- Puhvel, Jaan, 1972, “Bartholomae’s Law” in Hittite, KZ.86, p.111–115.
- Rasmussen, Jens Elmegard, 1989, Die Tenues Aspiratae – Dreiteilung oder Vierteilung des indogermanischen Plosivsystems und die Konsequenzen dieser Frage für die Chronologie einer Glottalreihe. In Vennemann (ed.), p.153–176.
- Shevelov, George Y., 1964, A prehistory of Slavic: the historical phonology of Common Slavic, Heidelberg (Winter).
- Speirs, Albert G.E., 1984, Proto-Indo-European laryngeals and ablaut, Amsterdam (Hakkert).
- Stang, Christian S., 1966, Vergleichende Grammatik der baltischen Sprachen, Oslo/Bergen/Tromsø (Universitetsforlaget).
- Tischler, Johann, 1990, Hundert Jahre *kentum-satem* Theorie, IF.95, p.63–98.
- Turner, (Sir) Ralph Lilley, 1924, The Sindhi recursives or voiced stops preceded by glottal closure, BSOS.3, p.301–315.
- Vasmer (Fasmer), Max, 1986–87, *Ètimologičeskij slovar’ russkogo jazyka*. tr. and augm. by O.N.Trubačev, 2nd ed. 4 vols. Moskva (Progress).
- Vennemann, Theo (ed.), 1989, The new sound of Indo-European: essays in phonological reconstruction, (Trends in Linguistics Studies and Monographs, 41), Berlin/New York (Mouton, de Gruyter).
- Wescott, Roger W., 1988, Derogatory use of the marginal phoneme /b/ of Proto-Indo-European, JIES.16, p.365–369.
- Woodhouse, Robert Hugh Marriott, 1989, Proto Indo-European consonant series and their alternations, Unpublished Ph.D. thesis, University of Queensland.
- , 1993, A reformulation of quasi-Gamkrelidzean occlusive typology and its more fruitful application to Indo-European, IF.98, p.1–12.
- , forthcoming, Some criticisms of the Gamkrelidze/Ivanov hypothesis for Proto Indo-European, HS.

Department of Russian,
University of Queensland,
Queensland 4072, Australia.

Robert Woodhouse

On the Origin of the Indo-European Feminine Gender Category

It has been approximately a century since Brugmann (1897) presented in detail his theory of the origin of the feminine gender category in Indo-European. In short, he argues that one or more original abstract and collective nouns which came “to be used to denote ... [an] individual person or thing” (26) happened to denote an object with natural female sex. The formal property which characterized these nouns – specifically the suffixes **-ī*, **-ū*, and especially **-ā* – became morphologically reanalyzed as exponents of female sex. Subsequent analogical processes were responsible for the generalization of feminine markers to words in concord with the noun and for the ultimate grammatical, not natural, manifestation of the category in the individual dialects. Today this theory still retains modest acceptance. For example, Bomhard (1982: 253) characterizes his own view of the origin of the feminine as “not far different from that proposed long ago by Brugmann,” while Lehmann (1958, 1993: 152–153) and Miranda (1975) endorse his views outright. Of course, Brugmann’s proposal is now widely viewed in the context of Meillet’s description (1965: 211–229) of gender in the proto-language whereby “das idg. System der drei Geschlechter muss aus einem Zweiklassensystem entstanden sein. Darauf weist allein schon die Tatsache, dass in altertümlichen Flexionsklassen das Mask. und Fem. sich in der Flexion nicht unterscheiden, dagegen sich gemeinsam vom Neutrum abheben; vgl. z.B. *patér*, *mētēr*” (Szemerényi 1980: 143). As Burrow (1973: 202) observes, “This state of affairs is faithfully reflected in Hittite, which is distinguished from all other IE languages by the absence of a special feminine gender.” Still, Brugmann’s hypothesis is clearly not without its problems. Fodor (1957: 19) points out that Brugmann’s sketchy analysis of the extension of feminine gender markers to the variable word classes in agreement with nouns represents a “serious shortcoming,” “for had the motion of variable word classes not come about, then those [purely nominal] suffixes would in themselves have been insufficient to bring about the category of [feminine] gender. ... The clue to the problem [of the origin of the feminine gender] lies hidden not

so much in the suffixes of the noun, but in the development of the motion of variable gender words.” In this paper, I want to look at Brugmann’s theory of the origin of the Indo-European feminine category in light of some recent typological studies of gender and some recent proposals regarding deixis in early Indo-European. On the basis of these additional data, I hope to amplify some aspects of his theory while, at the same time, demonstrating its basic integrity as an explanatory statement.

It should be emphasized from the outset that my concern here is the emergence of the feminine category, not the emergence of the phonological form of the feminine markers themselves. In Shields (1982: 63–77) I develop the hypothesis that the feminine suffixes **-ā*, **-ī*, and **-ū* derive from the monophthongization of the stem vowels **-a*, **-i*, and **-u* plus the non-singular affix **-N* (= *m* or *n*). Most other scholars prefer to derive these morphemes from an original sequence of stem vowel plus laryngeal suffix with collective (cf., e.g., Lehmann 1993: 152) or abstract (cf., e.g., Brosman 1981) value. Although the etymology of these markers is an important matter for historical Indo-European linguistics, I shall not consider it here. Rather, my focus is on the emergence of the feminine category as part of the “gender system” and therefore on “gender agreement,” since the latter “is the way in which gender is realized in language use and ... as a consequence ... provides the basis for defining gender and for establishing the number of genders in a given language” (Corbett 1991: 310, 105).

As a counterproposal to the theory of Brugmann, Meillet (1931) perceptively recognizes that it was the agreement of the demonstrative pronoun (“namely ... the **so/sa* pronoun [Sanskrit *sá*, Greek *hó*, Gothic *sa* masc.nom. – Sanskr. *sā́*, Greek **hā* see Ion.-attic *hē*, Gothic *so* fem.]” [Fodor 1957: 21]) that played the central role in establishing the feminine category. However, he argues that it was from a demonstrative in **-ā* with female reference that the suffix **-ā* eventually spread to nouns. This view has been criticized because it assumes a natural gender base for Indo-European (cf. Fodor 1957: 23). Such an hypothesis is difficult to defend when so much evidence points to a grammatical base, even in regard to the older Indo-European gender system which distinguished only two genders. Martinet (1957), too, recognizes the importance of agreement in general and the demonstrative in particular in the emergen-

ce of the feminine category. Yet, unlike Meillet, he maintains that the demonstrative adopted the suffix **-ā* from **g^wenā* ‘woman’ and perhaps a few other similar items in order to better show its agreement with them. Through analogy, this suffix spread to other pronominal and adjectival forms in agreement with such nouns. Fodor (1957: 24–25) expresses some appropriate reservations about this account¹. He says: “Martinet sees correctly that the essential point of gender is congruence, but he fails to explain why only the demonstrative pronoun took on the ending of **g^wenā* and for what reasons. Was it because thereby it could better show its relation to that word, that is, to the concept denoted by that word ...? Why only the demonstrative pronoun and not also the other words used attributively, and why was it necessary only in connection with words denoting female beings? And if it was necessary to employ this distinctive ending with words denoting female beings, why did the demonstrative not acquire a **sī* form alongside **strī* [‘woman’]? [Martinet] leaves these queries unanswered, and his train of thought is inconsistent because he makes concessions to conceptual and semantic factors. Otherwise Martinet’s opinions show points of contact with those of Brugmann, although he does not refer to him.” I want to turn now to evidence which may provide a means of resolving the contradictions between and within the theories already outlined.

Recent typological studies have confirmed the importance of the demonstrative in the appearance of gender categories. In his discussion of “the rise of gender systems,” Corbett (1991: 310) observes that “demonstratives are central to the story,” for they manifest concord with nouns both as pronominal forms (e.g., *I saw this*) and as attributive modifiers (e.g., *I saw this book*). Greenberg (1978) develops in detail a model of the process by which gender emerges “in a number of languages” (47). He, too, emphasizes that the demonstrative is central to gender marking and that the demonstrative

¹ Fodor’s own theory of the origin of the feminine “faces specific problems” as well (Brosman 1982: 254–255). His view that the feminine and other gender categories “were created through tendencies toward rhyming congruence between adjectives and nouns” is without support from dialectal data. Indeed, “since Hittite possessed two genders, a congruence system which otherwise resembled that of Indo-European and no trace of the original rhyming congruence,” it is impossible to see how rhyming congruence could have had anything to do with the emergence of the feminine in late, dialectal Indo-European (Brosman 1982: 255–256).

itself “develops from a purely deictic element which has come to identify an element previously mentioned in discourse” (61). In a three-stage process, Greenberg (1978) traces the evolution of the demonstrative to definite article to non-generic article to gender marker (see Greenberg [1978] for details). He explains further that a demonstrative/deictic element inherits its original gender value from a classifier system, whose markers may very well be nominal in origin (cf. Corbett 1991: 311–312). Although the specific stages outlined in this model are in no way to be interpreted as the only means by which languages acquire gender markers, the model does accentuate the key role played by demonstratives in the appearance of gender in many languages because demonstratives “are constantly producing concord phenomena” (Greenberg 1978: 77).

The ancient Indo-European dialects provide no evidence that the demonstratives reconstructed for Proto-Indo-European were ever anything other than demonstrative/deictic elements. Indeed, despite direct references to a large number of linguistic stocks, Greenberg (1978) says nothing about the applicability of his model to the origin of gender within the Indo-European family. However, I do believe that these ancient Indo-European dialects lend considerable support to the idea that the demonstratives played the key role in the origin of the feminine gender. Yet, in my opinion, the way in which they accomplished the inception of this new grammatical category is best explained by assuming the basic validity of Brugmann’s view that $*-\bar{a}$, $*-\bar{i}$, and $*-\bar{u}$ underwent reanalysis in nouns as female markers.

I believe that the function of Indo-European demonstratives, as deictic elements, was quite traditional. As Anderson & Keenan (1985: 258) state: “The principal kinds of information which are expressed by deictics in language are: (i) Person, (ii) Spatial location, and (iii) Time reference. (Grammatical) person deictics are expressions which make essential reference to the speaker (*Sp*) or the addressee (*Adr*) of the utterance; spatial deictics are items which specify the spatial location of an object relative to the location of the *Sp* or the *Adr*; and temporal deictics are expressions which identify the time of an event or state relative to the time at which the utterance occurs.” It is well known that in Indo-European demonstratives served as third person pronouns (cf. Brugmann 1904: 399). In Shields (1988, 1992: 18–21), I adopt the position that

the Indo-European system of spatio-temporal relations – the exponents of which were demonstrative/deictic forms – was essentially binary in nature. That is, “I fully subscribe to Gonda’s position (1956: 28–29) that the early Indo-European system ... was ... based on the primary opposition ‘now-here : not-now-here’” (Shields 1992: 18). This same position is held by Neu (1976), “who posits such a binary system of deixis for the stage of Indo-European just before and just following the departure of the Anatolians” (Shields 1992: 18, cf. Polomé 1982). I further maintain that ‘not-here and now’ deixis was manifested by a number of deictic elements that “indicated various degrees of remoteness from ... [‘here and now’]” (Shields 1992: 18). In this regard, I endorse the view of Schmid (1972) that five degrees of remoteness from ‘here and now’ can be ascribed to Indo-European. The typological plausibility of such a spatio-temporal system is assured by the descriptive studies of Traugott (1978) and Comrie (1985) (see Shields 1988 for details).

Now Hirt (1927: 12–14) reconstructs for Indo-European deictic particles/demonstratives in **se* and **ā*. He says: “Idg. *se* ist ebenfalls häufig gewesen. Als einfache Partikel scheint sie nicht mehr vorhanden zu sein. Doch trügt der Schein. Sie steckt in dem Nom. des Demonstrativpronomens gr. *ho*, got. *sa*, ai. *sa*, den man mit ‘der’ übersetzt. Wir können hier die Entstehung des Pronomens mit Händen greifen. *se*, *so* ist kein Pronomen, sondern einfach eine Partikel mit der Bedeutung ‘da’ oder ‘hier’, die wir in ausgedehntem Masse noch im Griechischen und Indischen treffen. In beiden Sprachen finden wir zahlreiche Fälle, in denen wir *ho*, ai. *sa* oder *hoíde* nicht mit ‘dieser’, sondern nur mit ‘hier’ übersetzen können. Das zeigt sich besonders deutlich wenn diese Wörter mit ‘ich’, ‘wir’, oder ‘du’ verbunden sind.” In regard to the particle **ā*, he observes: “*a* und *ā* sind als selbständige Partikeln nicht vorhanden. Sie sind aber wohl vorauszusetzen, da *a* in Verbindung mit andern, sonst antretenden Lauten auftritt, vgl. z.B. gr. *ai* ‘wenn’, gr. *au* ‘wiederum’, l. *au- t* ‘oder’, got. *au-k*, d. *auch* ‘noch dazu’, l. *ad* ‘zu’, l. *ab*, gr. *an*, got. *an* usw. ... Ein Pronomen *ā* findet sich im Indischen I.D. Abl. Du. *ā-bhjáṃ* I.Pl.F. *ā-bhís*, D. *ābhjás*, G. *āsām*, L. *āsú*, das doch wohl auf idg. *ā* zurückgeht. Auch gibt es eine angetretene Partikel *ām* ...”

It is well known that, as time passes, a deictic/demonstrative element “tends to become weaker and weaker in its deictic force,” with

the frequent result that it is replaced by other deictics or “is ... reinforced by being compounded with itself or with other ... [deictics/demonstratives]” (Lane 1961: 469). Greenberg (1978: 77) similarly points out that “specific demonstratives, as they become bleached of deixis by anaphoric uses, are constantly being replaced by new demonstratives usually formed from the older ones by the addition of new deictic elements, by reduplication, etc. These in turn lose their deictic force to be replaced by others.” Thus, Hirt (1927: 15) asserts, for example, that the Indo-European deictic particles **e* and **i* were contaminated to form **ei* (cf. Gk. *ei*). I would propose that a similar contamination of **se* and **ā* to bolster the deixis of one or both elements accounts for the origin of the deictic/demonstrative in **sā*. This element was then subject to the pressures of replacement by other deictics as its deixis weakened further.

Whatever its phonological etymon, I believe that **-ā* became a stem element in a group of nouns, including **gʷenā* ‘woman’, which possessed natural female reference. However, since gender “classification starts with the demonstrative and only sometimes ends up in the noun” (Greenberg 1978: 80), the appearance of female-marking **-ā* in nouns was not sufficient for a feminine gender category to arise. In my opinion, it was the fact that Indo-European happened to possess a deictic/demonstrative in **sā*, whose final segment was fortuitously homophonous with the **-ā* of such nouns, which resulted in the creation of the feminine. If **sā* was in the process of being replaced by other deictics and therefore its semantic value was not firmly established at that stage of development, then this homophony would have created a surface ambiguity, which, according to Anttila (1973: 9), serves as “an invitation to reanalysis.” Quite simply, **sā* was morphologically reanalyzed as a deictic/demonstrative with female reference and with a concord relationship (anaphoric and attributive) to nouns in **-ā*². On the basis of this concord relationship, the feminine category was grammaticalized and spread analogically. Such an account also incorporates the insight of Meillet about the importance of the demonstrative in

² Since a deictic in **sī* was apparently not available for reinterpretation, female nouns in **-ī* came to take **sā* as their demonstrative. My theory thus provides a natural response to the question mentioned above which Fodor (1957: 24–25) raises concerning Martinet’s idea about the origin of the feminine.

the origin of the feminine gender and the insight of Martinet that the noun and demonstrative interact to create the new category.

In summary, I maintain that Brugmann's positing a reanalysis of *-ā and other suffixes in nouns as possessing female value basically underlies the development of the feminine gender in Indo-European. However, typological considerations render this explanation insufficient in itself. I have therefore demonstrated how some recent views of mine about the deictic system of Indo-European, when combined with current typological observations about the role of deictic markers in the emergence of gender categories, nicely augment Brugmann's theory, making it a more coherent explanatory statement and reconciling it with aspects of hypotheses devised by Meillet and Martinet.

References

- Anderson, Stephen & Edward Keenan, 1985, Deixis, in: *Language Typology and Syntactic Description*, vol.3, p.259–308 (ed. T.Shopen), Cambridge (Cambridge University Press).
- Anttila, Raimo, 1973, Was There a Generative Historical Linguistics? Paper read at the 2nd International Conference of Nordic and General Linguistics, Umeå, Sweden.
- Brosman, Paul, 1981, The Origin of the PIE \bar{A} -Stems. *JIES*.9, p.255–274.
- , 1982, The Development of the PIE Feminine. *JIES*.10, p.253–272.
- Brugmann, Karl, 1897, *The Nature and Origin of the Noun Genders in the Indo-European Languages* (trans. E.Robbins), New York (Charles Scribner's Sons).
- , 1904, *Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen*, Strassburg (Trübner).
- Burrow, T., 1973, *The Sanskrit Language*, Rev. ed. London (Faber & Faber).
- Comrie, Bernard 1985, *Tense*, Cambridge (Cambridge University Press).
- Corbett, Greville, 1991, *Gender*, Cambridge (Cambridge University Press).
- Fodor, Istvan, 1957, The Origin of Grammatical Gender. *Lingua* 8, p.1–41, 186–214.
- Gonda, Jan, 1956, *The Character of the Indo-European Moods*, Wiesbaden (Harrasowitz).
- Greenberg, Joseph, 1978, How Does a Language Acquire Gender Markers?, in: *Universals of Human Language*, vol.3, p.47–82 (ed. J.Greenberg, C.Ferguson & E.Moravcsik), Stanford (Stanford University Press).
- Hirt, Hermann, 1927, *Indogermanische Grammatik*, vol.3, Heidelberg (Winter).
- Lane, George, 1961, On the Formation of the Indo-European Demonstrative. *Lg*.37, p.469–475.
- Lehmann, Winfred, 1958, On Earlier Stages of the Indo-European Nominal Inflection, *Lg*.34, p.179–202.
- , 1993 *Theoretical Bases of Indo-European Linguistics*, London (Routledge).

- Martinet, André, 1957, Le genre féminin en indo-européen: examen fonctionnel du problème. BSL. 52, p. 83-95.
- Meillet, A., 1931, Essai de chronologie des langues indo-européennes. BSL. 32, p. 1-28.
- , 1965, Linguistique historique et linguistique générale, Paris (Champion).
- Miranda, Rocky, 1975, Indo-European Gender: A Study in Semantic and Syntactic Change, JIES. 3, p. 199-215.
- Neu, Erich, 1976, Zur Rekonstruktion des indogermanischen Verbalsystems, in: Studies in Greek, Italic, and Indo-European Linguistics Offered to Leonard R. Palmer, p. 239-254 (ed. A. Murpurgo-Davies & W. Meid), Innsbruck (Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck).
- Polomé, Edgar, 1982, The Dialectal Position of Germanic Within West-Indo-European. Paper read at the 13th International Congress of Linguists, Tokyo, Japan.
- Schmid, Wolfgang, 1972, Die pragmatische Komponente in der Grammatik, Abh. d. Akad. d. Wiss. und der Lit. zu Mainz (Geistes- u. sozialwiss. Kl. Nr. 1972, 9).
- Shields, Kenneth, 1982, Indo-European Noun Inflection: A Developmental History, University Park (Penn. State Press).
- , 1988, Tense, Linguistic Universals, and the Reconstruction of Indo-European, JIES. 16, p. 241-252.
- , 1992, A History of Indo-European Verb Morphology, Amsterdam (Benjamins).
- Szemerényi, Oswald, 1980, Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft, 2nd ed. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
- Traugott, Elizabeth C., 1978, On the Expression of Spatio-Temporal Relations in Languages, in: Universals of Human Language, vol. 3, p. 369-400 (ed. J. Greenberg, C. Ferguson & E. Moravcsik), Stanford (Stanford University Press).

3155 Grande Oak Place,
Lancaster/Pennsylvania 171

Kenneth Shields, Jr.

Derivation and Morpho-syntactic Change: the Indo-European Attributive Genitive

In a seminal example of historical linguistic argumentation, Watkins (1967), discussing the history of the genitive case in Indo-European languages, suggested that Chomsky's (1957) argument that the attributive adjective (e.g. *the tall boy*) is to be derived transformationally from the predicate adjective (*the boy is tall*) provided support for the view that 'a parallel interpretation of the genitival syntagmata lies at hand: that the normal attributive, adnominal genitive [*Marci liber*] is in fact transformationally derived from the predicate genitive of belonging [*liber est Marci*], a basic, kernel sentence as we have seen.' (Watkins 1967: 2196). Now, quite apart from the fact that Chomsky's view of the issue of nominal derivation changed (Chomsky 1972a, 1972b: 158–62), we have in Watkins's discussion an attempt to use the synchronic notion of derivation to elucidate a historical development. In this paper, I wish to focus on the development of the genitive case with the aim of shedding further light on the notion of historical derivation.

Within the context of his discussion of the attributive, adnominal genitive as a transformationally derived category, Watkins parted company with Benveniste (1962 [1966]), Kuryłowicz (1949, 1964a, 1964b) et al. on their view that 'the fundamental syntagma [is] the subjective and objective genitive, derived from sentences *subj. + verb*, *verb + obj.* respectively: *plebs secedit* ⇒ *secessio plebis*, *militem occidit* ⇒ *occisio militis*' (Watkins 1967: 2197). At the end of his 1962 article, for example, discussing de Groot's (1956) categorizations of the functions of the genitive, Benveniste was concerned to show that the genitive which is derived from a transformed nominative or accusative gives the model for the genitive relation in general. With respect to the accusative the function of the genitive is, in Benveniste's view, accordingly to transform the relation *transitive verb – accusative object* into one of nominal dependence (e.g. *tolerans frigoris* is only possible if a prior *tolerare frigus* is assumed; Benveniste 1962 [1966: 146]). But the analysis is not restricted to transitive verbs, since we also find verbal nouns derived from intransitive

verbs: *consul advenit* ⇒ *adventus consulis*; here the genitive transforms not an accusative object, but a nominative subject.

The result is that the genitive is taken formally and syntactically to 'neutralize' the fundamental opposition *nominative* – *accusative* of the verbal syntagma, while still reflecting that opposition in the denominations 'subjective genitive' (e.g. *patientia animi* [⇐ *animus patitur*]) and 'objective genitive' (e.g. *patientia doloris* [⇐ *pati dolorem*]). Benveniste argued that it is this genitive, derived via a transformed nominative or accusative, on which the genitive in general is then modeled. In his words, 'I take it that all uses of the genitive are engendered by this basic, purely syntactic, relation which in a functional hierarchy subordinates the genitive to the nominative and the accusative' (Benveniste 1962 [1966: 147], translated here).

Watkins's initial objection to the theory that the adnominal, subjective/objective genitive is not only primary, but chronologically prior to all other uses of the genitive, was itself based on the proposed definition of the genitive as 'the case which alone transfers to the relation between two nouns the function which devolved upon either the nominative or the accusative in an utterance with a personal verb' (Watkins 1967: 2197, quoting Benveniste 1962 [1966: 148], translated here). His objection was that the assumed transition (*puer ridet* ⇒ *risus pueri* > *somnus pueri* > *mos pueri* > *liber pueri* (Benveniste) 'is by no means easy to motivate'; and this is valid if the proposed definition of the genitive is taken to remain operative throughout the analogical history of the construction. Of course, it would clearly be more reasonable to take it that the genitive's original function was lost, since the alternative would involve impugning the concept of analogy. But this would in turn entail a rejection of the proposed definition. In any case, there were further objections to the proposed definition, for example that we have attributive genitives deriving not just from nominative or accusative verbal syntagmata, but from dative and genitive ones as well (*studium virtutis* ⇐ *studeo virtuti*, *memoria virorum* ⇐ *memini virorum*; Watkins 1967: 2197). Watkins' counter-suggestion here was that the genitive's neutralizing of oppositions, not just between nominative and accusative but among at least four cases, is a consequence of the meaning of the case-form GENITIVE in the sense given by Jakobson: that 'the genitive is marked for QUANTIFICATION, i.e., it

focuses upon the extent to which the entity takes part in the message, by implying that the extent is not total' (Watkins 1967: 2193). Watkins's third objection was that the above-quoted meaning of the case form proposed by Jakobson would, however, still not be sufficient to explain the transformation of verbal syntagmata into adnominal syntagmata with the genitive since verbal syntagmata are found transformed into adnominal syntagmata with the accusative as well (e.g. τὰ μετέωρα Φροντιστής 'a thinker [of] lofty thoughts'; Watkins 1967: 2197).

Watkins's own suggestion, assuming that the above criticisms warrant rejection of Benveniste's theory, was that 'the model for the attributive subjective/objective genitive syntagmata, transformationally derived via a nominalization from *subject/object* + *verb*, is nothing more or less than the attributive syntagma ... transformationally derived from the predicate genitive of belonging' (Watkins 1967: 2197–98). With impressive evidence, Watkins, following Benveniste's (1949) emphasis on the genitive as the case of belonging, showed that the indication of belonging is likely to have been the fundamental function of the genitive in Indo-European. Indeed, he went further than Benveniste, who characterized the genitive of belonging as emphasizing the thing which belongs, as opposed to the dative of possession which emphasizes the possessor; for in fact the distinction between belonging and merely possessing is deeper than such contrasting emphases would suggest (Watkins 1967: 2193).

Thus, what Watkins showed was that it cannot be the function of the genitive to neutralize oppositions between cases, crucially because such apparent neutralizations are effected by at least one case besides the genitive. But most centrally, he showed that the genitive of belonging was a notion fundamental in Indo-European, and so (i) it is likely to have been earlier than any other genitival function, and (ii) if it indeed existed from the earliest times then no other source of the attributive genitive need be sought: the structure was already in place by the time the subjective/objective genitive came into view.

What is puzzling about Watkins's account is the retention of a notion of derivation which is assumed to explain not just the existence of the subjective/objective genitive, but Watkins's attributive genitive of belonging as well. That is, his phrase 'the model for the

attributive subjective/objective genitive syntagma, transformationally derived via a nominalization from *subject/object + verb*' (Watkins 1967: 2197–98) implies an acceptance of something like Benveniste's (1962) account of the derivation of the subjective/objective genitive; and moreover, his phrase 'the attributive syntagma discussed above, that transformationally derived from the predicate genitive of belonging' implies an acceptance of a separate account of the derivation of the attributive genitive. To clarify: while Watkins has provided a plausible model for the subjective/objective genitive, he still takes that genitive as needing IN ADDITION to have been derived from a separate syntactic structure; and while he has plausibly posited the antiquity of the genitive of belonging, he still takes that adnominal structure as needing IN ADDITION to have been derived from a separate syntactic structure. Presumably the reason for retaining the first derivation is that without the prior existence of the structures *subject + verb*, *verb + object* the source of a 'subjective/objective' genitive would be a mystery (i.e. such a genitive would continue to be interpreted as marking belonging). And presumably the reason for retaining the second derivation is that a predication of belonging needs to be formally marked as such before a mere attributive genitive of belonging can be conceived.

What remains puzzling, however, is what derivation means in these cases. With respect to the current example, involving the transition from the left to the right of the arrow in

plebs secedit ⇒ *secessio plebis*

we may reformulate this question as: what aspect of the syntagma on the right of the arrow characterizes it as a result of derivation? Four possible answers come to mind: (1) it is an attributive structure, (2) the former subject of the verb is now in the genitive case, (3) the structure has a featural definition ('subjective'), (4) a noun in the nominative has taken the place of a verb.

The following comments suggest themselves. (1) The derivation cannot be characterized as yielding an attributive structure, because according to Watkins, while *secessio plebis* is transformationally derived via nominalization from *plebs secedit*, the model for the attributive subjective/objective genitive is the attributive genitive of belonging; and it is unclear what point there would be in having two separate sources for the attributive structure. (2) The derivation can-

not be characterized as yielding a genitive if Watkins's criticisms of Benveniste's view are correct. As for (4), the phrase 'via nominalization' may imply that it is only the nominalization *secedit* \Rightarrow *secessio* which is relevant in and to the derivation. But this can hardly be the case since it is the entire syntagma which is the result of the process. If so, however, then the attributive structure – whether conceived in itself, or in its attachment to a certain case or feature – is an integral part of the derivation, and this leaves (4) as entailing (1) or (2), and hence as being subject to their weaknesses. This then leaves (3). Thus, what appears to be effected in a derivation is a featural transfer from the left to the right of the arrow.

This leaves us, then, faced with two formal mechanisms: (1) analogical modelling, which provides the subjective/objective genitive with an attributive and a genitive structure, and (2) derivation, which in the case of the subjective/objective genitive carries over the feature 'subjective' or 'objective' to the right of the arrow.

Let us now look at the case of *Marci liber*, which Watkins derives from the predicative structure *liber est Marci*. The following question arises: with respect to the attributive genitive of belonging represented by *Marci liber*, what is the source of its attributive structure, and why is it in the genitive case? As for its attributive structure, if we take derivation as following universally applicable rules, then the case of *Marci liber* must be parallel to that of *secessio plebis*; and in the latter case, the attributive structure was ascribed not to derivation, but to a separate source, viz. the attributive genitive of belonging. As for the genitive case, the answer cannot be: because the genitive is already present in *liber est Marci*; for in other derivations whatever case is found on the left of the arrow is transformed into another structure on the right of the arrow; so preservation of case-structure is not to be seen as part of the function of derivation. Thus, in this case, it can only be an accident if the genitive appears on both sides.

The result is that, while derivation may be taken to account for the feature 'belonging' in the attributive genitive of belonging, we can ascribe neither the genitive case nor the attributive structure to the same source. However, if this is so, then the attributive genitive of belonging is on an equal footing with the subjective/objective genitive in this respect; and if this is so, then there is no point positing the attributive genitive of belonging as the model for the

subjective/objective genitive, since it turns out that the attributive genitive of belonging is itself in need of a model, which must now be given historical priority.

The missing model is, however, provided by Watkins in his discussion of the rivalry for chronological priority between the attributive genitive of belonging and the possessive adjective, or 'adjective of belonging', which Watkins agrees is just as ancient as the attributive genitive of belonging (citing its co-existence with this latter in Homer's Νεστορέη παρὰ νηὶ Πυλολιγενέος βασιλῆος 'by the ship of Nestor ['Nestorian' = adjective of belonging] the Pylos-born king [attributive genitive of belonging]' (Watkins 1967: 2195)). If, then, the adjective of belonging is at least as old as the attributive genitive of belonging, then it is logically eligible to have been a model for the attributive structure. The importation of the genitive case to that structure could then be ascribed to the fact that the *noun (genitive)-noun (nominative)* structure already existed in the nominal form of the predicate genitive of belonging (as shown by Watkins in his citations of the earliest use of the predicate of belonging as the nominal sentences: archaic Faliscan *eko kaisiosio* 'I belong to Caesius' (Vetter 245), Doric Grk. σῶν (γὰρ) ἄνα 'the accomplishment belongs to the gods' (Alcman 23.83 B), Rig-Vedic *táva idám paśavyàm* (VII 98.6) (Watkins 1967: 2193); cf. also Benveniste 1950 [1966: 151–67]). This predicate genitive consisting of a *noun (genitive)-noun (nominative)* structure could then have been misinterpreted as an attributive structure given the analogical model *adjective-noun* provided by the adjective of belonging.

A final observation. If the above conjecture is accepted, i.e. (1) if the existence of the nominal form of the predicate genitive of belonging is conceded, and (2) if the existence of an attributive model in the adjective of belonging is conceded, then there seems to be no work left for a derivation to do. That is, as it is not being claimed that a nominalization occurs in deriving *Marci liber*, and as it has been shown that both the genitive and the attributive structure must be taken to come from elsewhere besides derivation, what function is left for the derivation to fulfil? The answer would appear to be: none; and hence not only is the attributive genitive of belonging fully accounted for, but any additional need for derivation evaporates.

References

- Benveniste, E., 1962 [1966], Pour l'analyse des fonctions casuelles: le génitif latin, *Lingua* 11; rpr. in: *Problèmes de linguistique générale*, vol. 1, Paris 1966, pp. 140–48.
- , 1949, Sur l'emploi des cas en hittite, *Archiv orientální* 17, pp. 44–5.
- , 1950, La phrase nominale, *BSL* 46 (1), no. 132; rpr. in: *Problèmes de linguistique générale*, vol. 1, Paris 1966, pp. 151–67.
- Chomsky, N., 1957, *Syntactic structures*, The Hague (Mouton).
- , 1972a, Remarks on Nominalization, in: *Studies on semantics in generative grammar*, The Hague (Mouton), pp. 11–61.
- , 1972b, Some empirical issues in the theory of transformational grammar, in: *Studies on semantics in generative grammar*, The Hague (Mouton), pp. 120–202.
- de Groot, A. W., 1956, Classification of the uses of a case illustrated on the genitive in Latin, *Lingua* 6, pp. 8–65.
- Kuryłowicz, J., 1949, Le problème du classement des cas, *Biuletyn polskiego towarzystwa językoznawczego* 11.
- , 1964a, On the methods of internal reconstruction, in: *Proceedings of the Ninth International Congress of Linguists*. The Hague (Mouton), pp. 9–36.
- , 1964b, *The Inflectional Categories of Indo-European*, Heidelberg (Winter).
- Watkins, C., 1967, Remarks on the genitive in: *To Honor Roman Jakobson*, The Hague (Mouton), vol. 3, pp. 2192–98.

University of New Orleans,
Dept. of Foreign Languages,
New Orleans/Louisiana 70148
U.S.A.

George Wolf

Indo-European Notes

1. *Indo-European Poetic Language and Its North Semitic Parallels*

Today, nearly thirty years after the publication of basic works on the poetic language of Indo-Europeans (Schmitt 1967; 1968), the search for, and reconstruction of newly found Indo-European poetic formulas and constructions is still continued (cf., for example, Watkins 1987; 1992). Yet, one problem seems to remain in the shadow, that of potential historical or typological connections between the poetic language of Indo-Europeans and the poetry of (North) Semites. Linguistic contacts between pre-historic Indo-Europeans and ancient Semites are a subject of research and dramatic discussions (Illič-Svityč 1964; Gamkrelidze, Ivanov 1984: 871–877; Diakonoff 1982). Whatever the solution will be, Hebrew parallels adduced below may be reinterpreted as further proofs of contacts (this point of view is accepted by the present writer) or as an evidence of similar typological evolution of two cultures. In any case, in this paper I want to collect Indo-European-Semitic poetic parallels as such, thus avoiding the shaky bridge of interpretation. It is, however, of some importance that the parallels discussed below appear in a framework of structural similarities between Indo-European and Semitic poetic techniques (including such basic features as consonantal alliterations and octosyllabic verse).

In this paper, North Semitic is represented by Biblical Hebrew (and, occasionally, Ugaritic), in other words, by the material of “North-Central” languages (cf. Diakonoff 1967: 184).

1.1. *‘To Put a Name’ → ‘To Give a Name’*

IE. **(o)nomn dhē-* ‘to establish a name, to put a name’: Hitt. *laman de-*, Hier. Luw. *adamain tuha* ‘set name’, Skt. *nāma dā-*, Av. *nāmam dā-*, cf. also Gk. ὀνομαθέτης ‘establisher of names, name-giver’, ὁ θέμενος τὰ ὀνόματα ‘one who established names’, Old

Czech *dieti jmě* (Gamkrelidze, Ivanov 1984: 833) ~ Hbr. *w^elāšûm lô šēm* ‘and to put a name to him(self)’, i.e. ‘to make himself a name’ (2 Sam. 7: 23). In contrast with more usual Hebrew constructions using the notions of ‘giving a name’ or ‘calling (with) a name’, this one is strikingly similar to the Indo-European formula. The poetic nature of the Hebrew phrase is quite doubtless – it is a part of David’s prayer, in fact, of a psalm inserted in the narrative of 2 Sam. 7. At the same time, in a broader context, one should also take into account Gen. 2: 19–20 with its usage of *qr* ‘call’ as a verb appearing together with *šēm* ‘name’: *w^ekol šer yiqrā²-lô ... hû šmô* ‘whatever the man called it ... that was its name’. Note that in Semitic there is also a good deal of phonetic similarity between *sām* and *šēm*.

1.2. ‘To Put Heart’ → ‘To Trust, To Believe’

IE. **kērd- dhē-* ‘put heart’ → ‘trust, believe’: Hitt. *karatan dair*, Skt. *śrād-dhā-* ‘trust’, Av. *zrazdā-* ‘believe’, Lat *crēdō* id., OIr *cre-tim* id. (Schmitt 1967: 216–219; Benveniste 1969: 171–179) ~ Hbr. *sām lēb* ‘put heart, direct heart’ → ‘remember’, a standard Hebrew phrase appearing many times in the Bible (e.g. 2 Sam. 19: 20; Job 1: 8; Ez. 43: 5 and the like). Despite an obvious difference in meanings, it is not irreconcilable in view of the above interpretation of the Hebrew phrase (‘direct heart’, cf. Gesenius 1906: 963). Moreover, numerous (poetic) contexts in the Bible allow us to interpret *sām lēb* as ‘trust’, cf. Ps. 62: 11: *al- ttib^e hû b^eošeq ûb^ezāgēl al-tte- h^ebbālû hayil ki-yānûb al- ttāšitû lēb* ‘Trust not in oppression, and became not vain in robbery: if riches increase, set not your heart upon them’. Similarly, Pharaoh’s distrust towards the miracles of Moses and Aharon is described in Ex. 7: 23 as follows: *w^e-lo² sāt libbô* ‘and he did not set his heart’.

1.3. ‘Sweet Mead’

IE. **suādu- medhu-* ‘sweat mead’: Gk. **μέθυ ἡδύ*, Skt. *svādór ... mádhvaḥ* (Schmitt 1967: 256) ~ Hbr. *d^ebaš ... tōb* and *nopet mātôq* ‘good honey’ and ‘sweet honeycomb’ in a sentence *kal-b^enî d^ebaš*

kî-tôb w^e-nopet mātôq ‘al-ḥikkekā ‘My son, eat honey, because it is good; and the honeycomb, which is sweet to thy taste’ (Prov. 24: 13). Note that, in fact, Hbr. *tôb*, originally, may stand for ‘sweet’ (cf. RSP. 1972 III: 167 on Ug. *tb*).

1.4. ‘Great Glory’

IE. **k̑leuos meg’(h)*- ‘Great glory’: Gk. μέγα κλέος, Skt. *máhi śrávaḥ* (Schmitt 1967: 78–80; 1968: 7) ~ Hbr. *šēm gādôl* ‘great name, great glory’ (2Sam. 7: 9, Mal. 1: 11, Jos. 7: 9, 1 Sam. 12: 22, Ps. 76: 2), cf. also a verbal phrase *gādal šēmô* ‘magnify name’ (2Sam. 7: 26, Gen. 12: 2). In Biblical Hebrew, *šēm* ‘name’ is a standard word for ‘glory’ as it becomes immediately obvious from 2 Sam. 7: 9 where YHWH makes a great name to David: *w^e‘āšitî l’kā šēm gādôl*.

1.5. ‘Wheel of the Sun’

IE. **suelos k^{ek}los* ‘wheel of the sun’: Skt. *sūras cakra-*, Gk. ἡλίου κύκλος, ON. *sunnu ... hvēl*, OE. *sunnan hweogul* (Schmitt 1967: 166–169) ~ Hbr. *mark^ebôt ha-šemeš* ‘chariots of the Sun’. This *hapax legomenon* appears in 2 Kgs. 23: 11, a verse belonging to a passage in which the activities of Josiah against pagan rites are described. In particular, Josiah is said to capture horses ‘that the kings of Judah had given to the Sun’ and to burn chariots of the Sun, apparently, representing a part of a pagan Judaeen cult.

1.6. ‘Glory of Men’

IE. **k̑leuos (a)nerōm*: Skt. *śrávo ... nṛṇām*, Gk. κλέα ἀνδρῶν (Schmitt 1967: 96, 101–102) ~ Hbr. *‘anšê šēm* (Num. 16: 2), *‘anšê haššēm* (Gen. 6: 4) ‘men of name’ → ‘men of renown’. Although the syntactic relations are reversed in Hebrew, it seems that the semantic relationship between ‘glory’ (*šēm*) and ‘men’ is not unlike the Indo-European pattern.

1.7. ‘Good Glory’

IE. **uesu- k̑leuos*/**(e)su- k̑leuos* ‘good glory’: Skt. *suśrávas-* ‘having good glory’, AV. *vaṇhāu srauuaḥī*, Gk. εὐκλέης, Illyr. *Vescleves*

(Schmitt 1967: 82–86) ~ Hbr. *tôb šēm* ‘name (is) good’, ‘reputation (is) good’ in an alliterated passage from Eccl. 7: 1: *tôb šēm miššemen tôb* ‘a name is better than good oil’ (presumably, than the oil for anointment). Note that *šēm* is alliterated as in the formula for ‘putting a name’.

1.8. ‘Wide Earth’

IE. **dhghōm pltu-* ‘wide earth’: Skt. *kṣām ... prth(i)-vīm*, Av. *zqm pərəθwīm*, ON. *fold* ‘earth’ < **plt-* (Schmitt 1967: 182–188) ~ Hbr. *roḥab- ʔarṣkā* ‘width of (thy) earth’ (Is. 8: 8). The context of the Biblical passage seems to show that, here, *ʔereṣ* may stand for ‘the whole earth’, not for ‘land’ or ‘country’, cf. ‘[YHWH] shall come up over all his channels, and go over all his banks ... he shall overflow and go over, he shall reach even to the neck, and the stretching out of his wings shall fill the width of thy earth ...’

1.9. ‘Rain of the Sky-God’

Indo-European formula represented by Skt. *divó vṛṣṭiḥ* and Gk. *Διὸς ὄμβρος* (Durante 1968: 306) ~ Hbr. *tal mēʔēt YHWH* ‘dew from YHWH’ (Mica 5: 6) as well as many occurrences of *tal haššāmayim* ‘dew of heaven’ (Gen. 27: 28; Deut. 33: 13, 28 and the like) ~ Ug. *tl. šmm* ‘dew of heaven’ (Anat. II: 39, 40; IV: 87; RSP. III: 71–72).

1.10. ‘Formed or Painted (Image)’

Indo-European formula including two roots, **dheigh-* and **peik-*, are reconstructed on the basis of Tokh. A *tseke ṣi peke ṣi* ‘formed or painted (image)’ and Lat. *ad pingendum fingendum; pictores fictoresque; in pictis fictis caelatisque formis* (Schulze 1933: 257–261; Schmitt 1967: 20) ~ Hbr. *pesel umassēkā* ‘idol and (molten) image’ (Deut. 27: 15; Judges 17: 3, 4; 18: 14; Nahum 1: 14). Both elements of the Hebrew formula are deverbatives. The first one, *pesel*, is connected with *psl* ‘hew, hew into shape’ (cf. Ex. 34: 1, 4) while the second one is based on *nsk* ‘pour out, cast’ (cf. Is. 40: 19; 44: 10). In other words, the original meaning of the Hebrew phrase is ‘hewn and molten (image)’.

1.11. 'Man and Cattle'

IE. **pek̑u-* ... **u̯iros* 'man (and) cattle': Av. *pasu vīra*, Lat. *ueiro pequo*, *pecudesque virosque* (Schmitt 1967: 214–216) ~ Hbr. *mē'ādām 'ad-b'hēmā* 'from man to cattle, from man to animal' (Gen. 6: 7; 7: 23; Num. 3: 13), cf. also Jer. 31: 26–27; 33: 10, 12. The word *b'hēmā* is usually reserved for cattle but sometimes it is used as a more general term for any animals.

1.12. 'Who Are You? Whose Are You?'

This formula, reconstructed as **k̑is essi?* **k̑osyo essi?* is based on textual parallels between Sanskrit *Mahābhārata*, Avestan *Gāthā* and Greek *Ilias* (Schmitt 1967: 136–138) and represents a series of questions addressed to a hero. In the Biblical tradition, a number of parallels may be found, the most striking being connected with a similar 'dramatized' interaction between Jacob and Esau. According to Jacob's instructions to his servants, they have to answer the following questions: *lēmî-ʔattā wəʔānā tēlēk ūlēmî ʔēlle ləpāneykā* 'Whose art thou? and whither dost thou go? and whose are these before thee?' Cf. also 1. Sam. 30: 13 (a dialogue between David and a young *Mišrî*: *lēmî-ʔattā wəʔē mizze ʔattā* 'Whose art thou? and from where art thou?').

1.13. 'Sweet Speech'

IE. **uek̑os swādu-* 'sweet speech': Skt. *vācaḥ svādóḥ svādīyo*, Gk. ἡδυεπής, specifically about a singer (Schmitt 1967: 255) ~ Ug. *šr. ṭb* 'sing sweetly' (Anat. I: 20; RSP. III: 167): *yšr. ḡzr. ṭb. ql. ʔl. bʔl* 'a sweet-voiced hero sang in honor of Baal'. A certain similarity may be detected in Hbr. *šîrû-lô šîr ḥādāš hêtîbû naggēn bitʔrûʔā* 'sing to him a new song, make a melody sweet on the harp' (PS. 33: 3).

1.14. 'To Hew Words'

IE. **uek̑os tek̑s-* 'hew words' (= 'die Rede zimmern'): Skt. *vácāmsy ... takṣam* '(I) will compose words', Av. *vačastaš-* 'word-sequence, verse', Gk. μελιγαρόον τέκτονες κώμων 'author of sweet

songs', ἐμέων τέκτορες (Schmitt 1967: 296–298) ~ Hbr. *ʔet-haddābār ʔšer kāratti ʔittēkem* 'the word that I covenanted [= cut] with you' (Hag. 2: 5). The situation described in the Biblical text is that of a covenant, i.e. a ritual union based on the exchange of words. A standard formula for a Biblical covenant is *kārat b'rit* 'make a covenant'. The verb *krt* itself (= Akk. *karātu* 'hew off') often has a fairly technical meaning of 'hewing' or 'cutting' in Hebrew, cf. Judges 9: 48–49; Is. 14: 8; 18: 5; 1 Kgs. 5: 20. Note that the Indo-European *poetic* saying corresponds to a Semitic *ritual* expression.

References

- Benveniste 1969 – Benveniste, E., *Le vocabulaire des institutions indoeuropéennes* I, Paris.
- Diakonoff 1967 – Дьяконов, И. М., *Языки древней Передней Азии*, Moscow.
- , 1982 – Дьяконов, И. М., *О прародине носителей индоевропейских диалектов*. In: *Вестник древней истории* #4, p. 3–30.
- Durante 1968 – Durante, M., *Untersuchungen zur Vorgeschichte der Griechischen Dichtersprache. Das Epitheton*. In: *Indogermanische Dichtersprache*, Darmstadt, p. 291–323.
- Gamkrelidze, Ivanov 1984 – Гамкрелидзе, Т. В., Иванов, В. В., *Индоевропейский язык и индоевропейцы*, Tbilisi.
- Gesenius 1906 – Gesenius, W. *The New Hebrew English Lexicon* [ed. by F. Brown et al.], London.
- Illič-Svityč 1964 – Иллич-Свитыч, В. М., *Древнейшие индоевропейско-семитские языковые контакты*. In: *Проблемы индоевропейского языкознания*, Moscow, p. 3–12.
- Ivanov 1976 – Ivanov, V. V., *Проблемы истории металлов на древнем Востоке в свете данных лингвистики*. In: *Историко-филологический журиал*, 4 (Vol. 75), p. 69–86.
- RSP. 1972 – *Ras Shamra Parallels. The Texts from Ugarit and the Hebrew Bible*, Vol. I–III, Roma, 1972.
- Schmitt 1967 – Schmitt, R., *Dichtung und Dichtersprache in indogermanischer Zeit*, Wiesbaden.
- , 1968 – Schmitt, R. (ed.), *Indogermanische Dichtersprache*, Darmstadt.
- Schulze 1933 – Schulze, W., *Kleine Schriften*, Göttingen.
- Watkins 1987 – Watkins, C., *How to kill a dragon in Indo-European*. In: *Studies in Memory of Warren Cowgill*, Berlin, p. 270–299.
- , 1992 – Watkins, C., *Le dragon hittite Illuyankas et le géant grec Typhoeus*. In: *Académie des inscriptions et des belles-lettres. Comptes rendus*, Paris, p. 319–330.

2. *Linen*

The Indo-European word for linen is usually reconstructed as **l̥no-* (see Pokorny 1959: 691 with a hint of further etymological and derivational connections implied by a suggested division into **l̥no-*). The variant with a long vowel is based on Lat *līnum* 'linen; thread; net' and Celtic forms, primarily, on OIr. *līn* 'net' (made of linen strings) although the Goidelic form is sometimes treated as a Latin loanword (Lewis, Pedersen 1937: § 268.2). Other Celtic words, derivatives in **-yā* or in **-yātā* (Welsh *lliaîn*, Corn. *lien*, Bret. *lien*, Ir. *lēine*, *-ed* 'linen shirt') reflect a different ablaut grade and go back to **leinyā*. Germanic forms (Goth. *lein* 'σινδών', ON. *līn* 'linen' and the like) seem to reflect a Latin loanword in Proto-Germanic (cf. Lehmann 1986: 231). It is also generally believed that a similar explanation is acceptable for Albanian forms: Gheg *lî*, *-ni* and Tosk *li*, *-ri* < Proto-Alb. **lina* 'linen'.

Short vocalism is represented in Gk. (Homeric) λίνον id., Myc. *ri-no* (KN L 693, Np.7423, PY Na 245 and many other occurrences). Similar forms are also found in Balto-Slavic words for linen. In Baltic we find Lith. *līnas* (more often, pl. *līnāi*), Lett. *līns* (pl. *līni* is also more usual, as in Lithuanian) and OPrus. *lynno* (neut.pl. or fem.sg.), see Būga 1961: 661, 682; Toporov 1990: 289. Slavic forms (OCS. *лѣнь* 'λίνον' and the like) lead to the reconstruction of Proto-Slavic **lbnъ* (hypothesis of a Latin loanword in Hofmann 1950: 181 is untenable in view of differences in vocalism, cf. presently Trubačev 1990: 87 f.).

Linen as a cultural plant (*Linum usitatissimum* L.) first appeared in South-West Asia and in the Neolithic Egypt of Fayum and Badari and, at a very early stage, it became a popular raw material used for weaving. It is generally believed that linen came to Europe from Egypt (on the history of linen see Hoops 1905 *passim*; Schrader, Nehring 1917: 323; Vavilov 1965: 42–54; Clark 1953: 235 f.). Quite naturally, it could be presumed that the Indo-European word for linen had an Egyptian source. However, this hypothesis failed for lack of any similarity between IE. **l̥no-* and numerous Egyptian words for linen (Gamkrelidze, Ivanov 1984: 660). A recent attempt of interpreting the Indo-European term for linen as a North Caucasian loanword (from NC. **λwin ʔi* 'seed', see Starostin 1988: 125) is not persuading enough semantically. It does

not agree with the main routes of the prehistoric expansion of linen either.

It is not at all surprising that a number of etymological explanations were suggested in order to compensate the dramatic absence of relevant Egyptian data and to interpret the Indo-European term within the framework of the Indo-European vocabulary. Fick (1874, II: 249) has long ago thought of deriving **līno-* from IE. **lei-* 'pour' (cf. also Walde, Hofmann 1938: 811). Recently, this etymology has been substantially corroborated by a parallel formation in Skt. *umā* 'linen' ~ Lat. *ūmeo* 'be wet' ~ Lith. *ūmas* 'wet, fresh' (see Trubačev 1990: 90 with literature). A rival interpretation (Toporov 1990: 296–297) links the Indo-European term for linen with words denoting softness, weakness and tenderness and grouped by Pokorný (1959: 661) under **lei-* 'eingehen, abnehmen, schwinden; mager, schlange', *lei-no-* 'matt' (cf., particularly, Mlr. *lían* 'meek, soft', ON. *linr* 'tender, weak', Lith. *leĩnas* 'weak, flabby' (and also *leĩlas* 'thin'). Semantically, this etymology is motivated by the processing technology (scutching of linen) and corresponding folklore texts depicting linen (sometimes personified) as 'weakened', 'softened' and 'meek' (Toporov 1990: 300f. with a selection of Baltic folklore texts).

At the present stage of analysis, it seems tempting to reach a synthesis of the failed Egyptian version and one of the much more successful explanations quoted above. Even though Egyptian terms denoting linen look so differently from the Indo-European word, one of them could have a similar semantic motivation. If such an Egyptian form had existed, IE. **līno-* could be still interpreted as a result of semantic influence, i.e. as an Egyptian calque.

This possibility seems to be fairly realistic in view of one of Egyptian words for linen, *šmꜥt* (Erman, Grapow 1957: 478; Lesko 1987: 150). In Egyptian, this word has an obvious derivational source – an adjective *šmꜥ* 'sickly, stunted, thin, spare, slender' (Erman, Grapow 1957: 477; Lesko 1987: 150f.), later attested as Copt. *šōōme*, *šom* 'thin, light', *šma* 'be fine, be thin' (Crum 1939: 565a; Černý 1976: 244) and as the first component of Copt. *šamourite* 'with thin bones' (Erman, Grapow 1957: 477). Eg. *šmꜥt* 'linen' ← 'thin, slender (plant)' was *translated* into Indo-European as **līno-*, i.e. 'weakened, softened, slender', and thus the original semantic structure of the Egyptian term was preserved in its Indo-European calque.

References

- Būga 1961 – Būga, K., *Rinkiniai raštai*, Vol. III, Vilnius.
 Černy 1976 – Cerny, J., *Coptic Etymological Dictionary*, Cambridge.
 Crum 1939 – Crum, W. E., *A Coptic Dictionary*, Oxford.
 Erman, Grapow 1957 – Erman, A., Grapow, H., *Wörterbuch der ägyptischen Sprache*, Bd. III, Berlin.
 Fick 1874 – Fick, A., *Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen*, Göttingen.
 Gamkrelidze, Ivanov 1984 – Гамкрелидзе, Т. В., Иванов, В. В., *Индоевропейский язык и индоевропейцы*, Vol. II, Tbilisi.
 Hofmann 1950 – Hofmann, J. B., *Etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache*, München.
 Hoops 1905 – Hoops, J., *Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum*. Straßburg.
 Clark 1953 – Кларк, Дж. Г. Д., *Доисторическая Европа*, Moscow.
 Lehmann 1986 – Lehmann, W. P., *A Gothic Etymological Dictionary*, Leiden.
 Lesko 1987 – Lesko, L. H. (ed.), *Dictionary of Late Egyptian*, Vol. 3.
 Lewis, Pedersen 1937 – Lewis, H., Pedersen, H., *A Concise Comparative Celtic Grammar*, Göttingen.
 Pokorny 1959 – Pokorny, J., *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch*, Bd. I, Bern-München.
 Schrader, Nehring 1917 – Schrader, O., Nehring, A., *Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde*, Bd. I, Berlin-Leipzig.
 Starostin 1988 – Старостин, С. А., *Индоевропейско-севернокавказские изоглосы*. In: *Древний Восток. Этнокультурные связи*, Moscow, p. 112–163.
 Toporov 1990 – Топоров, В. Н., *Прусский язык. Словарь (L)*, Moscow.
 Trubačev 1990 – Трубачев О. Н. (ed.), *Этимологический словарь славянских языков*, Vol. 17, Moscow.
 Vavilov 1965 – Вавилов, Н. И., *Избранные труды*, Vol. 3, Moscow-Leningrad.
 Walde, Hofmann 1938 – Walde, A., Hofmann, J. B., *Lateinisches etymologisches Wörterbuch*, Heidelberg.

3. Tocharian *B lesto*

Toch. *B lesto* “nest, refuge”, acc. sg. *lestai* has more than one etymology and, therefore, is open to revision and etymological reconsideration. In the present note, I would propose a new tentative explanation of *lesto*.

One of the most tempting interpretations of *lesto* was suggested by Van Windekens (1976: 261) who analyzed it as **leksto* < **leghest(h)ā* ‘Liegestatt’, further derived from **leg-* “to lie” (Pokorny 1959: 658–659) and connected with other reflexes of IE. **leg-* in Tocharian – A *lāk-*, B *lyāk* “to lie (down)”, A *lake*, B *leke* “couch;

camp". As far as the morphological status of *lesto* is concerned, Van Windekens treats *lesto* as an old \bar{a} -stem, shifted secondarily to the nom. $-o \sim$ acc. $-ai$ class (see Krause 1960: 134). As to the second component of his reconstruction, $*-st(h)\bar{a}$, Van Windekens treats it as a reflex of the Indo-European verb $*st\bar{a}$ - (or $*sth\bar{a}$ -) "to stand" functioning as a suffix or a partly delexicalized morpheme, cf. similar compounds in Skt. *duḥ-stha*- "poor, miserable, in bad condition" and Gk. δούστος (however, see Chantraine 1968: 303 uncertain about the reliability of the latter). Semantically, this unit in Tocharian, understood as "place, endroit" (Van Windekens, *ibid.*) is even more closely related to OHG. $-st$ in *ewist* "sheepcot".

However, two features make this etymology somewhat less convincing than it might seem. First, the development of IE. $*e >$ Toch. B e , in the environment of $*s$, is not easy to justify; I would expect Toch. B \bar{a} as a regular reflex in this phonological context, in accordance with Adams 1988: 15 (cf. 1 pl. desinence $-m\bar{a}s < *mes\bar{i}$). In one of his later works, Van Windekens (1982: 14) noticed this flaw and modified his reconstruction as IE. $*logh-st(h)\bar{a}$ (only to leave it altogether for another one, see *infra*). Second, if reconstructed this way, Toch. B *lesto* does not seem to have derivational counterparts in other Indo-European dialects, even in those abounding in derivatives of $*legh$ - (see Pokorny 1959: 658–659).

Van Windekens (1982: 13–15) has rejected the above etymology for the sake of an entirely new comparison of Toch. B *lesto* with OPruss. *lasto* "bed, couch". If so, two possibilities, earlier envisaged for these two words are to be ruled out at once: (a) OPruss. *lasto* cannot be derived from $*legh$ -, a presumed co-variant of $*leg$ - "to lie", as it would reflect as something like $*lekto$ in the strictly centum Tocharian; (b) OPruss. *lasto* cannot reflect Balt. $*lak-st\bar{a} <$ IE. $*logh-st(h)\bar{a}$, since such clusters as $*-kst$ - were well preserved in Old Prussian (Endzelīns 1943: 38), cf. OPruss. *lanxto* "window" \sim Lith. *lángas* id., *kanxta* "good, appropriate, modest" \sim Lith. *kañkti* "to be hungry, to desire" (on the semantic history of this group see Schmalstieg 1973: 74; Toporov 1980: 207) and many others. As a result, Van Windekens has suggested a completely different explanation of both words from IE. $*los-t\bar{a}$, that may be further connected with IE. $*les$ - "weak" as reflected in Toch. B *leswi* "weakness", Goth. *lasiws* "weak", OHG. *erleswen* "to become weak" and so on (cf. Van Windekens 1976: 261). As to the hypothe-

tical development of meaning, Van Windekens (1982: 14) claims that

“[l]e sens de ‘lit’ ... et de ‘nid, refuge’ ... se rattache à celui de ‘faible, flasque’ par l’intermédiaire de la notion de ‘sommeil’: pour ‘sommeil’ < ‘faible, flasque’ on n’a qu’à renvoyer au groupe bien connu d’allem. *schlafen* ‘dormir’, *Schlaf* ‘sommeil’ < *schlaff* ‘flasque, mou, etc.’ [...]”.

While there may no doubt as to the acceptability of the semantic connection between “sleep” and “weakness”, these two meanings are still very far away from “nest”. Paradoxically, the quoted passage from Van Windekens seems to corroborate the opposite stance, i. e. shows the *lack* of etymological ties between OPruss. *lasto* (in an obvious connection with *lasinna* “to put, to lay” whatever the Indo-European source of the latter might be, cf. Toporov 1980: 110f.) and Toch. B *lesto*.

From my point of view, it may be of certain interest to join Toch. B *lesto* to the basic Indo-European word for “nest”, **niz-dos/*nizdom* (Pokorny 1959: 887), with an obvious and immediate advantage of semantic identity. The Indo-European term is analyzed as a result of a more or less complicated development of **ni-sd-o-*, its root being identical with IE. **sed-* “to sit” and its morphological structure repeating the verb **ni-sed-* “to sit (down)” as in Skt. *niṣīdati*, Avest. *nišīdaiti*, OPers. *niyašādayam*, Arm. *nstim*.

Most forms continuing **nizdo-* are phonetically regular: Skt. *nīḍá-* “camp, place of rest”, Arm. *nist* “place (of dwelling), residence”, Lat. *nīdus* “nest”, Mlr. *net* “id.”, W. *nyth* “nest, dwelling”, Corn. *neid* “id.”, Bret. *nez*, *neiz* “id.”, OHG. *nest* “nest”, OE. *nest* “id.”. On the other hand, several forms belonging to this root are known in which analogical processes and transformations of the anlaut are registered. East Baltic languages reflect **nizdo-* as Lith. *līzdas* and Lett. *ligzda* (with *g* epentheticum), dial. *lizgs*. It is generally believed that the irregular *l-* in the anlaut may be safely explained by some kind of analogical influence of **legħ-* “to lie (down)”, cf. Fraenkel 1962: 383 (with earlier literature and a reconstruction of palatal *-ġh* in the root). While there are no obvious parallels in West Baltic, there is a certain chance of a similar analysis of OPruss. *liscis* “camp” (see Endzelīns 1942: 122–123). Another analogical deviation from the original Indo-European form is found

in Slavic with its highly irregular **gnězdo* “nest” (OCS. ГНѢЗДО and the like). Quite probably, its anlaut was influenced by the verb **gnetō*, **gnesti* “to press, to knead” (Berneker 1913, s. v.) although the inner motivation remains fairly unclear (“pressing down grass” → “making a place for a nest”?). An alternative explanation is based on the analogical influence of **gnojь* “rot, pus” as a characteristic feature of a bird nest and seems to explain not only the anlaut but also the unusual vocalism (**-ě-* < **-oi-*), according to Mladenov (apud Vasmer 1986: 421) and Trubačev (1979: 173).

A similar process of analogical change may explain the formation of Toch. B *lesto*. Its anlaut (as well as the root vowel?) was influenced by the verb **legh-*, well preserved in Tocharian, and changed to *l-*. The chronological stage at which it happened cannot be easily established. The development itself may be treated as accidental and typologically similar to what happened in Baltic. On the other hand, those supporting the idea of a special Tocharian-Baltic relationship (see Van Windekens 1976: 616) would, probably, choose to see the affinity of Toch. B *lesto* and Lith. *līdzas*, Lett. *ligzda* as a reflection of an older common process of change and a testimony of a dialectal Indo-European **lizdo-*.

References

- Adams 1988 – Adams, D. Q., *Tocharian Historical Phonology and Morphology*, New Haven.
 Berneker 1913 – Berneker, E., *Slavisches etymologisches Wörterbuch*, Bd. I, Heidelberg.
 Chantraine 1968 – Chantraine, P., *Dictionnaire étymologique de la langue grecque*, Vol. I, Paris.
 Endzelīns 1942 – Endzelīns, J., *Altpreussisches*, ZslPh. 18, 104–124.
 Endzelīns 1943 – Endzelīns, J., *Senprūsu valoda*, Rīga.
 Fraenkel 1962 – Fraenkel, E., *Litauisches etymologisches Wörterbuch*, Bd. I, Heidelberg.
 Krause 1960 – Krause, W., *Tocharisches Elementarbuch*, Bd. I, Heidelberg.
 Pokorny 1959 – Pokorny, J., *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch*, Bern–München.
 Schmalstieg 1973 – Schmalstieg, W. R., *Old Prussian*, Pennsylvania.
 Toporov 1980 – Топоров, В. И., *Прусский язык. Словарь I–K*, Moscow.
 Trubačev 1979 – Трубачев, О. И. (ред.) *Этимологический словарь славянских языков*, Fasc. 6, Moscow.

128

V. Orel

Van Windekens 1976 – Van Windekens, A.J., *Le tokharien confronté avec les autres langues indo-européennes. I. La phonétique et le vocabulaire*, Louvain.

Vasmer 1986 – Фасмер, М. *Этимологический словарь русского языка*, Vol. 1, Moscow.

Wolfson College,
Lindon Road,
Oxford / OX 2 6 UD
Great Britain

Vladimir Orel

Etymologie von ai. *yáthā* und lat. *ut*

Im folgenden Beitrag soll gezeigt werden, daß sich zwischen den beiden Konjunktionen ai. *yáthā* und lat. *ut* eine etymologische Verbindung herstellen läßt.

1. Ai. *yáthā* :

Die ai. Konjunktion *yáthā* kann in drei Morpheme zergliedert werden. Das erste Morphem bildet der Relativstamm *ya-*, idg. **jo-* bzw. **h₂jo-*, der in anderen Konjunktionen des Indoiranischen, wie z. B. in ai. *yád*, *yátra*, *yáda*, *yádi* und aw. *yadiy* (*yedi*), *yaθrā* und *yaṭ* ebenfalls zu finden ist¹. Die Entwicklung von Relativpronomina bzw. Relativadverbia zu Konjunktionen kann in altindogermanischen Sprachen nachgewiesen werden, wie bei lat. *quod*, gr. *ὅ* und lit. *kad*². Als weiteres Morphem liegt ein Bildungselement *th₂* mit instrumental-modaler Bedeutung vor³. Die Semantik dieses Formans kann aus der Semantik von ved. *yáthā* (modal, final) und lat. *ut* (modal, final, aber auch temporal, lokal, kausal, konsekutiv) sowie aus der Semantik von ved. *táthā* und lat. *ita* = 'so' erschlossen werden. Der stimmlose Verschußlaut wird durch unmittelbar folgendes *h₂* aspiriert. Die Aspiration durch *h₂* zeigt sich in aw. Gen. Sg. *paθō* (**pṇth₂és*) gegenüber Nom. Sg. *paṇtā* (**pEnteh₂s*) 'Pfad, Weg'⁴. Infolge der Schwundstufe des Suffixes im Genitiv Singular tritt der Laryngal unmittelbar hinter den stimmlosen Verschußlaut

¹ Rix 1976: 186: idg. **jo-*; Peters 1980: 103: mit *h₂* aufgrund von hieroglyphenluisch *ḥa*.

² Gonda 1952: 17; Schmitt-Brandt 1973: 136; Wackernagel-Debrunner 1930, Bd. III: 551.

³ Rix 1976: 188 nimmt für lat. *ita* und ai. *iti* sowie für ai. *káthā* = 'wie' ein modales Adverbialsuffix **teh₂/th₂* an. Bei ai. *iti* zeigt sich Laryngalentwicklung im Auslaut, während bei *yáthā* bzw. *káthā* Laryngalentwicklung im Wortinlaut stattfindet. Weitere Beispiele für Vokalisierung als Reflex des Laryngals im Wortauslaut sind: gr. -μεθα und ai. -*mahi* aus idg. **medh₂*.

⁴ Mayrhofer 1981: 432.

und bewirkt somit Aspiration. Einen vergleichbaren Fall stellt ai. *rátha*- 'Wagen' dar. Auch hier kommt durch die Schwundstufe des Suffixes *-eh₂* (vgl. lat. *rota*) bei der *o*-Ableitung der Laryngal direkt hinter dem stimmlosen Verschußlaut zu stehen und bewirkt Aspiration desselben⁵. Das sekundär angetretene Instrumentalsuffix *-ā*, idg. **-eh₁/-oh₁* dient dazu, die modale Adverbialbildung im Indo-iranischen transparent zu machen⁶. Der Instrumental Singular fungiert auch als Bildungsmittel von modalen Adverbia: ai. *enā́* 'so', *návyasā* 'erneut', *sáhasā* 'gewaltsam', wobei es sich um Instrumentale von Pronomina, Adjektiva und Nomina handelt⁷.

1.1. *Morphologische Analyse von ai. yáthā* :

Relativstamm *ya-* + instrumental-modales Formans *-th₂* + Instrumentalendung *-ā*.

Im RV. weist die Konjunktion *yáthā* modale und finale Bedeutung auf⁸. Wie bereits angedeutet, hat der Instrumental eine Affinität zur modalen, aber auch zur finalen Bedeutung, wenn man die lat. Konjunktion *quō* 'damit' ins Auge faßt⁹.

1.2. *Modale Bedeutung von yáthā* :

RV. 8, 38, 9. *evā́ vām ahva ūtáye yáthāhuvanta médhīrah
índrāgnī sómapītaye*
'So habe ich euch zu Hilfe gerufen wie euch die Weisen riefen, oh Indra und Agni, um Soma zu trinken'.

1.3. *Finale Bedeutung von yáthā* :

RV. 7, 3, 6. *citró ná sūrah prāti cakṣi bhānūm yáthā vah
svāhāgnāye dā́sema parīlābhir ghṛtāvadbhīr
ca havyaíḥ*

⁵ Schindler (1985), mündlich.

⁶ Ein ähnlich gelagerter Fall aus dem Griechischen ist ἄνευθεν 'ohne, fern von, getrennt von' mit Verdeutlichung der separativen Funktion durch das Suffix gr. *-θεν*. Hinweis von J. Schindler, Österreichische Linguistentagung, Salzburg 1988.

⁷ Macdonnell 1910: 428–429.

⁸ Hettrich 1988: 261 ff., 288 ff., 406 ff.

⁹ Speyer 1896: 11: RV. 8, 43, 31.

‘Wie die prangende Sonne offenbare deinen Glanz, damit wir unter Svaharuf für euch den Agni mit Idaspenden und schmalzreichen Opfergaben beschenken’.

2. Lat. *utei*, *uti*, *ut* :

2.1. An der Stelle, wo im Altindischen der Relativstamm auftritt, erscheint im Lateinischen bzw. Italischen der Stamm der Frage- bzw. Indefinitadverbia, nämlich **kʷu-*, dessen Vorkommen wir auch im Altindischen (*kútra*, *kúha*, *kútaḥ*, *kvà*) und im Altkirchenslawischen (*kъde*) nachweisen können¹⁰. Da sich im Lateinischen Frage- und Relativstamm überschneiden, ist die Verwendung des Fragestammes als Relativstamm nichts Ungewöhnliches. Beispiele wie *alicubi* ‘irgendwo’, *sicubi* ‘wenn irgendwo’ und *sicut* ‘sowie’ zeigen, daß der Labiovelar vor folgendem *u* im Inlaut das labiale Element eingebüßt hat infolge einer Dissimilation¹¹. Im Anlaut dagegen ist vom Labiovelar nichts übrig geblieben, wenn man die Beispiele lat. *ubi*, *unde* und *ut* in Betracht zieht. Leumann unternimmt den Versuch, das Fehlen des Labiovelars im Anlaut auf zwei einander nicht ausschließenden Wegen zu erklären. Einerseits üben die vokalisches anlautenden Korrelativa zu *ubi*, *unde* und *ut*, nämlich *ibi*, *inde* und *ita* einen analogischen Einfluß auf den Anlaut der Relativa aus, andererseits besteht die Möglichkeit, das Fehlen des Labiovelars im Anlaut durch Generalisierung der *c*-losen Form mittels Metanalyse zu erklären. Von der Annahme ausgehend, daß *si* und *sic* auf synchroner Ebene einmal bedeutungsgleich waren und beide die Bedeutung ‘so’ trugen, war es möglich, *sicut* in *sic* und *ut* oder in *si* und *cut* zu zerlegen. Die Generalisierung der neu entstandenen Form *ut* erfolgte unter dem Einfluß des vokalisches anlautenden Korrelativums¹². Das instrumental-modale Formans *-th₂* liegt auch bei

¹⁰ Leumann 1977, Bd.I: 149¹; Schmidt 1893: 415.

¹¹ Sommer-Pfister 1977: 143–144.

¹² Leumann 1977: 149⁴–150¹: „So möchte ich vermuten, die Gleichwertigkeit von vorhist. *si* mit *sic* ... habe die Ablösung des anlautenden *c* und damit den Fragestamm *u* ermöglicht.“

lat. *utei*, *uti* und *ut* vor¹³. Ein Reflex des Laryngals in Form von *a* wird im Korrelativum *ita* und in der bei Festus belegten Form *aliuta* 'anderswie': *antiqui dicebant pro aliter* sichtbar, vielleicht auch verdeckt durch Mittelsilbenschwächung in Formen wie *utinam* 'wenn doch' und *utique* 'jedenfalls'¹⁴. In *utei*, einer Form, die bereits in frühen Inschriften bezeugt ist, kann man einen Schwund des Laryngals zwischen Konsonant und Vokal verzeichnen¹⁵. *h₂* hat dabei das *e* im Diphthong *ei* zu *a* umgefärbt, was ein **utai* ergab. Noch zur Zeit des Vorhandenseins des Laryngals muß ein lokativisches Morphem *-ei* an das Adverb gefügt worden sein¹⁶. Beispiele dafür sind osk. *comenei* 'in der Versammlung', umbr. *kumne* mit derselben Bedeutung und lat. *belli domique* 'im Krieg und im Frieden'¹⁷. Da der Instrumental in der perlativen Funktion dem Lokativ sehr nahe kommt, ist die Voraussetzung gegeben, daß ein Lokativmorphem an ein instrumentales Adverb tritt¹⁸. Im Italischen gibt es dafür Beispiele auf den Iguvinischen Tafeln: Tab. Iguv. II B 23: *manuve habetu* 'halte mit (in) der Hand'¹⁹. Die Variante *uti* ist ohne Schwierigkeiten durch Monophthongierung von *ai* zu *ī* zu erklären (vgl. lat. **memonai* zu *meminī*)²⁰. Ein Problem bereitet jedoch die Entstehung der Form *ut*. Stellt man *ut* und sein Korrelativum *ita* einander gegenüber, so ist Inkonzinnität bezüglich des Auslauts feststellbar. Es könnten Sandhivarianten im Spiel sein mit Beschränkung der Variante *-ta* auf konsonantischen Anlaut des unmittelbar folgenden Wortes und der vokallosen Variante *-t* im Auslaut auf den Kontext von vokalisch anlautenden Wörtern. Eine weitere Erklärungsmöglichkeit bietet sich durch die Annahme einer Apokope an. Apokopierte Formen sind im Lateinischen bei Partikeln und

¹³ Hamp 1982: 117 setzt ein Morphem *th* ohne nähere Spezifizierung des Laryngals an.

¹⁴ Lindsay 1965: 6, 15.

¹⁵ Walde-Hofmann 1954, Bd. II: 846: im Zwölftafelgesetz, in Inschriften des 2. Jhdt. v. Chr.: *senatus consultum de bacchanalibus* und Dekret des Aemilius Paulus; Mayrhofer 1987: 102.

¹⁶ v. Planta 1897, Bd. II: 111–112, 152: Lokativmorphem der *o*- bzw. der *i*-Stämme; Pokorny 1959, Bd. I: 648; Leumann 1977, Bd. I: 426³: lat. *ī* wird eher auf idg. **ei* als auf **oi* zurückgehen.

¹⁷ Buck 1979: 314, 332.

¹⁸ Haudry 1977: 96–97.

¹⁹ Buck 1979: 204: „... thus means and place are often identical“.

²⁰ Leumann 1977, Bd. I: 43.

Adverbia feststellbar wie z. B. bei *et* (**eti*), *aut* (osk. *auti*) *ab* (gr. ἄπο), *sub* (gr. ὑπο)²¹. Die Verbindung von lat. *ut* und ai. *yáthā* besteht nicht nur auf der lautlichen und morphologischen, sondern auch auf der semantischen Ebene.

2.2. Modale Bedeutung von *ut* :

Plaut. Pseud. 1019–1020 *nimisue ego illum hominem metuo et formido male ne malus item erga me sit ut erga illum fuit.*

‘Allzusehr fürchte ich mich vor jenem Mann und allzusehr davor, daß er mir gegenüber ebenso schlecht ist wie er jenem gegenüber war’.

2.3. Finale Bedeutung von *ut* :

Plaut. Most. 293 *tibi me exorno ut placeam*

‘Für dich schmücke ich mich, damit ich dir gefalle’.

2.4. Konsekutive Bedeutung von *ut* :

Ter. Andr. 119–120 *et voltu, Sosia, adeo modesto, adeo venusto ut nihil supra*

‘und von so besonnenem, von so anmutigem Anblick, daß es nichts darüber hinaus gibt’.

Im Gegensatz zu finalen Nebensätzen sind konsekutive Nebensätze in den altindogermanischen Sprachen eine sekundäre Erscheinung²². Im RV. treffen wir noch keine rein konsekutiven Nebensätze an und im homerischen Griechisch sind sie erst im Entstehen begriffen. Was das Altlatein und das Klassische Latein betrifft, so spricht die Verwendung des Konjunktivs in konsekutiven Nebensätzen für eine Ausgliederung aus dem Finalsatz und nicht für eine vom Finalsatz verschiedene Ausgangsbasis²³.

²¹ Leumann 1977, Bd.I: 92.

²² Hettrich 1987: 222.

²³ Hamp 1982: 119–120 postuliert für das konsekutive *ut* des Lateinischen ein eige-

Bibliographie

- Buck, Ch. D., A Grammar of Oscan and Umbrian, Boston 1904; Hildesheim-New York 1979.
- Gonda, J., The Original Character of the Indo-European Relative Pronoun *yo*, *Lingua* 4 (1952), S. 1–41.
- Hamp, E. P., Lat. *ut/ne* and *ut(... non)*. *Glotta* 60, 1.–2 (1982), S. 115–120.
- Haudry, J., L'emploi des cas en védique. Introduction à l'étude des cas en indo-européen, Lyon 1977.
- Hettrich, H., Zur Entwicklung der Finalsätze altindogermanischer Sprachen. *KZ.* 100, 2 (1987), S. 219–237.
- , Untersuchungen zur Hypotaxe im Vedischen, Berlin-New York 1988.
- Leumann, M., Lateinische Laut- und Formenlehre = Leumann-Hofmann-Szantyr: Lateinische Grammatik Bd. I, München 1977.
- Lindsay, W. M., Sextus Pompeius: de verborum significato que supersunt cum Pauli (Paulus Diaconus) epitome, Leipzig 1913; Hildesheim 1965.
- Macdonnell, A. A., Vedic Grammar, Straßburg 1910.
- Mayrhofer, M., Laryngalreflexe im Indo-Iranischen. *ZPhon.* 34 (1981), S. 427–438.
- , Die Vertretung der indogermanischen Laryngale im Lateinischen *KZ.* 100, 1 (1987), S. 86–108.
- Peters, M., Die Vertretung der indogermanischen Laryngale im Griechischen, Diss. Wien 1980.
- Planta, R. V., Grammatik der oskisch-umbrischen Dialekte, Bd. II, Straßburg 1897.
- Pokorny, J., Indogermanisches etymologisches Wörterbuch, Bd. I, Bern 1959.
- Rix, H., Historische Grammatik des Griechischen, Darmstadt 1976.
- Schmidt, J., Die griechischen Ortsadverbia auf -υς, υι und der Interrogativstamm ku, *KZ.* 32 (1893), S. 394–415.
- Schmitt-Brandt, R., Vergleich der indogermanischen Nebensatzkonstruktionen, in: Indogermanische und Allgemeine Sprachwissenschaft. Akten der IV. Fachtagung der indogermanischen Gesellschaft, Bern, 28. Juli–1. August 1969, Hg. v. G. Redard, Wiesbaden 1973, S. 125–141.
- Sommer, F.–Pfister, R., Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre. 4. neubearb. Auflage, Bd. I Einleitung und Lautlehre, Heidelberg 1977.
- Speyer, J. S., Vedische und Sanskrit Syntax, Straßburg 1896.
- Wackernagel, J.–Debrunner, A., Altindische Grammatik, Bd. III Nominalflexion-Zahlwort-Pronomen, Göttingen 1930.
- Walde, A.–Hofmann, J. B., Lateinisches etymologisches Wörterbuch, Bd. I Heidelberg 1938, Bd. II, Heidelberg 1954.

Nesselthalgasse 38,
A-5020 Salzburg

Ulrike Ehrenfellner

nes Etymon. Er verbindet das konsekutive *ut* mit der beiordnenden Konjunktion ved. *uta* und keltiber. *uta* 'und'. Konsekutive Nebensätze sind nach Hamps Vermutung im Lateinischen aus der Parataxe hervorgegangen. Analog zu den von verba efficiendi abhängigen Nebensätzen sei der Konjunktiv in die lateinischen Konsekutivsätze eingedrungen.

La nazionalità dei Troiani e dei loro alleati

La nazionalità dei Troiani non è stata, credo, mai definita nettamente. Certo non erano Traci, dato che i Traci vengono al loro soccorso, tardi, durante la guerra di Troia (Iliade 10, 434: Θρήϊκες ... νεήλυδες).

Con i Troiani combattono i Dàrdani,¹ a difesa di Troia (non sono ἐπίκουροι: Iliade 3, 456 e altrove); i Troiani sono spesso chiamati Δαρδανίδες, cioè discendenti di Dàrdano, loro antenato; una delle porte di Troia si chiamava Δαρδανίαι (Iliade 5, 789 e altrove); infine, fatto molto importante, si parla due volte di donne dardanie (Δαρδανίδες βαθύκολποι) insieme con le Troiane (Iliade 18, 122 e 339). Ora i *Dàrdani*, è noto, sono un popolo dell'Illiria.

I nomi degli eroi troiani sono in parte greci, in parte ellenizzati: *Alessandro* (!)², *Èttore* (?), *Melanippo*, *Orsíloco*, ecc.; per le donne citerò *Ècuba* (?), *Andròmaca*.

Ma alcuni sono senz'altro illirici: *Cassandra*, cfr. *Cassandro* (generale macèdone, contemporaneo di Alessandro Magno); una delle penisole dalla Calcídica è chiamata *Cassandra*.

Priāmos à lo stesso suffisso – raro in indeuropeo – di *Tèutāmos*, sicuramente illirico.

Stabilita così la nazionalità dei Troiani, passo ad esaminare quella dei loro alleati.

Nell'Iliade 10, 427 ss, Dolone fa ad Odisseo e a Diomede l'elenco dei pòpoli che sono venuti in soccorso dei Troiani: πρὸς μὲν ἄλός Κᾶρες καὶ Παίονες ἀγκυλότοξοι | καὶ Λέλεγες καὶ Καύκωνες δῖοί τε Πελασγοί | πρὸς Θύμβρης δ' ἔλαχον Λύκιοι Μυσοίτ' ἀγέρωχοι | καὶ Φρύγες ἱππόμεχοι καὶ Μήιονες ἱπποκορυσταί.

Ἄλλὰ τίη ἐμὲ ταῦτα διεξερέεσθε (F)έκαστα; | εἰ γὰρ δὴ μέματον

¹ Troiani e i Dàrdani sono, pare, due pòpoli distinti che ambo perìò vivono a Troia e combattono nell'esercito Troiano.

² La connessione con l'ittita *Alaksandus* mi pare dubbia, cfr. Frisk, s.v.

Τρώων καταδῦναι ὄμιλον | Θρήικες οἶδ' ἀπάνευθε νεήλυδες, ἔσχατοι ἄλλων.

Questi pòpoli si suppone dèbbano èssere tutti indoeuropei, se vèngono ad aiutare i Troiani; e ora lo sappiamo per certo da altre fonti per i *Pèoni*, i *Pelasgi* (!), i *Licii*, i *Misii*, i *Frigii*, *Mèioni* (Μηιο-νιστὶ Κανδαύλης scrive Ipponatte); di recente si è pensato che fòssero indoeuropei i Cari. Rèstano dubbi i *Càuconi* e piú i *Lèlegi*; ma non escludo certo che il poeta, seguendo il suo estro, abbia inserito anche qualche popolo anario.

Che i Frigi e i Méioni siano decorati da epiteti che si riferíscono ai cavalli non può che confermare il loro carattere indoeuropeo.

Che i *Misi* (Μυσοί) síano da identificare i *Moesi* della Mesia (*Moesia*) lo dice Strabone, e non c'è serio motivo di dubitarne (anche se la corrispondenza fonòlogica non è ben chiara).

P.S. Cosimato 63,
I-00153 Roma

G. Bonfante

Armenisches im Zigeunerischen (Romani und Lomavren)

1. Allgemeines

Spätestens seit Pott (1844–45) wissen wir, daß das europäische Romani eine kleine Zahl von Wörtern enthält, die mit Sicherheit armenischer Herkunft sind. (Bei Pott werden z. B. als armen. identifiziert *morthi* und *pativ*). Es ist bekannt, daß die Armenier seit langer Zeit in den Gebieten siedelten, die sie bis vor kurzem bewohnten, also in der südlichen Kaukasusregion und im Nordosten der heutigen Türkei. Die Vorfahren der Roma werden daher auf ihrer Wanderung nach Westen vermutlich vor allem im heute türkischen Nordosten mit den Armeniern in Kontakt getreten sein. Wenn auch die Zahl der entlehnten Wörter nicht besonders groß ist, läßt ihre Semantik darauf schließen, daß der Einfluß des Armenischen nicht unbedeutend gewesen sein kann. Man kann sogar vermuten, daß die Vorfahren der Roma für eine gewisse Zeit ganz überwiegend unter dem Einfluß der Armenier gestanden haben. Anders läßt sich nicht erklären, daß doch so viele Wörter erhalten geblieben sind: Die heute in den europäischen Romani-Dialekten erhaltenen Armenismen dürften ja nur der Rest einer einst viel größeren Zahl von Entlehnungen sein. Zwar hatten die Armenier kaum je politische Selbständigkeit, aber es gab z. B. vom Ende des 9. Jahrhunderts (Dynastie der Bagratiden) bis zum Fall von Ani 1064 halbautonome armenische Staatsgebilde, in denen das Armenische als Landessprache sicher vorherrschte. In dieser Zeit und vielleicht bis ins 13. Jahrhundert müssen die armenischen Elemente ins Romani gekommen sein. Spätere Jahrhunderte scheiden aus, weil dann schon mit dem Einfluß des Osmanisch-Türkischen zu rechnen ist. Da die europäischen Romani-Dialekte aber keine unmittelbaren türkischen Lehnwörter aufweisen, müssen die Vorfahren der Roma Anatolien schon verlassen haben, ehe hier das Türkische als Umgangssprache vorherrschend wurde. Wir müssen übrigens auch damit rechnen, daß viele Gräzismen bereits in Anatolien, nicht erst im europäischen Griechenland, in das Romani gelangt sind.

Im folg. werden die bisher bekanntgewordenen armen. Etymolo-

gien aufgelistet und, soweit nötig, diskutiert. Darauf werden etwa 20 weitere Wörter diskutiert, für die der Verf. ebenfalls armenische Herkunft für wahrscheinlich hält. Mindestens die Hälfte von ihnen stammt ganz sicher aus dem Armenischen. Schließlich werden die Adaptation der Armenismen im Romani und die Lautvertretung der indischen Erbwörter im Lomavren, einem anderen Zweig des Zigeunerischen, behandelt.

2. Ältere armenische Etymologien

Bisher hat man etwa 20 Wörter aus dem Armen. hergeleitet. Die Daten sind entnommen:

- a) Miklosich 1877/1878
- b) Sampson 1926
- c) Wolf 1960
- d) Valtonen 1972

sowie verstreuten Daten in Aufsätzen zum Romani. Der für die indischen Erbwörter maßgebliche Turner (1966) scheidet für diese Zwecke naturgemäß aus.

Die Wörter im einzelnen:

- (1) *arčiči m.* 'Zinn' < arm. *arčič*, zu jüngerem iran. *arziz*; wegen *č* scheidet pers. als direkte Quelle aus;
- (2) *asan m.* 'Schleifstein' < arm. *esan/hesan*; wegen des anlautenden Vokals ist diese Herleitung wahrscheinlicher als < ai. *śāna*-dass. Zudem ist für ai. *ś* eher (aber nicht ausschließlich) rom. *š* zu erwarten;
- (3) *bov m.* 'Ofen' < arm. *bov* '(Schmelz-)Ofen';
- (4) *čekat/čikat m.* 'Stirn' < arm. *čakat*. Bei diesem Wort ist die unmittelbare Quelle strittig. Das armen. Wort ist aus Pahlawi *čakāt* entlehnt, und eine iranische Quelle könnte auch für das Romani infragekommen. Dabei wäre iran. *a* durch rom. *e* und iran. *ā* durch rom. *a* substituiert worden, also so, wie es in den indischen Erbwörtern der Fall ist. Andererseits stört aber auslautendes *-t*, denn möglicherweise hat schon das späte Pahlawi *-t* > *-d* gewandelt, d.h. es muß im Persischen schon lange *-d* vorgelegen haben, als die Roma

mit dieser Sprache in Kontakt kamen. Ein abschließendes Urteil läßt sich im Augenblick noch nicht fällen;

(5) *dudum m.* 'Kürbis' < arm. *dudum* (belegt?) bzw. *dədum*;

(6) *džoro m., džori f.* 'Maultier' < arm. *žori* [*džori*];

(7) *grast m.* 'Pferd' < arm. *grast* 'Lasttier';

(8) *xomer/xumer m.* 'Teig' < arm. *xəmor* < pers. *xamīr*. Das Romani-Wort könnte auch aus dem Persischen stammen, wobei die Labialisierung von *a* > *o* unter dem Einfluß von folgendem *m* erst im Romani selbst durchgeführt worden wäre. Wenn erwiesen werden könnte, daß im älteren Neupersisch noch *xamēr* vorgelegen hat, wäre eine unmittelbare persische Vorlage wahrscheinlicher. Bei Herleitung aus dem Armenischen müßten wir ja Metathese annehmen;

(9) *xor* 'tief' < arm. *xor* dass. Diese Herleitung ist wahrscheinlicher als es zu Hindi *khol* 'Höhle' zu stellen;

(10) *kilav/khilav f.* < georg. *khliavi*. Eine armen. Zwischenform ist mir nicht bekannt, könnte aber existiert haben. Die im Bugurdži-Dialekt (Kosovo) vorliegende Form *c(h)javin* läßt sich vielleicht direkt aus der georg. Form ableiten: In diesem Dialekt ist *li/lj* > *i/j* geworden. Allerdings sollte man für *khli* eher *čhi* als *chi* erwarten. Hübschmannová et al. (1991) führt für die zentralen Dialekte, speziell in der Slowakei, die Form *khiljav* an, die ebenfalls als Vorstufe der Bugurdži-Form gedeutet werden kann. Möglicherweise hat es verschiedene Varianten gegeben. Es wäre interessant, wenn man an solchen Fällen erweisen könnte, daß verschiedene europäische Romani-Dialekte voreuropäische Wörter wie Persismen oder Armenismen unabhängig voneinander entlehnt haben.

(11) *kočak f.* 'Knopf' < arm. *kočak*;

(12) *kotor m.* 'Teil, Stück' < arm. *kotor*;

(13) *khoni f.* 'Talg' < georg. *khoni*. Wiederum ist nicht geklärt, ob eine armenische Zwischenform existiert;

(14) *morthi f.* 'Haut, Leder' < arm. *morth*;

(15) *ogi/vogi/dži m.* 'Seele; Bauch' < arm. *ogi/hogi*;

(16) *pativ f.* 'Ehre, Ehrerbietung; Bewirtung' < arm. *patiw*. In den Ableitungen zu diesem Wort scheinen sich die Bedeutungen von *pativ* und *pačal* 'glauben, gehorchen' (< ai.) zu mischen; vgl. *pači-valo*, das auch 'geachtet, sittsam' bedeutet;

(17) *thagar m.* 'König' < arm. *thagavor*, wörtl. 'Kronenträger';

(18) *thalik f.* 'Umhang, Anteri, Schaffellmantel' < arm. *thatik* 'Filz';

(19) *endánis m.* bzw. pl. *endanja* 'Verwandtschaft, Familie' ist bereits in Knobloch (1953: 52) als armen. *əntani-k'* (pl.) 'Familie' identifiziert worden. Es überrascht zwar, daß dieses Wort hier wie ein spätes, europäisches Lehnwort behandelt ist, also auf *-is* statt auf *-i* ausgeht, aber Lautform und Bedeutung weisen eindeutig auf das Armenische. Auch in Hübschmannová et al. (1991) wird *endanis* aufgeführt. Außerhalb der zentralen Dialekte konnte ich diesen Armenismus ebenfalls aufspüren: Er findet sich in einem Roma-Blättchen aus Bulgarien, u. zw. in dem Sprichwort

bori thaj žamutro nanaj endanja, etwa
'Schwiegertochter und Schwiegersohn sind nicht Verwandte'
(d. h. eingeheiratet).

Es ist nicht angegeben, aus welchem Dialekt der Satz stammt (und wo der Akzent liegt), aber die Kopulaform *nanaj* läßt auf Drindari schließen.

(20) Eine weitere georgische Etymologie (zusätzlich zu *khilav* und *khoni*, s. o.) hat Friedman (1988) vorgeschlagen. Es handelt sich um *čamčáli* 'Augenwimper', das auf georg. *čamčani* zurückgehen soll. Dieser Vorschlag ist überzeugender als *čamčali* zu *cāncana* und ähnlichen Varianten stellen, die von rumän. *sprînceană* stammen. Allerdings darf man auch nicht ganz ausschließen, daß es sich um eine an verschiedenen Orten unabhängig geprägte Bildung emphatischen Gehalts handelt.

Von der Lautform her weniger nahe stehen dem Armenischen:

(21) *čo(ve)xani f./čo(ve)xano m.* 'Gespenst' < arm. *čivay* (älter *čivał*); hier ist vermutlich eine Romani-Endung, eigentlich adjektivbildendes *-ano*, fem. *-ani* angetreten. Die Herleitung dürfte als sicher gelten;

(22) *pišot f.* 'Blasebalg' < *phamphušt* (so Miklosich 1877/78, gesichert?). Das Romaniwort sollte aus der zweiten Silbe *-phušt* stammen (Konsonantengruppen werden zumindest im Neuarmenischen durch nichtphonemisches *ə* aufgelöst). Lautlich ferner steht das normale armenische Wort für 'Blasebalg' *phəkhoc*. Die Etymologie kann nicht als wirklich gesichert gelten, vor allem so lange nicht, wie die Existenz von *phamphušt* nicht wirklich erwiesen ist.

Den folgenden Wörtern ordnet Miklosich (1876) eine andere Etymologie zu, gibt aber daneben auch das armenische Äquivalent an:

- (23) *kam-el* 'lieben, wollen' zu ai. *kāma-* (pers. *kām(e)* u. *kāmīdan*); arm. *kam-im* 'wünschen, wollen'. Persische bzw. armenische Herkunft ist nicht ausgeschlossen, da ja in Erbwörtern der Wandel von intervokalischem *-m-* > *-v-* zu erwarten ist (vgl. *grāma-* 'Dorf' > *gav*);
- (24) *kořo* 'blind' < pers. *kōr* (*kūr*); arm. *koyr*. Die armenische Form steht ferner;
- (25) *mom m.* 'Wachs' < pers. *mōm* (*mūm*); arm. *mom*;
- (26) *tover m.* 'Axt' < pers. *tabar* bzw. kurd. *tavar*; arm. *tapar* steht lautlich ferner;
- (27) *zor f.* 'Kraft, Gewalt' < pers. *zōr* (*zūr*) 'Kraft, Macht, Zwang'; arm. *zawr/zor* 'Macht, Heer'. Die armenische Bedeutung steht etwas ferner.

Von diesen letzten dürften zwei, *kamel* und *mom*, doch unmittelbar armen. Herkunft sein, u. zw. aus den folgenden Erwägungen heraus. Zu *kam-* haben die neuindischen Sprachen keine geläufigen verbalen Ableitungen (was allerdings kein absolut schlüssiges Gegenargument ist; vgl. das unter den neuindischen Sprachen isolierte rom. *ruv* 'Wolf'), während im Armenischen ein normales Verb vorliegt, zudem mit der Bedeutung 'wollen', die auch im Romani ganz normal ist. Im Ai. existiert allerdings *kāmayati*. Pers. *kāmīdan* bedeutet 'wünschen' und hat möglicherweise nicht die Bedeutung „lieben“ des Romani. Man muß allerdings berücksichtigen, daß in den Balkansprachen „lieben“ und „wollen“ mit demselben Wort ausgedrückt werden. Daher könnte die Bedeutung „lieben“ des Romani-Wortes auch erst später aufgekomen sein.

Von der Lautung her läßt *mom* zwar nichts erkennen, aber es hat im Romani eine Ableitung *momeli* 'Kerze'. Hierzu möchte ich arm. *mom-etên* adj. 'aus Wachs' stellen, was sich semantisch ideal entspricht. (Die indigene Adjektivableitung des Romani ist normalerweise *-alo*, *-ali*.) Im Armenischen dient *-etên* allgemein zur Ableitung von Adj. aus Stoffnamen. Wenn aber *momeli* aus dem Armenischen stammt, sollten wir dies für *mom* auch annehmen dürfen.

3. Neue Etymologien

Im Laufe unserer Beschäftigung mit dem Wortschatz des Romani sind wir auf einige weitere Wörter gestoßen, die entweder mit Si-

cherheit oder mit mehr oder großer Wahrscheinlichkeit armenisch sind.

Zunächst die überzeugenderen Etymologievorschläge:

(28) *bokoli f.* eine Art flachen Weißbrots < arm. *boket* 'Gebäck, Hörnchen' u. ä. Im Romani sind offenbar die Vokale harmonisiert worden, wie dies bei Entlehnungen ja nicht selten zu beobachten ist.

(29) *gomež m.* 'Pferd; Nichtzigeuner, Polizist' u. a. (als Schimpfwort) < arm. *gomeš* 'Büffel' < iran. Daneben finden sich die vermutlich verkürzten Bildungen *gomi m.* u. *gomni f.* 'Nichtzigeuner(in)', offenbar als Schimpfwort.

(30) *xanamik m.* und *f.* 'Schwipp-Schwiegervater bzw. -Schwiegermutter' < arm. *xənam* 'verwandt durch Heirat'. Für das Romani ist eine semantische Spezialisierung anzunehmen. *-k* bzw. *-ik* kommt in vielen Romani-Wörtern als semantisch unbestimmtes Suffix vor, es könnte aber auch den armenischen Plural auf *-kh* wiedergeben, da ja immer zwei Personen beteiligt sind.

(31) *xip f.* 'Deckel' < arm. *xuph* (nicht zu verwechseln mit *xiv/xev* 'Loch' < ai.);

(32) *kic-il* 'beißen, nagen' (Gurbet-Dialekt) < arm. *kəc-em*. Es handelt sich um onomatopoetische Bildungen, so daß unabhängige Entstehung in verschiedenen Sprachen nicht ausgeschlossen ist.

(33) *kol m.* 'Schoß' (Sampson 1926; Uhlik 1983) < arm. *koł* 'Flanke, Seite';

(34) *momeli f.* 'Kerze' s.o. unter *mom*;

(35) *pačar-el* 'bedecken, einwickeln' < arm. *pat-em* dass. + rom. *-jar-*. Dieses Suffix tritt vor allem an transitive Verben. Das eigentliche Suffix ist *-ar-*, in vielen solcher Bildungen taucht aber ein nicht ganz aufgeklärtes *-i-* bzw. *-j-* auf; vgl. *kovl-jar-el* 'weichmachen' zu *kovl-o* 'weich'. Auch *č* ist ohne Probleme aus *tj* herleitbar; *tj* ergibt je nach Dialekt [kj], [č] oder [c].

(36) *them m.* 'Land, Provinz' < arm. *them* 'Diözese' < griech. *θέμα*. Man hat versucht, das Wort aus dem Altindischen oder direkt aus dem Griechischen herzuleiten; letzteres ist aber wegen des Verhältnisses von [th] zu neugriech. [θ] sehr zweifelhaft. Zudem gehört der Verwaltungsterminus *θέμα* der byzantinischen Zeit an. Die Themeneinteilung entwickelt sich seit dem 8. Jahrhundert und hat bis zum 13. Jahrhundert Geltung. Allerdings setzt der Verfall bereits im 11. Jahrhundert ein. Daher ist es weniger wahrscheinlich, daß die Zi-

geuner Wort und Institution von den Griechen kennengelernt haben. (Diese Etymologie wurde von Frau Dr. Igla, Bochum/Sofija, vorgeschlagen.)

Mit recht großer Sicherheit kann man noch als armenisch ansehen:

(37) *burnik* f. 'Handvoll' < altarm. *burn* 'Faust'; vgl. auch neuarm. *bur* 'Handfläche; hohle Hand', *burn ainel* 'in die hohle Hand nehmen' (altarmen. *burn harkanem* 'ergreifen, berühren') und weiter *bur- mə* 'eine Handvoll'.

Die weiteren Fälle sind eher unsicher; vgl.

(38) *rikono*, *rukono* (*rokono*) m. 'junger Hund' < arm. *koriwn*, phonetisch später [korjun] 'Welpen, junges Tier'. Um zu der armenischen Form zu gelangen, müßte man Metathese annehmen. Eine Ableitung aus ai. *vṛka-* 'Wolf' ist unwahrscheinlich, da weder das Grundwort noch Ableitungen davon Reflexe in den neuindischen Sprachen hinterlassen haben, außer eben rom. *ruv*. In dem Wort für 'junger Hund' muß man aber *i* als den ursprünglichen Vokal ansehen.

(39) *pix(a)* neben *ćixa* f. 'Augenbutter' < arm. *biž* < pers. Die Wörter passen lautlich nicht sehr gut zu einander; *pix* würde den westarmenischen Reflex der Okklusive aufweisen, der aber in den anderen Lehnwörtern nicht nachzuweisen ist. (Zur Vertauschung der Okklusive im Lomavren s. u.)

(40) *koč* f. 'Knie' < arm. *koč* 'Klotz, Baumstumpf'. Derartige Metaphern für Körperteile sind nicht ungewöhnlich, zumindest wahrscheinlicher als prakrit. *koccha-* 'Bauch' (aspiriert und semantisch ferner). Allerdings könnte auch griech. *κότσι* 'Knöchel' die unmittelbare Quelle sein.

(41) *khuro* m. 'Fohlen, Hengst' < arm. *khurak* 'Fohlen'. Hier stört allerdings das Suffix *-ak*; deshalb ist nach wie vor Pali *ghoṭaka-* 'Pferd' in Betracht zu ziehen. Pers. *kurra* 'dass.' steht durch die fehlende Aspiration ferner.

(42) *midžax*, *mižex*, *midžo* 'böse, schlecht' < arm. *mijak* 'mittelmäßig'. Falls die Gleichung stimmt, müßte man mit einer ähnlichen semantischen Entwicklung wie in dt. *schlecht* rechnen.

(43) *xandž* f. 'Kratzen, Krätze' wird aus ai. *kharju-* 'Kratzen, Jucken' (und weiter *xanřudel* 'kratzen' < ai. *kaṇḍūyati*) hergeleitet,

vielleicht mit ai. *kaṇḍū* 'Jucken' kontaminiert. Äußerlich ähneln arm. *xant-el* 'kratzen' und *xanj-el* 'sengen'.

(44) *čambel* 'kauen' stimmt semantisch gut zu arm. *cam-el* 'dass.', aber vermutlich ist eher ai. **cambati* die Quelle (belegt allerdings nur *carvati*).

(45) *pošf* 'Staub, Erde' < ai. *pāmsú-* ist eine gute Gleichung; arm. *phošī* 'dass.' dürfte einfach urverwandt sein (idg. *p* > arm. *ph*).

(46) *xanduk* 'tief' erinnert an arm. *anjowk* [andzuk] 'eng'; wegen des *x-* im Anlaut und der verschiedenen Bedeutungen ist die Herleitung aus ai. *khan-* 'graben' bzw. einer Ableitung davon vorzuziehen (vgl. hi. *khān* 'Mine').

(47) Nur zufällig ist wohl die semantische und weitgehend lautliche Übereinstimmung zwischen rom. *tevel-il* u.ä. 'rollen, wälzen' und arm. *thaval-em* 'dass.'. Die Quelle des Romani-Wortes ist mit Sicherheit rumän. *a tăvăli*, vor allem, weil das Wort wohl nur im Kalderaš, also einem Vlachdialekt, vorkommt. Hier hätten wir übrigens wieder ein Beispiel für die unabhängige Bildung ähnlich lautender emphatischer (phonästhetischer) Wörter.

(48) Möglicherweise durch Kontamination mit einem indischen Erbwort ist die Variante *poř* zu *peř* 'Bauch, Därme' zustande gekommen; *peř* wird aus prakrit. *peṭṭa-* 'Bauch' hergeleitet, die Variante *poř* kann jedoch durch armen. *phor* 'Bauch, Gedärm' beeinflusst sein. Eine direkte Herkunft aus *phor* ist wegen der Aspiration im armenischen Wort unwahrscheinlich.

Es bleiben noch ein paar Funktionswörter zu behandeln.

(49) *či* neg. beim Indikativ gilt für Kalderaš und Lovari, weshalb man zunächst an eine Verkürzung von rumän. *nici* 'auch nicht' denkt, zumal dieses auch in Vlachdialekte entlehnt wurde. Da *či* aber auch sonst vorkommt (Sinti, Caló), wird rumänischer Einfluß unwahrscheinlich. Hier bietet sich arm. *očh* 'nicht' bzw. *čhê* (neu-arm. *čhi*) bzw. *čhik* 'ist nicht' an. An dem Romaniwort stört zwar die fehlende Aspiration, aber lautliche Vereinfachung, hier Wegfall der Nebenartikulation, in Funktionswörtern ist nicht ungewöhnlich. Wir wissen, daß für Funktionswörter und grammatische Morpheme oft andere Lautentwicklungen gelten als für normale Morpheme. Das Romani hat auch sonst gelegentlich die Aspiration des ai. Wortes verloren bzw. umgekehrt Aspiration dort eingeführt, wo sie im Ai. fehlt.

(50) *čimoni*, *čomone* 'etwas' könnte aus *či* + arm. *imən* 'etwas' entstanden sein. Hier kann *či* ebenfalls armenisch sein, unter Umdeutung von 'nichts' zu 'etwas', oder es gehört zu *-či* in *khanči* 'etwas; nichts' (< ai. *kimcid*, kontaminiert mit ai. *kašcid*?).

Parallel dazu

(51) *komoni* 'jemand' < rom. *ko(n)* 'wer' + arm. *omən* 'jemand'? Sampson (1926: 96) denkt an indische bzw. iranische Herkunft; er vergleicht *-moni* mit bengal. *ke-man* 'wie' und *te-man* 'so' bzw. pers. *mānā* 'ähnelnd', aber auch das ist nicht unbedingt überzeugend.

Damit wäre die Reihe der Vorschläge für die Etymologisierung von Romaniwörtern abgeschlossen.

Schließlich gibt es ein paar Suffixe, die ebenfalls armenischer Herkunft sein könnten:

Das armenische Suffix *-eni* kann in einigen Bildungen des Romani stecken, besonders in Ableitungen für Benennungen von Obstbäumen wie *phaba-lin* 'Apfelbaum' zu *phabaj* 'Apfel', *ambrolin* 'Birnbäum' zu *ambrol* (pers.), *khilavin* 'Pflaumbaum' zu *khilav*, neu *prunalin* 'dass.' zu rumän. *prună* 'Pflaume' u.a. Mit der Endung werden auch im Armenischen Obstbaumbezeichnungen gebildet (vgl. Jensen 1959: 39 f.). Möglicherweise ist in einigen der o.g. Bildungen das armenische Suffix *-etên* eingekreuzt, das wir im Zusammenhang mit *momeli* erwähnt hatten.

Im Romani werden gelegentlich Grundwörter auf Konsonant oder *-i* mit dem Suffix *-ik* versehen, das im Armenischen als Deminutivsuffix vorkommt (aber wohl nicht unbedingt deminutive Bedeutung hat); vgl. rom. *čurik* 'Messer' neben *čuri* und *pošik* 'Staub' neben *poš*.

Übrig bleibt eine beachtliche Zahl von noch nicht etymologisierten Wörtern, die offensichtlich nicht aus europäischen Sprachen entlehnt wurden, also ein höheres Alter haben. Einige von ihnen könnten aufgrund ihrer Lautform ebenfalls armenischer Herkunft sein. Im folg. wird eine kleine Liste solcher Wörter gegeben in der Hoffnung, daß besseren Kennern des Armenischen (und iranischer Sprachen) zu dem einen oder anderen Wort eine armenische (oder iranische) Vorlage einfällt:

alindž f. 'Feld' (Erli) *inzarel, unzarel* 'ausstrecken, reichen'
arli m. 'Tausch, Handel'

(Kalderaš)	<i>karije</i> 'Schießen'
<i>azbal</i> 'berühren'	<i>kleja pl.</i> 'Perlen'
<i>ažukerel</i> u. ä. 'warten'	<i>kherja pl.</i> 'Stiefel'
<i>balamo m.</i> 'Grieche, Christ'	<i>lizdral, izdral</i> 'zittern'
<i>balani, belani f.</i> 'Trog'	<i>mindž f.</i> 'Vulva'
<i>bižaj</i> adj. 'schlau'	<i>moxto m.</i> 'Truhe'
<i>bradi f.</i> 'Kanne'	<i>porizen f.</i> 'Getreidesieb'
<i>buri f.</i> 'Leinen'	<i>pursuk-a pl.</i> 'Krumen'
<i>bust f.</i> 'Spieß'	<i>purum f.</i> 'Zwiebel'
<i>buzex f.</i> 'Sporn'	<i>phabol itr.</i> 'brennen'
<i>čhela pl.</i> 'Blattern'	<i>rahmin f.</i> 'Mantel, Jacke'
<i>čhor m.</i> 'Bart'	<i>serel pe</i> 'sich erinnern'
<i>drez f.</i> 'Bündel, Last'	<i>tušni f.</i> 'Flasche'
<i>dumukh f.</i> 'Faust'	<i>umblal f.</i> 'Holzscheit'
<i>dunavel, zunavel</i>	<i>zeveli f.</i> 'Grieben'
'aufkrepeln'	<i>zumavel</i> 'versuchen'
<i>džung-alo</i> adj. 'schlecht'	
<i>xanci</i> adv. 'etwas'	

1994 hat V. Černý in der neugegründeten Zeitschrift *Romano Džaniben* 2 (S. 34 f.) eine Reihe von Wörtern aus dem Armenischen hergeleitet, u. zw. *thav*, *them*, *thagar*, *hangos* und *kirvo*. Von diesen ist unbestritten *thagar* armenisch, auch *them* hatten wir bereits in unserem Romani-Wörterbuch (Boretzky/Igla 1994) als armenisch identifiziert. Hingegen dürfte *thav* auf jeden Fall aus dem Indischen stammen. *kirvo* 'Gevatter, Taufpate' soll auf armen. dial. *khirva* 'dass.' zurückgehen, was ich nicht identifizieren kann; ich finde lediglich *khavor* für diese Bedeutung. Ganz offensichtlich falsch ist die Zuordnung von *háng-os* 'Laut, Melodie', das nur in den zentralen Romani-Dialekten bekannt ist. Es stammt ganz offensichtlich aus ungar. *hang* 'Ton, Klang, Stimme, Laut' und hat mit dem armenischen Wort bzw. weiters mit dem persischen *āhang* nichts zu tun. (Letzteres ist übrigens als Turzismus in allen Balkansprachen bekannt.)

Exkurs: Daß selbst noch neue indische Etymologien für Romani-Wörter gefunden werden können, zeigen die folgenden, nicht bei Turner verzeichneten (1966) vier Fälle:

gešm (Türkei) 'Bruder des Mannes' < ai. *jyeṣṭha-* (Heinschink 1989);

geštani (Türkei), *džextani f.* (Finnland) 'Schwester des Mannes' < ai. **jyeṣṭhajāni* (Heinschink 1989);

nerno (Türkei, Südbalkan), *närnō* adj. (Finnland) 'nüchtern' < ai. *niranna-* (Heinschink 1989);

talon, taloj f. (Kalderaš) 'Gaumen' < ai. *tālu-* (Boretzky).

Diese Wörter finden sich nicht in älteren Wörterbüchern des Romani und wurden wohl einfach aus diesem Grunde nicht als indisch erkannt.

4. Lautliche und grammatische Adaptation der Armenismen

Lautlich werden die armenischen Wörter fast unverändert oder mit geringfügigen, nicht systematischen Veränderungen ins Romani übernommen.

4.1. *Konsonantismus.* Bezüglich stimmhaft – stimmlos ist die Verteilung wie im Ostarmenischen, lediglich *pix* weicht davon ab, wenn es denn wirklich aus arm. *bij* stammt. Ebenfalls abweichend ist der Auslaut von *gomež* < *gomeš* (Schwankungen im Auslaut sind jedoch weniger ungewöhnlich). Beide Sprachen haben Aspiraten, daher auch der Erhalt der Aspiration in *morthi, khoni, thagar, thalik, them*, und falls es armenisch ist, auch in *khuro*. Verlorengegangen wäre die Aspiration in *či* und *pišot* (beide nicht sicher); 'Pflaume' schwankt zwischen *kilav* und *khilav*, allerdings müssen wir hier mit verschiedenen Vorformen rechnen (s. o.). Eher als indisches Erbwort hatten wir *poš* eingestuft (also nicht < *phošī*).

Über den Charakter des älteren armenischen Verschlußlautsystems besteht bekanntlich kein Konsens. In der klassischen Rekonstruktion werden folgende drei Reihen angesetzt: *d* < idg. *dh*, *t* < idg. *d*, *th* < idg. *t* (und ev. *th*), wobei besonders fraglich ist, welche Nebenartikulationen anzusetzen sind. Die Armenismen des Romani würden diesen Ansatz stützen. Im heutigen ostarmenischen Standard ist die *t*-Reihe eher (schwach und inkonsistent) glottalisiert. Sollte dies schon zur Zeit der Kontakte zwischen Romani und Armenisch der Fall gewesen sein, dann mußte es für das Romani ohne Folgen bleiben, weil es eine glottalisierte Reihe schwerlich gegeben haben kann. Die glottalisierten Tenues wurden daher als einfache Tenues aufgefaßt.

Die wenigen Male, wo arm. *t* vorkommt, ist es nicht einheitlich vertreten: Wir haben *l* in *thalik*, *kol*, *momeli* und *bokoli*, aber *x* in *čovexano* < *γ* (der neuarmen. Reflex; möglicherweise eine späte Entlehnung). Starkes armenisches *r* ist nicht als starkes, zerebrales *ř* in den Vlachdialekten wiedergegeben (*burnik* und ev. *khuro*).

4.2. *Vokalismus*. In diesem Bereich sind die Veränderungen etwas stärker, was den allgemeinen Erwartungen bei Entlehnungen entspricht. Eine Art Vokalharmonie, die von Unsicherheit auf seiten der Entlehnenden zeugt, finden wir *čomoni* (zu *čimoni*), *memeli* und *momoli* (zu *momeli*), *rokono* und *rukono* (zu *rikono*). Metathesen weisen auf *xumer* und *khilav* (mögl. aber andere Vorformen, s. o.). Labialisierungen sind erfolgt in der Umgebung labialer Konsonanten in *čovexano* < *čivay* und wahrscheinlich in *xomer* < pers. **xamēr*, *tover* < kurd. (?) *tavar*, so wie dies auch in indischen Erbworthern zu beobachten ist. Unregelmäßig ist die Vokalvertretung in *xip* < *xuph* und dem unsicheren *pišot* < (*pham*)*phušat*. Eine Kontraktion weist auf *thagar* < *thagavor*.

4.3. *Grammatisches*. Die meisten Entlehnungen sind Nomina; es finden sich nur ein bis zwei Adjektiva (*xor* und ev. *midžax*) und zwei bis drei Verben (*pačarel*, *kicil* und ev. *kamel*). Dies entspricht der auch sonst üblichen Verteilung bei Entlehnungen.

Die Nomina mußten in der Genussprache Romani als Maskulina oder Feminina adaptiert werden. Da das Armenische (wie auch das Persische) kein Genus aufweist, fragt es sich, nach welchen Faktoren die Genuszuweisung erfolgt ist. Bei den Belebten ist zu erkennen, daß jeweils beide Genusformen gebildet werden, u. zw. bei *xanamik*, *rikon-o* und *rikon-i*, *čoxan-o* und *čoxan-i*, *džor-o* und *džor-i*. Bei letzterem wird zunächst arm. *jori* wegen des auslautenden *-i* als Fem. adaptiert und dann das mask. *džor-o* hinzugebildet worden sein. Anders als *xanamik m./f.* sind *thagar* und *grast* nur mask., die dazugehörigen Fem. kommen erst durch Wortbildung im Romani zustande (*thagar-ni*, *gras-ni*).

Die Zahl der Maskulina überwiegt leicht die der Feminina, es ist aber nicht klar zu erkennen, welche Prinzipien bei der Genuszuweisung eine Rolle gespielt haben. Nach dem Auslaut gegliedert überwiegen im Mask. die Dauerlaute (*asan*; *dudum*, *mom*, *them*; *xumer*, *kotor*; *kol*; *gomež*; *bov*), aber *khilav* und *pativ* sind fem. Bei den Fem. überwiegen die Verschlußlaute und Affrikaten (*thalik*, *burnik*,

kočak; pišot, xip; koč), aber *čekat* ist mask. Von den auf *-i* auslautenden Nichtbelebten ist *ogi* mask., *khoni* aber fem., d.h. eine Regularität läßt sich nicht erkennen. Möglicherweise ist das Genus in Anlehnung an sinnverwandte Wörter festgelegt worden, was sich im Einzelfall heute nicht mehr rekonstruieren läßt.

Anders als bei den späteren europäischen Lehnwörtern und einem Teil der griechischen Lehnwörter werden die Armenismen noch wie die indischen Erbwörter behandelt; die meisten behalten den konsonantischen Auslaut, der ja sowohl bei Mask. als auch bei Fem. möglich ist; nur *morthí* und *bokolí* erhalten fem. *-i*, während *arčič-i* 'Zinn' (neben unverändertem *arčič*) mask. unbetontes *-i* erhält, vielleicht in Anlehnung an altes *sástri m.* 'Eisen'. *-ó* kommt nur bei Belebten vor. Unbetontes *-o* mask. und *-a* fem. wie in europäischen Entlehnungen fehlen ganz, d.h. diese Adaptationsmuster können frühestens im Kontakt mit dem Griech. im Romani aufgefunden sein. Unklar ist, warum in mask. *endán-is* unbetontes *-is* angefügt worden ist.

Die Verben *pać-ar-el* und *kam-el* folgen dem verbreitetsten ererbten Flexionsmuster, *kic-il* ist aber dadurch verdächtig, daß es der *i*-Klasse angehört, die wir sonst nur bei europäischen Lehnverben antreffen. Dies ist sicher ein Argument gegen armenische Herkunft.

4.4. *Wortfelder.* Die Zahl der sicheren Armenismen ist nicht besonders groß, es finden sich aber durchaus wichtige Wörter darunter:

- a) Körperteilbezeichnungen: *čekat, ogi, morthi*, ev. *koč*; weiter *kol* und *burnik* (in diesem Feld eher peripher); anzuschließen *pix*;
- b) Personenbezeichnungen: *xanamik* (Verwandtschaft); *thagar* (Würde);
- c) Tierbezeichnungen: *grast, gomež, džoro*, ev. *rikono* und *khuro*;
- d) Lebensmittelbezeichnungen: *dudum, khilav; xumer, khoni*.

Weiter finden wir Bezeichnungen von Gebrauchsgegenständen verschiedener Art (*asan, bov, kočak, xip, momeli, thalik, pišot, mom*). Besonders zu erwähnen sind das Abstraktum *pativ* und die Verwaltungsbezeichnung *them*.

5. *Zum Einfluß des Armenischen auf das Armenisch-Zigeunerische (Lomavren)*

Armenischer Einfluß auf die Zigeuneridiome hat sich in verschiedener Weise geäußert. Neben den armenischen Elementen in den europäischen Romani-Dialekten finden wir Armenisches in dem Lom-Dialekt, der sich offenbar im armenischen Sprachgebiet formiert hat (vgl. zum Lomavren Finck 1907). Anders als das Romani ist das Lomavren kein intaktes Idiom; es gehört zu den Zigeuner-Mischsprachen, in denen nur noch der Wortschatz oder Teile davon alt sind, Morphologie und Syntax jedoch vollständig aus einer Kontaktsprache übernommen wurden. Dies ist natürlich nur der heutige, uns bekannte Zustand, davor müßte es ein normales Idiom mit eigener Grammatik gegeben haben, das dann im armenischen Sprachgebiet von dem beschriebenen Mischidiom abgelöst wurde. (Zur Charakterisierung dieser Mischsprachen vgl. Boretzky 1985). Da es in solchen Mischidiomen, die offenbar auch als Geheimsprachen dienen, vermieden wird, Wörter aus der unmittelbaren Kontaktsprache zu benutzen, kann der armenische Einfluß natürlich nicht lexikalischer Natur sein. Interessanterweise werden in den Texten nicht nur armenische Wörter vermieden, auch türkische Wörter kommen kaum vor. Dies mag daran liegen, daß eben auch das Türkische als gut bekannte und allgemein verstandene Kontaktsprache bewußt ausgeschlossen wurde.

Was am Lomavren auffällt ist, daß es nur Laute aufweist, die auch im Armenischen vorkommen. Allerdings ist das in diesem speziellen Fall nicht besonders ungewöhnlich, da das Armenische ein ausgesprochen reichhaltiges Konsonantensystem hat, das möglicherweise ohnehin alle Konsonanten besaß, die das Zigeunerische vor dem Kontakt mit dem Armenischen aufwies. (Eine Übereinstimmung der Lautbestände finden wir auch zwischen Angloromani und Englisch wie auch zwischen Caló und Spanisch (für Caló vgl. auch Boretzky 1992)).

Finck (1907) behandelt zwar die lautliche Herleitung der Lom-Wörter aus dem Indischen, geht aber auf mögliche Beziehungen zwischen armenischem und Lom-Lautstand nicht ein. Das meiste scheint in der Tat schon vor dem Kontakt mit dem Armenischen vorgelegen zu haben. Wie schon Pischel (1894) festgestellt hat, zeigt das Lomavren fast nur mittelindische Reflexe, während das euro-

päische Romani in vielen Wörtern deutlich älteren Lautstand aufweist. So finden wir im Lomavren für die ai. /s š ś/ einheitlich nur /s/ wie schon im Pali, wo Romani zwischen /s/ und /š/ unterscheidet. Anlautendes *v-* ist erhalten; vgl. *val-is*, *vəgn-el*, *ves-el*, *včhal-el*, wohl auch *valavin* und *var* (bei Finck beide ohne indische Etymologie), gegen Romani *bal*, *bikin-el*, *beš-el*, *bičhal-el*, *belvel*, *bar*. Die meisten neuindischen Sprachen scheinen wie Romani *v-* > *b-* gewandelt zu haben.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch die Vereinfachung der Anlautgruppen *KK-* bzw. *KKK-*, die sicher nicht erst im armenischen Sprachgebiet erfolgt ist. Wäre dies der Fall, würde man eine Auflösung von *KK-* durch Schwa erwarten. In diesem Punkt ist der Abstand zum Romani allerdings nicht sehr groß, denn auch letzteres hat *KK-* in nur sehr begrenztem Umfang bewahrt, zeigt meist aber ebenfalls den Stand der Prakrits. Andererseits gibt es im Lomavren als Rest von *KK-* noch *tresul/teresul* < ai. *triśūla-* und *nəkl-* (rom. *inklel*, *niklel*, *iklel*) und *nəkal-* (rom. *inkalel*, *nikalel*, *ika-lel*), die *KK-* vermutlich erst sekundär (so wie *čətar* gegen *štar* 'vier') entwickelt haben. Ich möchte annehmen, daß die Vorläufer sowohl des Romani als auch des Lomavren auf dem Stand der Prakrits waren, die Wörter mit *KK-* aber erst durch den Kontakt mit nordwestindischen Sprachen erworben haben, wie man sieht, in unterschiedlichem Umfang.

Wie im europäischen Romani sind die indischen stimmhaften Aspiraten [bh dh gh] durch [ph th kh] substituiert worden. Dies entspricht dem Lautstand des Armenischen, das ja nur stimmlose Aspiraten kennt. Dieser Wandel folgt einem natürlichen Trend (dem Abbau von Zusatzartikulationen), könnte also auch schon früher, vor dem Kontakt mit dem Armenischen vollzogen worden sein; es gibt jedoch ein Faktum, das in andere Richtung weist. Der dritte Zweig des Zigeunerischen, das syrische Domari, hat die stimmhaften Aspiraten zu [b d g] entaspiert. Wenn wir annehmen wollen, daß Romani und Domari in nachindischer Zeit im Vorderen Orient sich lautlich noch sehr ähnlich waren, dann können wir bis zur Trennung der beiden Stämme die Existenz von [bh dh gh] ansetzen. Der Vorläufer des Romani und das Lomavren hätten dann unter dem Einfluß des Armenischen die Reihe entsonorisiert, während der Vorläufer des Domari, der nicht mit dem Armenischen in Kontakt kam, unter dem Einfluß anderer Sprachen (Kurdisch, Ara-

bisch) die Aspiration ganz aufgegeben hat. Diese Rekonstruktion kann jedoch nicht als gesichert gelten, weil wir keine klaren Indizien dafür haben, daß Romani, Lomavren und Domari nicht schon in Indien verschiedene Sprachen waren.

Sicher mit westarmenischem Einfluß muß man jedoch bei der Vertauschung der einfachen, nichtaspirierten Verschlußlaute rechnen, wie auch schon Lehmann-Haupt (1928: 192f.) annimmt, allerdings ohne sich spezieller darüber zu äußern. Da die grammatischen Morpheme des Lomavren aus dem Westarmenischen stammen, könnte man vermuten, daß sich dies auch in der Verteilung von stimmhaft und stimmlos äußert, vorausgesetzt die Differenzierung zwischen den beiden Hauptdialekten des Armenischen ist erst nach der Ankunft der Zigeuner erfolgt. Bekanntlich hat ja Westarmenisch Stimmhafte und Stimmlose im Verhältnis zum Ostarmenischen vertauscht, also [b d g dž dz] für älteres, ostarmenisches [p t k č c], und [p t k č c] für älteres, ostarmen. [b d g dž dz] substituiert. Dies gilt jedoch nur für die beiden Standards, in den einzelnen Dialekten sind die Verhältnisse noch viel komplizierter. Während die alten aspirierten Tenues überall als solche erhalten sind, haben manche Dialekte die beiden anderen Reihen mehr oder weniger zusammenfallen lassen, u. zw. westliche wie östliche. Im Westen und Nordwesten haben sich sogar stimmhafte Aspiraten entwickelt, allerdings phonetisch distinkt von denen der neuindischen Sprachen (eine Übersicht gibt Pisowicz 1976: 10ff). Diese verwirrende Variation war wohl die Hauptursache dafür, an der klassischen Rekonstruktion für das Altarmenische zu zweifeln. Erstaunlicherweise kommen im Lomavren beide Reflexe, der des ostarmenischen und der des westarmenischen Standards, meist nebeneinander vor.

Wir finden also *gurel* neben *kurel*, *getim* neben *keti*, *mangel* neben *mankel*, *ber* neben *per* usw. Soweit die Aufzeichnungen in armenischer Schrift vorliegen, könnte es sich um bloße falsche Lesungen handeln; da die Wörter in den beiden Dialekten ja identisch geschrieben werden, könnte von einem Ostarmenier aufgezeichnetes zigeunerisches Sprachmaterial nach westarmenischer Art gelesen den Eindruck erwecken, die stimmlosen und stimmhaften Verschlußlaute seien vertauscht worden. Nun liegen aber auch Aufzeichnungen in Lateinschrift vor, z.B. von Lehmann-Haupt, die dieser in und bei Erzerum selbst gemacht hat (vgl. Finck 1907: 4 u.

30 ff. u. Lehmann-Haupt 1928, mit Anmerkungen zum Schwanken zwischen stimmhaften und stimmlosen Verschlußlauten). Von den betreffenden Wörtern zeigen nun viele die westarmenische Konsonantenverschiebung; z. B. *goli* 'Brust' (gegen älteres *koli*), *dressul* 'Kirche' (gegen älteres *taresul*), *čav* 'Gerste' (gegen älteres *džav*), *ag* 'eins' (gegen älteres *ak*), *čedar* 'vier' (gegen älteres *četar*), *gurel* 'schlagen' (gegen älteres *kurel*), *pugav* 'hungrig' (gegen älteres *bu-khav*), *bihe* 'du trinkst' (gegen älteres *pi-el*), *pant-* 'binden' (gegen älteres *banth-*). Gegenbeispiele sind nur *klar* zu rom. *kiral* 'Käse', *kâm* < ai. *karma-*, *kadel* 'wo' zu rom. *kate*.

Diese Verteilung zeigt zumindest folgendes: Als Lomsprecher zuerst in westarmenisches Gebiet einwanderten, kann die Spaltung zwischen Westarmenisch und Ostarmenisch noch nicht vollzogen gewesen sein – die Lom müssen diesen Lautwandel des Armenischen in ihrer eigenen Sprache bzw. ihrem eigenen Wortschatz mitvollzogen haben, als er im Westarmenischen bzw. einzelnen westlichen Dialekten gerade ablief. Als Alternative bliebe nur die Annahme, die Lom wären durch die Einflüsse der verschiedensten armenischen Dialekte so verwirrt worden, daß sie fast beliebig zwischen stimmlosen und stimmhaften Okklusiven zu wechseln begannen. Dagegen sprechen aber die Aufzeichnungen von Lehmann-Haupt. Es ist auch nicht recht einsehbar, daß man Laute der eigenen Sprache vertauschen sollte, nur weil Schwankungen in Dialekten der Kontaktsprache vorliegen. Für das Wortmaterial, das die älteren, wenn man so will, ostarmenischen Reflexe zeigt, müssen wir annehmen, daß es erst mit späteren Einwanderern nach Westarmenien gelangt ist, u. zw. zu einem Zeitpunkt, als die Lautverschiebung im Westarmenischen kein lebendiger Prozeß mehr war. Über phonetische Details des frühen Altarmenischen können die Lom-Wörter verständlicherweise keine Auskunft geben. Allerdings sprechen die Lom-Wörter wie auch die Armenismen des Romani eher dagegen, daß ein bestimmter westarmenischer Dialekt (Nr. I) mit den Reihen *dh*, *d* und *th* (< idg. *t*), der anscheinend fast idg. Verhältnisse bewahrt hat, wirklich seit alters diesen Stand aufweist, also älter als das Ostarmenische wäre (vgl. Pisowicz 1976: 21 ff).

Wir hätten damit für den westarmenischen Lautwandel einen terminus post quem. Da die Zigeuner kaum vor dem 10. Jahrhundert, eher später in die betreffenden Gebiete eingewandert sein dürften,

muß auch der westarmenische Wandel danach stattgefunden haben. Dies trifft sich auch mit den Schlüssen, die man aus armenischem Namensmaterial ziehen kann. Interferenzen dieser Art zeugen von einem außerordentlich starken Einfluß. Hier ist besonders die Tatsache zu berücksichtigen, daß es sich nicht um phonetisch bedingte Wandel handelt, deren Bedingungen synchron ablesbar und auch für Nichtmuttersprachler identifizierbar waren, sondern um absolute, also nicht irgendwie motivierte Lautwandel. Wir müssen davon ausgehen, daß zu dieser Zeit das Lomavren noch ein intaktes, voll flektierendes Idiom gewesen ist.

Literatur

- Boretzky, N., 1992, Romanisch-zigeunerische Interferenzen (zum Caló), in: Erfurt/Jeßing/Perl (Hrsg.). Prinzipien des Sprachwandels. I. Vorbereitung. Beiträge zum Leipziger Symposium des Projekts „Prinzipien des Sprachwandels“ vom 24.–26.10.1991 an der Universität Leipzig, Bochum, S.11–37.
- , 1985, Sind Zigeunersprachen Kreols?, in: Boretzky/Enninger/Stolz (Hrsg.). Akten des 1.Essener Kolloquiums über „Kreolsprachen und Sprachkontakte“ vom 26.1.1985 an der Universität Essen, Bochum, S.43–70.
- Finck, Fr. N., 1907, Die Sprache der armenischen Zigeuner, Sankt-Peterburg.
- Friedman, V. A., 1988, A Caucasian Loanword in Romani, in: Papers From the Eighth and Ninth Annual Meetings. Gypsy Lore Society, North American Chapter. Publications No.4, New York, S.18–20.
- Heinschink, M., 1989, Language and Culture of the Izmir Basket-Weavers, in: International Symposium „Romani Language and Culture“, Sarajevo, S.101–111.
- Hübschmannová, M./Šebková, H./Žigová, A., 1991, Romsko-český a česko-romský kapesní slovník, Praha.
- Knobloch, J., 1953, Romani-Texte aus dem Burgenland (Burgenländische Forschungen, hrsg. vom Landesarchiv und Landesmuseum. Heft 24), Eisenstadt.
- Lehmann-Haupt, C. F., 1928, Beiträge zur Kenntnis der Bôscha, in: Journal of the Gypsy Lore Society, N. S. VII, 3–4, S.184–195.
- Miklosich, Fr., 1877/78, Über die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europas, VII: Vergleich der Zigeunermundarten (= Denkschriften der phil.-hist. Cl. d. Kaiserl. Ak. d. Wiss. Bd. XXVI–XXVII), S.161–247, 1–108.
- Pischel, R., 1984, Beiträge zur Kenntnis der deutschen Zigeuner, Halle.
- Pisowicz, A., 1976, Le développement du consonantisme arménien, Wrocław.
- Pott, F. A., 1844/45, Die Zigeuner in Europa und Asien I.–II., Halle (Repr. Leipzig 1964).
- Sampson, J., 1926, The Dialect of the Gypsies of Wales, Oxford (Repr. 1968).
- Thesleff, A., 1901, Wörterbuch des Dialekts der finnländischen Zigeuner, Helsingfors.

Armenisches im Zigeunerischen (Romani und Lomavren) 155

- Turner, R.L., 1966, A Comparative Dictionary of the Indo-Arian Languages, London.
Uhlik, R., 1983, Srpskohrvatsko-Romsko-Engleski Rječnik, Sarajevo.
Valtonen, P., 1972, Suomen mustalakaisten etymologinen sanakirja, Helsinki.
Wolf, S. A., 1960, Großes Wörterbuch der Zigeunersprache, Mannheim.

Universität Bochum,
Sprachwissenschaftliches Institut,
Postfach 10 21 48,
D-44 8 0 1 Bochum

Norbert Boretzky

Les conditions phonétiques de la diphtongaison de la voyelle -o- en albanais

Comme on le sait, la voyelle -o- s'est dédoublée en -ua-, -ue-, lorsqu'elle s'est trouvée devant des consonnes nasales et liquides dans des syllabes fermées finales. Les linguistes ont attaché une grande attention à ce phénomène, lui consacrant des articles particuliers.¹ Or, malgré les contributions des linguistes qui s'en sont occupés, il reste encore des questions obscures et incertaines quant à la voie de l'évolution de ces diphtongues. Une de ces questions est aussi celle qui se rattache aux conditions phonétiques, dans lesquelles a été obtenu ce phénomène. A ce sujet, les problèmes qui se posent sont au nombre de trois: la quantité de la voyelle -o- avant le commencement du processus de la diphtongaison, le caractère de la voyelle qui s'est soumise au phénomène et, dernièrement, le type des consonnes qui ont suivi la voyelle -o- et qui ont créé des voyelles fermées.

Le premier problème est lié à la longueur de la voyelle qui s'est diphtonguée. A ce propos, notant pour le pronom *mua* une forme **mōn*, à voyelle longue, en provenance du pronom indo-européen **mēm*, G. Meyer laisse entendre que la voyelle -o- qui s'est dédoublée la diphtongue, a été longue, sa longueur étant héritée de la période indo-européenne. A cette idée s'en tient aussi N.Jokl qui apporte comme argument de la longueur héréditaire le fait que les mots latins à -ō- longue se sont également soumis à cette diphtongaison, tandis qu'il explique les cas de diphtongaison des emprunts à -o- brève (*sōlum* > *shuall*, *shuell*) par l'action de l'analogie de la voyelle -o- héréditaire.² Selon E. Çabej³ et I. Ajeti⁴ la voyelle -o- a pu

¹ Voir à ce sujet N.Jokl, *Zur Geschichte des alb. Diphthongs -ua-, -ue-*, IF.49 (1931), p.271 et sqq.; 50 (1932), p.33 et sqq.; E.Çabej, *Diftongje e grupe zanoresh të shqipes*, Buletin i Universitetit Shtetëror të Tiranës, Seria Shkencat Shoqërore, 3 (1958), p.75 et sqq. Sh.Demiraj, *Rreth diftongimit të -o- së në gjuhën shqipe*, Studime filologjike 3, Tirana 1981, p.5 et sqq.

² N.Jokl, art.cit., in IF. 50, p.48.

³ E.Çabej, *Hyrje në historinë e gjuhës shqipe II*, Tirana 1976, p.239.

⁴ I.Ajeti, *Historia e Gjuhës Shqipe (Morfologjia historike)*, Prishtine 1969, p.23.

être longue ou brève, alors que Sh. Demiraj estime que la longueur de la voyelle -o- n'a pas dû être une condition indispensable pour sa diphtongaison et que la quantité de -o- dans une syllabe fermée, qui s'est diphtonguée graduellement, ne doit pas être liée à la quantité héritée d'une phase ancienne indo-européenne.⁵

Pour apporter un jugement fondé sur la quantité de la voyelle -o- avant le commencement du processus de diphtongaison, la question doit être examinée en étroite liaison avec l'ensemble du système des voyelles de l'albanais. Un tel aperçu permet de constater que, dans les conditions où est diphtonguée la voyelle -o-, les autres voyelles se présentent longues. Ce phénomène est constaté devant les liquides -r, -ll : *ār, bār, ndēr, fēnēr, hīr, bīr, gūr, mūr; māll, zāll, hēll, zēll, thēngjīll, kērmīll, qūll, yll*. Il en ressort clairement que les liquides finales -r, -ll provoquent la longueur de la voyelle voisine. La voyelle -o- ne doit pas faire exception de cette règle générale. Avant le commencement du processus de diphtongaison, elle a donc probablement été longue: *dōr > duar/duer, mōr > muar/muer, shōll > shuall/shuell, sōll > suall/suell*. Dans ce cas-là, la longueur des voyelles sous l'action des liquides est un phénomène du développement intérieur de l'albanais.

L'autre cas de la diphtongaison de la voyelle -o- c'est devant la nasale -n : *ftua, ftue < *fton*, lat. *cotoneum*. Dans ce cas-là, puisque la nasale a chuté (cf. *fto-i*), le processus s'est produit à travers la nasalisation de la voyelle -o-. Les mots à diphtongue en syllabes ouvertes ont donc eu initialement une voyelle nasale en syllabe ouverte, **ftō < *fton*. En considérant cette forme en rapport avec le système des voyelles nasales, on peut constater que – dans cette position – toutes les voyelles nasales se présentent longues: *zā̄/zē̄, frē̄, hī̄, hū̄, drȳ̄*; par conséquent, *ftō̄, krō̄* ont été à voyelle longue. Dans ce cas-là également, la longueur de la voyelle nasale est un processus de l'évolution intérieure de l'albanais, où la longueur de la voyelle est justifiée par les syllabes ouvertes créées, après la chute de la consonne -n. Dans cette position, les voyelles de l'albanais, orales ou nasales, se présentent généralement longues (cf. *shi, thi, mi*). Par conséquent, dans les deux cas où s'est diphtonguée la voyelle -o-, ce son a été long, mais sa longueur a été obtenue au courant de l'évolution intérieure de l'albanais à travers deux che-

⁵ Sh. Demiraj, art. cit., p. 7.

mins différents: a) par l'action des liquides qui provoquent la longueur des voyelles qui les précèdent, et b) par le caractère ouvert de la syllabe, créé après la chute de la consonne *-n*, à travers le processus de la nasalisation.

Le deuxième problème, le caractère de la voyelle diphtonguée, concerne aussi les phases de l'évolution. Parmi les linguistes qui se sont intéressés à l'histoire de cette diphtongue, seulement Jokl – quand il traite des phases de l'évolution de ce processus – laisse entendre que la voyelle *-o-*, qui a donné les diphtongues *-ua-*, *-ue-*, a été nasale: phase 2 *-ō-*, voyelle nasale à double sommet: phase 3, *-ōu-* voyelle nasale diphtonguée.⁶ Mais cette thèse de Jokl, considérée par rapport aux autres faits linguistiques qui concernent les nasales de l'albanais, n'est pas probante pour deux raisons: a) les autres voyelles nasales de l'albanais se trouvant dans les mêmes conditions avec la voyelle *-o-*, ne sont diphtonguées dans aucun cas (cf. *zā/zē, pē, hī, hū, dry*); b) dans les cas où une voyelle orale s'est diphtonguée, p.ex. la voyelle *-e-*, la présence de la nasale *-n* a été un obstacle pour le déroulement de ce processus (cf. *vē, vēnd*, indo-eur. *ued-* 'sol, terrain', arm. *getin* 'superficie de terre'; *frē* < lat. *frēnum*). Sur la base de ces indications dont la voyelle *-o-* n'est pas exclue, on pourrait conclure que, avant le processus de diphtongaison, le son *-o-* a eu un caractère oral. Phonétiquement parlant, il est impossible qu'une voyelle nasale donne le jour à une semi-voyelle non nasale, comme le pensait Jokl. D'ailleurs, le caractère oral de la voyelle *-o-* peut être confirmé aussi par une autre voie. Cette voyelle s'est dédoublée en diphtongues *-ua-*, *-ue-* même quand elle s'est trouvée devant une liquide (*duar/duer, kapruall/kapruell*), où son caractère oral ne peut pas être mis en doute. Or, puisque une telle diphtongue se manifeste aussi dans les thèmes en *-on* (*ftua/ftue* < *cotoneum*), cette voyelle ne saurait être différente dans ce cas non plus mais uniquement avoir un caractère oral, car les processus phonétiques identiques ont lieu là où les sons se trouvent dans des conditions identiques. Dans ce cas là, dans les thèmes à *-on*, où la chute de la finale est un clair indice de l'action de la nasalité, il s'est produit le processus de la nasalisation de cette voyelle. Après quoi, *-o-* à caractère oral a suivi le même chemin de la

⁶ N. Jokl, art. cit., IF. 50, p. 58.

voyelle -o- des mots qui terminaient en une liquide, pour suivre après une voie commune pour la création des diphtongues.

Le troisième problème est lié à la présence des consonnes qui formaient des syllabes fermées finales et qui ont provoqué la diphtongaison de la voyelle -o-. Sur ce point-là encore, les avis des linguistes sont partagés.

Voici presque un siècle, G. Meyer avait affirmé que la voyelle -o- se dédouble en diphtongue lorsqu'elle se trouve devant les consonnes -r, -l, -n, -nj(j).⁷ Mais ce nombre a diminué chez Pekmezi qui note que le processus en question s'est produit devant les consonnes -r, -ll, -n, même à l'intérieur du mot, cf. *suallmë*, *ndzuarmë*.⁸ Jokl revient sur l'idée de Meyer et note que les diphtongues -ua-, -ue- sont le résultat de la diphtongaison de la voyelle -o- devant une liquide ou une nasale qui fermait la syllabe (-r, -l, -n, -nj). Çabej répertorie de son côté les consonnes -n, -r, -l, -ll comme des sons qui ont exercé un effet de diphtongaison⁹ et cet avis est partagé aussi par I. Ajeti qui précise les syllabes -ol, -oll, -or, -on;¹⁰ tandis que Sh. Demiraj admet que la diphtongaison par voie phonétique n'est abtenue qu'en présence de la nasale -n et des liquides -r, -l, -ll,¹¹ leur ajoutant également par la suite la consonne -rr.¹² Comme il est aisé de le constater, les divers linguistes n'ont pas été du même avis quant aux consonnes finales qui ont provoqué le dédoublement de la voyelle -o- en diphtongue.

En ce qui concerne la nasale -n, qui a chuté au cours de ce processus, et les liquides -ll, -r, qui sont conservées, leur action de diphtongaison sur la voyelle -o- est hors de doute, car elle est attestée par des exemples explicites de diverses parties du discours (*mua/mue* : **mon* < indo-eur. *mēm*, *ftua/ftue* < lat. *cotōneum*, *dragua/drague* < lat. *dracōnem*, *shkua-r*, *shkue* : **shko-n*, *kapru-all/kapruell* < lat. *capreolum*, *shuall/shuell* < lat. *solum*, *duar/duer* : indo-eur. *ghēr-*; cf. aussi *suall/suell*, *muar/muer*); c'est pour cette raison qu'aucun linguiste n'a émis de doute là-dessus. Quant à la

⁷ G. Meyer, *Kurzgefasste albanesische Grammatik*, Leipzig 1888, p. 5.

⁸ G. Pekmezi, *Grammatik der albanesischen Sprache*, Wien 1908, p. 55.

⁹ E. Çabej, op. cit., p. 264.

¹⁰ I. Ajeti, op. cit., p. 23.

¹¹ Sh. Demiraj, art. cit., p. 6.

¹² Ibid., p. 18.

consonne *-nj*, Meyer a lui-même renoncé à son premier avis,¹³ mettant en relief que la voyelle *-o-* ne s'est pas diphtonguée chez le pluriel *ftonj*. Sh. Demiraj ajoute à ce fait l'absence de la diphtongaison chez les verbes du type *shkonj*, qui constituent la plupart des verbes de l'albanais.¹⁴ Un troisième témoignage relatif à l'absence de la diphtongaison en présence de la consonne *-nj* serait aussi la quantité de la voyelle *-o-* dans les mots qui terminent par cette consonne, *ftonj*, *shkonj*, à voyelle brève, à un moment où, comme on vient de le souligner, la voyelle *-o-* s'est dédoublée en une diphtongue lorsqu'elle a été longue. Par conséquent, reconnaissant que ce phénomène est actif avec les consonnes *-n*, *-r*, *-ll*, mais tout en l'excluant dans le cas de la consonne *-nj*, il reste à savoir s'il a opéré dans la présence des consonnes *-l* et *-rr*.

Les exemples qui peuvent être apportés sur la diphtongaison de la voyelle *-o-* devant ces dernières consonnes, sont très peu nombreux. Au sujet de la consonne *-l*, cf. (u) *vual*, *vualmë*, (u) *mual*, *mualmë*; *dual/duel*; chez Buzuku *e duol përnjëherë ferra me grunët* (XL/2a); *e duol drita* (LIX/2 = LXXIX/2a); *E duol jashtë* (LV = LXV a). Quant à la consonne *-rr*, les exemples sûrs sont absents. La forme du présent *kuar* 'ich ernte', donnée par Hahn,¹⁵ est probablement à vibrante simple, ce qui est attesté d'une part par l'aoriste *kora* (comme *bora*, *nxora* et *tora*) et, de l'autre part, par le participe *korrë* (*kornë*). Apparemment, c'est à une telle consonne simple qu'il faut considérer aussi la forme *kuor* de Buzuku, qui ne fait pas la différence entre la vibrante simple et double: *Përse qishdo farë të mbjellë njeri ata të kuornjë* (LXXVII/2 = LXXXVII/2b); *ata të pëgam të kuornjë* (LXXXVIII = LXXXVIII a).¹⁶ A l'opposé de ces cas, dans la forme *muarrë* (tosque), de la 3^e pers. plur. au passé simple, la vibrante double est formée de la fusion de la finale du thème avec la désinence personnelle (*muar-në*). Comme on le voit, de telles formes – assez rares et d'usage plutôt dialectal – ne se trouvent que dans un nombre restreint de verbes. Dans le système nominal il n'existe pas de substantifs à diphtongue devant ces con-

¹³ G. Meyer, *Albanesische Studien* III, Wien 1892, p. 68.

¹⁴ Sh. Demiraj, art. cit., p. 6; *Gramatikë historike e gjuhës shqipe*, Tirana 1986, p. 119.

¹⁵ J. G. von Hahn, *Albanesische Studien*, Wien 1853, p. 24.

¹⁶ Voir aussi à ce propos E. Çabej, "Meshari" i Gjon Buzikut (1555) I, Tirana 1968, p. 84.

sonnes (cf. *bobol*, *qafol*, *morr*), d'ailleurs les mots à voyelle -o- non dédoublée ne manquent pas non plus chez les verbes (cf. *u fol*, *u shporr*). En outre, des formes à voyelle -o- non dédoublée existent aussi chez les verbes qui se présentent avec une diphtongue, cf. *u vol*, *u mol*. Aussi les formes à -ua-, -ue- devant les consonnes -l et -rr semblent-elles ne pas avoir été créées par voie phonétique. En présence de ces consonnes, les conditions phonétiques font défaut car, si cette diphtongue était créée par voie phonétique, la voyelle -o- aurait dû être longue avant le commencement du processus de diphtongaison et cette longueur aurait été créée sous l'action des finales -l et -rr. D'ailleurs, puisque l'action des liquides s'est emparée de l'ensemble du système vocalique, des voyelles longues auraient dû se créer aussi au voisinage des autres consonnes, comme dans le cas des consonnes -r et -ll, où il y a *duar* < **dōr*, *bār*, *ndēr*, *bīr*, *gūr* et *kapruall*/*kapruell* < **kaprōll*, *māll*, *hēll*, *thëngjīll*, *qūll*, *jīll*. Or, les faits linguistiques de l'albanais témoignent du contraire: auprès des consonnes -rr et -l en albanais il n'y a que des voyelles brèves, par exemple, **a)** *morr*, *varr*/*vorr*, *terr*, *derr*, *qerr*, *qarr*, *curr*, *turr*, *furr*, *shporr*, *korr*, *marr*, *merr*; **b)** *bobol*, *krahol*, *qafol*, *mal*, *bal*, *dal*, *del*, *këshqel*, *mel*, *çel*, *kaçurrel*, *kandil*, *ul*, *përkul*, *tul*, *fyl*, *bërryl*. Cette comparaison intérieure permet de conclure que les consonnes -l et -rr n'ont pas provoqué de prolongation de la voyelle accentuée; par conséquent, restant brève, la voyelle -o- non plus ne pouvait se diphtonguer. Phonétiquement parlant, cela trouve un appui dans la composition de ces deux sons: le son -l est le produit de la fusion de deux sons, d'habitude -l- + -n- ou d'une -ll- double et la même chose est également valable pour la consonne -rr-, cf. lat. *furnus* > alb. *furr*(ë). En présence d'un groupe consonantique on ne saurait pas attester le même phénomène qui se manifeste près d'une consonne simple. Par conséquent, compte tenu des conditions phonétiques dans lesquelles la voyelle -o- se dédouble et donne une diphtongue, les sons -nj, -l et -rr mis à part, *ce phénomène par voie phonétique ne s'est produit que dans la présence des consonnes -n, -r et -ll (à l'origine, une -l simple), lorsque celles-ci étaient en position finale.*

Bibliographie

- E. Çabej, Diftongje e grupe zanoresh të shqipes, Buletin i Universitetit Shtetëror të
Tiranës, Seria Shkencat Shoqërore, 3, (1958).
-, Hyrje në historinë e gjuhës shqipe II, Tirana 1976.
-, "Meshari" i Gjon Buzukut (1555) I, Tirana 1968.
G. Meyer, Albanesische Studien III, Wien 1892.
-, Kurzgefasste albanesische Grammatik, Leipzig 1888.
G. Pekmezi, Grammatik der albanesischen Sprache, Wien 1908.
I. Ajeti, Historia e Gjuhës Shqipe (Morfologjia historike), Prishtine 1969.
J. G. von Hahn, Albanesische Studien, Wien 1853.
N. Jokl, Zur Geschichte des alb. Diphthongs -ua-, -ue-, IF. 49 (1931); 50 (1932).
Sh. Demiraj, Rreth diftongimit të -o- së në gjuhën shqipe, Studime filologjike 3,
Tirana 1981.

Rruga „Dëshmorët e 4 Shkurtit“,
Pallati 27, shkalla 4, ap. 26,
Tirana
Albanien

Kolec Topalli

Die Evolution des lat. *sub* und die Urbedeutung des idg. **(s)upo*¹

1. *Die traditionelle Interpretation des Inhalts von idg. *(s)upo und lat. sub*

Grammatiker und Lexikographen nehmen als Grundbedeutung des indogermanischen **(s)upo* 'unten, unter' an. Nur als Nebenbedeutung geben sie den Sinn 'von unten, nach oben' zu. So Pokorny (1969: 1106): „*upo, eup, (e)up-s-* etwa 'unten an etwas heran'; aus der Bed. 'von unten hinauf' die Bed. 'hinauf, über', die z. T. hier, bes. aber im verwandten **uper(i)* ... ausgeprägt ist“.

Die Gegenüberstellung von **(s)upo* mit seiner Ableitung **(s)uper(i)* ('oben') bestätigt scheinbar die Urbedeutung 'unten'; jedoch haben dieser Bedeutungsunterschied zwischen den beiden sowie die verschiedenen Bedeutungen von **(s)upo* selbst immer Erstaunen hervorgerufen: „die auffallende Gebrauchsverschiedenheit zwischen **upo* und dem zu ihm gehörigen **uper(i) upero-s* ..., nach der die Begriffe 'unten' und 'oben' an demselben Wort zugleich haften, ist wahrscheinlich so zu erklären, daß ursprünglich gemeint war ein Sichbefinden unten an etwas (*sub moenibus est, sub monte est*) oder eine Bewegung unten an etwas heran (*sub montem succedunt*), zugleich aber auch eine von unten auf erfolgende Bewegung, etwa wie man einen großen Stein fortbewegt, woraus sich 'nach oben hin, auf' entwickeln konnte (ahd. *uf-rihten* 'aufrichten', *uf-stigan* 'aufsteigen', lat. *subleuare* 'in die Höhe heben, aufrichten', *sucingere* 'von unten herauf gürtten, aufgürtten'). Es kam dann entweder der Begriff 'unten' zur Alleinherrschaft (lat. *sub pellibus hiemare*) oder der Begriff 'oben' (nhd. *ob dem hause, auf dem hause*); der letztere heftete sich besonders an **uper(i)*, das dadurch zum Oppositum von **ndher(i)* wurde“ (Brugmann 1911: 912).

Die Bedeutung der lateinischen Partikel *sub* ist einer analogen Analyse unterzogen worden (Delbrück 1893: 696; Walde-Hofmann 1954, s.v. *sub*). Neben der angenommenen Grundbedeutung („un-

¹ Ich danke Konrad Lehmann für die Übersetzung dieser Arbeit.

ten, unter“) hat man dabei den besonderen Sinn „nach oben, hinauf“ im Gebrauch der Präposition *sub* mit Akk. (Dräger 1878: 662) und vor allem in ihrer Funktion als Präfix festgestellt: „du sens général ‚sous‘ sont dérivées des acceptions particulières ... La parenté avec *super* apparaît dans les composés comme *suspicio*, qui ne veut pas dire ‚regarder en dessous‘, mais ‚regarder d’en bas vers le haut, regarder d’en dessous‘ ...“ (Ernout-Meillet 1967, s. v. *sub*).

2. Die wirkliche Evolution von lat. *sub*

Präpositionen und Präfixe sind im Grunde Adverbien, die neue Funktionen angenommen haben (García-Hernández 1980: 123 f.). Beide bilden nicht ein einziges System, sondern zwei Systeme, die mehr in der Form als im Inhalt übereinstimmen. Alle alten lateinischen Präpositionen sind gleichzeitig Präfixe, und fast alle alten Präfixe sind auch Präpositionen; nur einige, wie *dis-* und *re(d)-*, entbehren des präpositionalen Gebrauchs (Lehmann 1983: 152). Im Lateinischen sind die Präfixe der Wurzel fester angefügt worden als in anderen indogermanischen Sprachen. Das hatte zwei wichtige Konsequenzen; zum einen haben die Partikeln ihre adverbiale Funktion verloren, und zum anderen ist aus dem neuen Kompositum eine lexikalische Einheit mit eigener Evolution entstanden. Kaum bleiben Reste der ehemaligen Präfixtrennung (*sub uos placo*, *ob uos sacro*; Sommerfelt 1920: 33). So sind Präfixe und Präpositionen von ihrem gemeinsamen Ursprung aus zu divergierenden Systemen geworden.

In ihrer syntaktischen Beziehung genießt die Präposition größere Unabhängigkeit als das Präfix, das einer Wurzel angefügt ist. Die Präposition hat mehr Freiheit, sich zu entwickeln, aber ihre Evolution ist einheitlicher. Dagegen sind die Präfixe der Wurzel enger verbunden und deswegen konservativer; sie behalten besser als die Präpositionen die Urbedeutung der adverbialen Funktion; aber aufgrund des Einflusses der Wurzel erwerben sie eine größere Menge von Bedeutungen; es ist somit nicht ungewöhnlich, bei ein und demselben Präfix sehr verschiedene Inhalte zu finden, in denen jeder seine eigene Berechtigung hat.

In historischer Zeit überwiegt der Inhalt „unter“ bei der Präposition *sub*, und ebenso überwiegt, wenn auch in geringerem Maße,

der Inhalt „unten“ beim Präfix; in beiden Funktionen steht die Partikel *sub* deutlich in Opposition zu *super*. Deshalb hat praktisch niemand jemals bezweifelt, daß dies ihre Urbedeutung sei. Dennoch haben wir in mehreren aufeinanderfolgenden Publikationen² eine Meinung vertreten, die dieser traditionellen Interpretation widerspricht. Dafür haben wir uns bei unserer Analyse auf drei Kriterien gestützt. Erstens ist die vorherrschende Bedeutung nicht notwendigerweise die älteste; zweitens kann die Opposition eines Wortes (*sub*) mit seiner erweiterten Form (*super*) nicht die ursprüngliche sein; und schließlich stellt es einen methodologischen Fehler dar, die Bedeutung des Präfixes aus der Perspektive der Präposition zu untersuchen, da diese sich für gewöhnlich in einer weiter entwickelten Phase befindet.

In Wirklichkeit ist der Sinn „nach oben“, der allgemein als eine besondere Variante der Bedeutung „unten“ angesehen wird, die ursprüngliche Bedeutung; diese trifft man immer noch in archaischen Verwendungen der Partikel an, und sie hat sich beim Präfix mit größerer Kraft behauptet als bei der Präposition. Sie ist die Bedeutung, die *sub* im Ausdruck *susque deque* innehatte, der anfangs „so viel hinauf wie von oben“ meinte. In dieser Wendung besteht nicht nur – dank der Unterstützung des Enklitikums *-que* – die adverbiale Funktion fort, sondern es manifestiert sich darin auch die ursprüngliche Opposition *sub/de* („nach oben“/„von oben“). Diese Opposition ist vor allem in der Präfixfunktion, oft im technischen Gebrauch etlicher Verbpaare, gültig geblieben (Guillemin 1921: 92–96; 1931–32: 12):

sursum/deorsum: 'aufwärts'/'abwärts';
suspicio/despicio: 'aufwärts blicken'/'auf etwas herabblicken';
subicio/deicio: 'in die Höhe werfen'/'herabwerfen';
subueho/deueho: 'hinaufführen'/'(stromabwärts) herabführen';
subuoluo/deuoluo: 'hinaufwälzen'/'herabwälzen'.

Somit stellte sich *sub* ('nach oben') *de* ('von oben') viel früher entgegen als dem zweisilbigen *super*; dieses ist nicht mehr als eine komparative Ableitung von *sub*, die sich darauf spezialisierte, eine höhere Position („höher“) zu bezeichnen, und damit *sub* die Benen-

² García-Hernández 1978; 1980: 200–208; 1991 a; 1991 b.

nung der niedrigeren Position („unten“) überließ. Es geschieht oft, daß die Ableitungen sich einen Erbteil aneignen, den das ursprüngliche Wort einschloß, und mit diesem einen neuen Gegensatz bilden. Zuerst also teilte sich der einheitliche Inhalt von *sub* in zwei auf (‘nach oben’ und ‘unten’); dann ließ die Polarisierung von *sub* und *super* diejenige von *sub* und *de* an Kraft verlieren. Dieser Verlust war bei der präpositionalen Funktion bemerkbarer. Nur in bestimmten Verwendungen von *sub* mit Akk. kann man noch die lativische Bedeutung der Orientierung „nach oben“ feststellen, während im Gebrauch mit Abl. die Bedeutung „aufwärts“ kaum wahrnehmbar ist:

hostem ... *sub muro consistere* cogit (Caes. *Civ.* 1, 45, 1);
in locum iniquum progrediuntur et *sub montem ... succedunt*
(ibid. 2).

Eine ähnliche Aufspaltung ergibt sich beim Präfix. Mit Lexemen der dynamischen Klasse (*iacio*) erhielt sich der lativische Inhalt („nach oben“):

Infrenant alii currus aut corpora saltu
subiciunt in equos et strictis ensibus adsunt (Verg. *Aen.*
12, 287–288).

Mit statischen Lexemen (*iaceo*) dagegen nahm *sub* den lokativen Inhalt an, der eine niedrigere Position bezeichnet (*subiaceo*: ‘unten liegen’). *Subiaceo*, ebenso wie *superiaceo* (‘darauf liegen’) und *superiatio* (‘darauf werfen’), hat, im Unterschied zu *subicio* (‘hinauf werfen’), keine Vokalschwächung durchgemacht. Diese spätere Bildung bestätigt wohl den jüngeren Charakter der lokativen Bedeutung von *sub*. *Suspendo* (‘aufhängen’) hat einen häufigen Gebrauch; *suspendeo* hingegen, falls man es bezeugen könnte, wäre eine analoge Bildung, da das statische Wort, das jenem entspricht, *dependeo* (‘herabhängen’) ist (*ex umero arcum suspendit. – arcus dependet*):

spiculaque ex umero parvae *suspendit* et arcum (Verg. *Aen.*
11, 575);
... et laeue *dependet* parma lacerto (ibid. 693).

Tatsache ist, daß der neue Gegensatz zu *super-* und die Evolution der Präposition *sub* auch das Präfix *sub-* dahingehend beeinflussen,

den anfänglich schwachen lokativen Sinn zu stärken und zu entwickeln. Die neue Tendenz verwirrte schließlich selbst die römischen Grammatiker, die sich bisweilen anschickten, den scheinbar falschen Gebrauch bei den kommentierten Autoren zu berichtigen:

SUBICIUNT IN EQUOS *super* equos iaciunt; sed *proprie non* est locutus, magisque *contrarie*: *subicere* est *subter* aliquid *iacere* (Serv. *Aen.* 12, 288).

Dieselbe Tendenz, mit der Zeit vorangetrieben durch den Gegensatz von *sub-* /*super-*, verwirrt noch immer nicht wenige moderne Philologen; manche sprechen dem viel konservativeren Präfix ohne Bedenken den weiter entwickelten Sinn der Präposition zu. *Submittere tauros* (Verg. *eccl.* 1, 45) z. B. ist nicht 'Stiere bändigen', sondern 'Zuchtstiere aufziehen' (García-Hernández 1991 b: 247–254).

Super ist jünger als *sub*, ebenso wie *supremus* später entstanden ist als *summus*. Als Ableitung von *sub* war *super* mit eingeschlossen in der 'nach oben' gerichteten Perspektive von *sub*. Zumindest ist Servius' Erläuterung korrekt (*subiciunt* in equos: *super* equos *iaciunt*), wenn auch nicht der Kommentar. Aber die Opposition der beiden Partikeln begünstigte die neue lokative Bedeutung von *sub* ('unten, unter') auf Kosten der alten lativen 'nach oben'. Seit Pott hat man versucht, die beiden gegensätzlichen Bedeutungen miteinander in Einklang zu bringen; und im Hinblick darauf, daß eine Bewegung 'nach oben' von einer niedrigeren Position ausgeht, hat man *sub* die Grundbedeutung 'von unten' zugesprochen (Leo 1919: 189–193; Bellezza 1919: 120). Aber *sub* entbehrt völlig des ablativen Sinnes. Nur der Anfangslaut *s-*, den es im Italischen hat, könnte ein initiales ablatives Element *(e)ks- (*ex-*) nahelegen; trotzdem bleibt diese Verstärkung noch unerklärt (Leumann-Hofmann 1977: 186 f.).

In der Tat hat *sub* anfangs einen klaren allativen Sinn ('nach oben'), weshalb es sich dem ablativen Sinn von *de* ('von oben') entgegenstellt. Während *de* mit *ab* und *ex* zusammengehört, bildet *sub* eine Gruppe mit *ad* und *in*; und ebenso wie *in* entwickelt es, in Opposition zu *super*, einen lokativen Sinn. *Sub* behält die allative ursprüngliche Bedeutung ('nach'), obgleich es die Orientierung 'aufwärts' verliert, und erwirbt einen Sinn von unmittelbarer Annäherung (*subsequor* 'unmittelbar nachfolgen'). Mit dieser Bedeutung bildet *sub-* einen neuen Gegensatz zu *prae-* ('unmittelbar vor'); vgl. *praefixum/suffixum* (García-Hernández 1980: 201 ff.):

praecedo/succedo: 'vorangehen'/'hinterhergehen';
praecido/succido (arborem): 'kappen'/'fällen'.

So hat uns also das Kriterium des Gegensatzes erlaubt, die Grundbedeutung von *sub* ('nach oben'/'de' 'von oben'), sowie die Entwicklung von zwei anderen Bedeutungen ('unmittelbar nach'/'*prae*- 'unmittelbar vor' und 'unten, unter'/'*super* 'über, oberhalb') aufzudecken.

3. Die Urbedeutung des idg. *(s)upo

Der Gegensatz, der *sub/super* entspricht, ist in den indogermanischen Sprachen sehr verbreitet: *(s)upo/*(s)uper(i) > gr. ὑπό/ὑπέρ, ai. *úpa/upári*, air. *fo/for*, got. *uf/ufar*, usw. (Dumézil 1940: 66). Da aber *(s)uper(i) eine Ableitung ist, gehört diese Opposition zu einer späteren Etappe. Man muß an eine Anfangsphase von *(s)upo ohne *(s)uper(i) denken, in der die Grundform dieselbe Bedeutung 'nach oben' gehabt haben dürfte, die immer noch beim lateinischen *sub* besteht. Die semasiologische Evolution von *(s)upo wäre damit nicht wie üblicherweise angenommen ('unten' > 'von unten hinauf' > 'hinauf', Pokorny 1969: 1106f.), sondern genau umgekehrt ('nach oben' > 'unten'/*(s)uper(i) 'oben'). Die Existenz der Ableitung *(s)uper(i), die den oberen Bereich der aufwärtsgerichteten Perspektive von *(s)upo übernommen hat, ist ein tragkräftiger Beweis für dessen Urbedeutung 'nach oben'.

Als Anomalien werden in etymologischen Lexika Daten aus verschiedenen indogermanischen Sprachen dargestellt, in denen sich für *(s)upo der archaische Charakter seiner Bedeutung 'nach oben' offenbart. So gibt es im Griechischen, wo der Gegensatz ὑπό/ὑπέρ sehr stark ist und wo die vertikale Orientierung, die *sub/de* entspricht, durch ἀνά/κατά ausgedrückt wird, deutliche Reste des alten Inhalts von ὑπό bei:

ὑπατος (lat. *summus*): 'der höchste, erste';
 ὑπιος (lat. *supinus*): 'rücklings', 'aufwärts gebogen';
 ὑψι(-): 'hinauf, nach oben'; usw. (Chantraine 1968, svv.).

Ebenso in anderen Sprachen:

ai. *upamá-* (lat. *summus*): 'der oberste, höchste';
 air. *foén-* (lat. *supinus*): 'zurückgelehnt';

asl. *vŭs-xoditi*, *vŭz-iti*: 'aufsteigen';
heth. *up-zi*: 'geht auf' (von der Sonne).

Vgl. ai. *úpa dyávi* ('zum Himmel auf'), in dessen Bedeutung Schwyzer-Debrunner (1950: 523) kaum die nach oben gerichtete Orientierung erkennen.

Doch sind es die germanischen Sprachen, die den alten Sinn von **(s)upo* am besten bewahrt haben: got. *uf*, *iup* 'aufwärts'; ahd. *uf* 'auf', *oba* 'oben'; as. *uppa*, *up*; ags. *uppe*, *up*; aisl. *upp*, usw. (Pokorny 1969: 1106f.). Es ist nicht ungewöhnlich, daß einem lateinischen Kompositum mit *sub*- etymologisch ein deutsches Kompositum mit *auf* entspricht:

subduco (*aulaeum*): 'aufziehen (Vorhang)';
subeo (span. *subir*): 'aufsteigen';
submitto (*pecus*): 'aufziehen (Vieh)';
surgo: 'aufstehen';
suspendo: 'aufhängen', usw.

Es macht wenig aus, daß der Blickwinkel von *sub*- ('nach oben') gewöhnlich niedriger ist als der von *auf* ('oben'). Noch genauer und häufiger ist die Übereinstimmung von *sub*- mit dem Englischen *up*:

subduco: 'draw up';
submitto: 'send up';
subsilio: 'jump up, spring up';
surgo: 'get up';
suspendo: 'hang up', usw.

Deswegen überrascht es, daß sich die Linguisten mit germanischem Hintergrund von der vorherrschenden Bedeutung des lateinischen *sub* und des griechischen ὑπὸ haben irreführen lassen und sie dem indogermanischen **(s)upo* zugeschrieben haben, denn es sind die germanischen Sprachen, die den alten Inhalt dieser Partikel am besten bewahrt haben. Man könnte sich fragen, bis zu welchem Punkt die Bedeutung „unten, unter“, die dem gotischen *uf* zugesprochen wird (Schmidt 1962: 181; Lehmann 1986, s.v. *up*), eine Lehnprägung durch das griechische ὑπὸ ist, und mehr noch, inwieweit dieses die Evolution von *sub* beeinflußt hat.

Fassen wir also zusammen: Das indogermanische **(s)upo* hatte die Grundbedeutung 'nach oben, hinauf'; von dieser ausgehend

entwickelten mehrere Sprachen zwei weitere Bedeutungen. Eine von allativem Charakter bezeichnet unmittelbare Annäherung („unmittelbar nach“); sie ist im Lateinischen gut bezeugt und auch in anderen Sprachen vorhanden: ai. *úpa*, av. *upa* 'hin-zu', ai. *upamá-* 'der nächste', arm. *hup* „nahe“, usw. Eine andere hat, als Ergebnis der Polarisation mit **(s)uper(i)*, lokativen Charakter und ist im Lateinischen nicht so verbreitet wie im Griechischen.

In unseren Arbeiten über das lateinische *sub-* haben wir gezeigt, daß die semasiologische Entwicklungsrichtung dieser Partikel genau umgekehrt ist wie traditionell angenommen. Hier haben wir außerdem dem indogermanischen **(s)upo* eine analoge Entwicklung zugeschrieben. Festzustellen, inwiefern diese Evolution von **(s)upo* in jeder anderen indogermanischen Sprache stattfindet, ist die Aufgabe anderer Spezialisten.

Bibliographie

- Bellezza, P., 1919, *Sublimis, suscito, sustollo*, ecc. Athenaeum 7, S.119–131.
 Brugmann, K., 1911, Vergleichende Laut-, Stammbildungs- und Flexionslehre. Grundriß der vergleichenden Grammatik, II 2. Straßburg (K.J.Trübner).
 Chantraine, P., 1968, Dictionnaire étymologique de la langue grecque. Paris (Klincksieck).
 Delbrück, B., 1893, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen. Grundriß ... III 1. Straßburg (K.J.Trübner).
 Dräger, A., 1878, Historische Syntax der lateinischen Sprache, I. Leipzig (Teubner).
 Dumézil, G., 1940, Séries étymologiques arméniennes. V. Composés préverbaux fossilisés. BSL.41, S.65–68.
 Ernout, A. & A.Meillet, 1967, Dictionnaire étymologique de la langue latine. Paris (Klincksieck).
 García-Hernández, B., 1978, El desarrollo polisémico del preverbio *sub-* y su posición en el sistema preverbal. Helmantica 29, S.41–50.
 –, 1980, Semántica estructural y lexemática del verbo. Reus & Barcelona (Ed. Avesta).
 –, 1991 a, La prefijación verbal latina, in: L.Ferreres (ed.), Treballs en honor de Virgilio Bejarano. Universitat de Barcelona, S.17–29.
 –, 1991 b, *Submitto* en la lengua agrícola, in: Excerpta Philologica Antonio Holgado Redondo sacra, I 1. Universidad de Cádiz, S.235–257.
 Guillemin, A., 1921, La préposition *de* dans la littérature latine et en particulier dans la poésie latine de Lucrèce à Ausone. Thèse de doctorat. Chalon-sur-Saone (E. Bertrand).
 –, 1931, Quelques considérations sur les préverbes latins. Hum (RES). 4, S.11–14.
 Lehmann, Ch., 1983, Latin preverbs and cases, in: H. Pinkster (ed.), Latin linguistics and linguistic theory. Amsterdam (J. Benjamins), S.145–161.
 Lehmann, W. P., 1986, A gothic etymological dictionary. Leiden (E. J. Brill).

Die Evolution des lat. *sub* und die Urbedeutung des idg. **(s)upo* 171

- Leo, U., 1919, Über Bedeutungsentwicklung einiger Simplicia und Composita im plautinischen Latein, *Glotta* 10, S.173–193.
Pokorny, J., 1969, *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch*. Bern und München (Francke Verlag).
Schmidt, G., 1962, *Studien zum germanischen Adverb*. Diss. Berlin.
Schwyzer, A. & A. Debrunner, 1950, *Griechische Grammatik*, 2. Bd. Syntax und Stilistik, München (C. H. Beck).
Sommerfelt, A., 1920, *De en italo-celtique. Son rôle dans l'évolution du système morphologique des langues italiques et celtiques*. Christiania (J. Dybwad).
Walde, A. & J. B. Hofmann, 1954, *Lateinisches etymologisches Wörterbuch*. Heidelberg (C. Winter).

Universidad Benjamín García-Hernández
Autónoma de Madrid,
Departamento de Filología Clásica,
E-28049 Madrid

Triggering und Einschaltung griechischer Formen in lateinischer Prosa

1. Zur Psycholinguistik des Triggering

Wenn alle (oder ein hinreichend bedeutender Teil der) Gesprächspartner zweisprachig sind, tritt oft ein Phänomen auf, das die Bilinguismusforschung als „switching“¹, „code switching“ oder „Codewechsel“ bezeichnet: der Sprecher schaltet zwischen zwei Sprachen, Dialekten, Soziolekten oder anderen Varianten hin und her, wobei die Basissprache nicht immer klar auszumachen ist, bzw. er schaltet in die Basissprache Wörter, Wendungen oder ganze Sätze in einer zweiten Sprache bzw. Variante ein. Hier stellt sich uns nun ein terminologisches Problem: während bei Hin- und Herschalten immer „switching“ im Sinne Haugens stattfindet, kann das Einschalten kurzer Wendungen „switching“ sein oder aber „borrowing“, d.h. Entlehnung im weitesten Sinne. Carol W. Pfaff nennt als Beispielsatz:

*Lo puso under arrest*²

Hat der Sprecher hier von der Basissprache Spanisch in die Hilfsprache Englisch geschaltet, oder hat er eine fertige Formel aus dem Englischen in seinen spanischen Idiolekt entlehnt? Pfaff entscheidet sich mit guten Gründen für die zweite Möglichkeit, aber wir als Erforscher einer Corpussprache haben für die Entscheidung analoger Zweifelsfälle nur ein stark eingeschränktes methodisches Instrumentarium zur Verfügung (Häufigkeitsuntersuchungen und Quellenforschung). Daher folge ich Birgit Stolt, die in ihrer wegweisenden Untersuchung „Die Sprachmischung in Luthers Tischreden“

¹ Der Ausdruck geht auf Einar Haugen zurück: *The Norwegian Language in America*, Philadelphia 1953, I, S. 65. S. auch ders., *Bilingualism in the Americas*, Alabama 1956, S. 40.

² Constraints on Language Mixing: Intrasentential Code-Switching and Borrowing in Spanish/English, in: *Language* 55 (1979), S. 291–318.

den Terminus „Einschalten“ verwendet³, sofern das eingeschaltete Wort noch als ausländisches bzw. fremdsprachiges Sprachgut empfunden wurde und nicht bereits als sprachlich neutral⁴.

Die Grenzen sind fließend, aber es gibt genug eindeutige Fälle, um auch für antike literarische Prosatexte mit Latein als Basissprache und Griechisch als Hilfssprache Tendenzen und sogar Regeln für switching und borrowing feststellen zu können. Dies will ich im folgenden versuchen; die Belege sind nicht vollständig (selbst für die Autoren, die ich vollständig erfaßt zu haben hoffe: Cicero, Seneca, Plinius der Jüngere, Fronto, Quintilian, Gellius, Mark Aurel); auf viele Punkte werde ich später gesondert und genauer eingehen müssen. Vorarbeiten gibt es für das klassische und spätklassische Latein so gut wie keine; außer Michel Dubuisson (der sich mit diesem speziellen Thema jedoch nicht beschäftigt zu haben scheint), hat wohl kein klassischer Philologe mit dem begrifflichen und methodischen Instrumentarium der moderneren Bilinguismusforschung gearbeitet⁵. Dieses ist zwar – da an lebenden Sprachen und in der Regel an mündlichen Diskursen entwickelt – nur teilweise für uns relevant: so Michael G. Clyne's wichtige Unterscheidung zwischen „externally conditioned switching“ (hervorgerufen durch extralinguistische Faktoren) und „internally conditioned switching“⁶. Wir scheinen es fast nur mit diesem zu tun zu haben – somit aber auch mit dem Phänomen, das Clyne „triggering“ genannt hat: Holford-Strevens hat kürzlich seine Existenz festgestellt, ohne jedoch

³ Stockholmer Germanistische Forschungen 4, Stockholm etc. 1964.

⁴ S. bes. Stolt, S. 55–58. Auf das Problem des Neutralisierungsprozesses bei griechischen Wörtern im Lateinischen kann ich hier nicht eingehen; ich werde es in einer späteren Arbeit versuchen.

⁵ Nützlich, auch wenn sie nur mit dem Instrumentarium der klassischen Regelgrammatik arbeiten, sind John Frederick McCall, *The Syntax of Cicero's Greek in his Letters*, Diss. State Univ. of New York at Albany, 1980, und Leofranc Holford-Strevens, καί for *et*, CQ., N. S. 42 (1992), S. 284–287.

⁶ Switching between language systems, in: *Actes du X^e congrès international des linguistes* (August 1967), Bukarest 1969, I, S. 343–349, bes. 343. Ein extralinguistischer Faktor ist für Clyne z. B. das Eintreten eines neuen Gesprächspartners – obwohl auch dieser Faktor m. E. mit Linguistik zu tun hat. Hier muß die Terminologie verbessert werden. Ist es z. B. ein linguistischer oder ein extralinguistischer Faktor, wenn Augustus gerade dann häufig ins Griechische schaltet, wenn er ausfallend werden will? S. u. S. 175 und Anm. 13.

seinen Namen zu kennen und es in einen weiteren Rahmen zu stellen⁷.

Ich möchte es mit „Sprachattraktion“ übersetzen und – zumindest für unsere Texte – folgendermaßen beschreiben: der Wechsel⁸ von der Basissprache zur Hilfssprache wird ausgelöst durch die Notwendigkeit oder auch nur das Bedürfnis, ein bestimmtes Wort, eine bestimmte Wendung oder auch ganze Sätze in der Hilfssprache zu äußern⁹. Solche Wörter, Wendungen etc. nennt Stolt „Signale“; ich möchte „Attraktoren“ vorschlagen, da wir dann die attrahierten Wörter „Attrakta“ und den Vorgang „Attraktion“ nennen können: oft werden nämlich nicht nur die Wörter in der Hilfssprache geäußert, wegen derer sich der Sprecher der Hilfssprache bedient, sondern auch Wörter, die in der unmittelbaren Umgebung dieser Attraktoren stehen. Besonders interessant sind die – in unseren Texten überwiegenden – Fälle von retrospektiver Attraktion = „anticipational switching“. Wie Clyne zeigt, schalten die Sprecher um, wenn sie planen, den Attraktor zu gebrauchen. Im mündlichen Diskurs wird das an „Versprechern“ deutlich wie bei Clyne's Beispiel: „Wir nehmen unsere Bücher für vier/for four periods.“ Die Sprecherin korrigiert sich, als ihr die Notwendigkeit bewußt wird, den (für das australische Schulwesen spezifischen) Ausdruck „periods“ gebrauchen zu müssen¹⁰.

⁷ S.o. Anm.5. Zu „triggering“ s. Michael G.Clyne, *Transference and Triggering*, Den Haag 1967, und ders., *Perspectives on Language Contact*, Melbourne 1972.

⁸ Wie Haugen (s.o. Anm.1) gehe ich davon aus, daß es sich tatsächlich zumindest ursprünglich um einen Wechsel zwischen zwei Sprachen handelt, nicht um den Transfer von Elementen in den eigenen Idiolekt. Clyne's Erklärungsmodell (*Transference and Triggering*, S.84-99) ist wohl für sein Corpus geeignet, nicht jedoch für das unsere. Da Clyne mündliche Äußerungen deutschsprachiger Einwanderer und ihrer Nachkommen in Australien untersucht, also Personen, deren ursprünglich dominante Sprache stark von der Zweitsprache beeinflusst bzw. fast verdrängt ist, wir jedoch schriftlich konzipierte Texte, die größtenteils in der dominanten Sprache des Verfassers redigiert sind, ist dies nicht verwunderlich.

⁹ Die Gründe dafür sind unterschiedlich je nach Funktion, Prestige und Typologie der betroffenen Sprachen. In unseren Texten sind die Faktoren wirksam, die auch weltweit am häufigsten internally conditioned switching auslösen: Terminologiezwang, Zitatzwang und Streben nach Bildhaftigkeit. Vgl. dazu bes. M.Braun, *Beobachtungen zur Frage der Mehrsprachigkeit*, GGA. 199, 4 (1937), S.116-130, und Stolt (s.o. Anm.3), S.169-171.

¹⁰ Clyne, *Transference ...* (s.o. Anm.7), S.87, und (dort ist der Beleg falsch zitiert) *Perspectives ...*, S.26.

In Clyne's Corpus sind die Stellen, an denen am häufigsten geschaltet wird:

- A) der Anfang eines Präpositionalausdrucks (43%),
- B) der Anfang einer Nominalgruppe (33%),
- C) der Anfang eines Satzes oder Teilsatzes (10%).

Für unsere antiken Texte kann ich (schon wegen der Schwierigkeit, switching und borrowing zu trennen), keine Prozentangaben machen, aber auch in ihnen wird zu Anfang eines Präpositionalausdrucks besonders häufig geschaltet¹¹ und zu Anfang einer Nominalgruppe nicht selten. Switching zu Anfang eines Satzes oder Teilsatzes macht sicher weniger als 10% meines Corpus aus¹².

Besonders auffällig ist das switching in den Briefen des Kaisers Augustus, der, wie Cugusi gezeigt hat¹³, vor allem dann in das Griechische schaltet, wenn er dem Empfänger Unangenehmes zu schreiben hat. Die syntaktischen Regeln, nach denen Augustus schaltet, sind jedoch oft nicht klar zu erkennen – ein weltweit recht häufiges Phänomen¹⁴; für unser Corpus ist solch „unsystematisches“ switching jedoch in hohem Maße untypisch. Ich werde Augustus daher nur in Ausnahmefällen berücksichtigen, ebenso wie diejenigen Fälle in Mark Aurels Briefen, die ebenfalls unklar sind¹⁵.

Ein leicht analysierbarer Fall von switching – und einer der wenigen klaren Fälle für Hin- und Herschalten – liegt hingegen nahe dem Schluß von Frontos Brief an Mark Aurel MC.III 8 vor:

in hac εἰκόνη, quam de patre tuo teque depinxi, ἐν τι τῶν συμβεβηκότων ἔλαβον, τὸ ὅμοιον τῆς ἀσφαλείας καὶ τῆς ἀπολαύσεως.
Als Attraktoren wirken hier die termini technici συμβεβηκότα („kontingente Eigenschaften“ oder „Akzidentien“; Fronto hätte hier auch die spätestens seit Quintilian übliche Übersetzung *accidentia*

¹¹ Vgl. auch Stolt (s.o. Anm. 3), S. 90, 94–97 und 100–102.

¹² Das Einschalten ganzer Sätze (intersentential switching) ist in meinen Texten extrem selten; allerdings habe ich die Inschriften nur sporadisch herangezogen.

¹³ Paolo Cugusi, *Evoluzione e forme dell'epistolografia latina nella tarda repubblica e nei primi due secoli dell'Impero*, Rom 1983, S. 158.

¹⁴ Vgl. Johannes Bechert/Wolfgang Wildgen, *Einführung in die Sprachkontaktforschung*, Darmstadt 1991, S. 59.

¹⁵ Z. B. Ant. Imp. IV 1, 3. Die Briefe Mark Aurels sind, soweit erhalten, im Briefcorpus seines Rhetoriklehrers Fronto überliefert. Ich zitiere sie nach der neuen Ausgabe von M. P. J. van den Hout: *M. Cornelius Fronto, Epistulae*, Leipzig 1988.

wählen können, aber die lateinische Regelgrammatik meidet den isolierten Genitiv Plural von Neutra wegen seiner Mehrdeutigkeit) und τὸ ὅμοιον (im späteren Gelehrtenlatein: *tertium comparationis*). Fronto schreibt den betreffenden Satz zunächst auf Latein (bis auf die Form εἰκόνε; dazu gleich) von *in* bis *depinxi*, bis er sich motiviert fühlt, die griechische Wendung ἐν τι τῶν συμβεβηκότων zu gebrauchen.

Ob der Attraktor nur aus dem terminus technicus allein oder aus der Kombination terminus + Artikel besteht, ist mir nicht recht klar; zumindest ἐν τι ist attrahiert: vorangestellte Zahlwörter und pronominale Enklitika sind besonders leicht attrahierbar¹⁶. Ungewöhnlich für Fronto ist, daß die Attraktion auch prospektiv wirksam ist, also nach dem Attraktor und obwohl sie einen anderen Satzteil betrifft: das Prädikat ἔλαβον. Fronto hätte nach den ungeschriebenen Regeln des switching bei lateinischer Basissprache durchaus statt ἔλαβον *sumpsi* schreiben können, denn die Stellung zwischen zwei anderssprachigen Wörtern ist nicht einmal im ungepflegten mündlichen Diskurs ein hinreichender Grund für Attraktion¹⁷. So aber haben wir hier einen der in der lateinischen Prosa seltenen Sätze mit Griechisch als Basissprache vor uns – wir müssen also in gewissen Fällen zwischen der Basissprache des Textes (Latein) und Basissprache des Satzes (hier ausnahmsweise Griechisch) unterscheiden; solche Fälle sind jedoch nur in Ciceros Briefen einigermaßen häufig¹⁸.

¹⁶ Vgl. Cicero F. XIII 67, 1 und Gellius I 8, 5 für die Attraktion von Zahlen, während Mark Aurel, der ansonsten viel attrahiert, dies mit der nachgestellten Zahl in MC. V 74, 3 nicht tut: γνώμας *tres*. Dies mag daran liegen, daß sowohl das Lexem GNOM- als auch die Endung des Akk. pl. der *a*-Stämme im Lateinischen und Griechischen gleich lauten. – Zur Attraktion des pronominalen Enklitikums vgl. Cicero Att. II 1, 3; VII 7, 7 und 11, 2; XV 20, 3. Hingegen attrahiert Cicero die enklitische Konjunktion τε nicht: Att. XIII 51, 1 und XV 13 a, 2. Dies dürfte scherzhaft sein (vgl. auch das Luciliusfragment F. 181 Marx bei Gellius XIII 8, 2), aber kaum in Nat. Deor. II 20, 52 (es spricht Balbus, der einen ausgesprochen feierlichen Stil pflegt): *Nam ea quae Saturni stella dicitur Φαίνωνque a Graecis nominatur*. Zwar werden Eigennamen zur neutralen Schicht gerechnet, aber gerade hier setzt Balbus doch den griechischen Namen des Planeten ausdrücklich in Kontrast zu dessen lateinischer Bezeichnung.

¹⁷ Vgl. Clyne, *Transference* ... (s.o. Anm. 7), S. 89.

¹⁸ Vgl. McCall (s.o. Anm. 5).

Bei τὸ ὅμοιον ist ein leichter Terminologiezwang wirksam; es ist aber die Frage, ob dieser allein ohne die gewissermaßen magnetische Wirkung der inzwischen bereits in griechischer Sprache und Schrift formulierten Wörter ausgereicht hätte (als Alternative hätte sich eine Paraphrase mit „*communis*“ angeboten). τὸ ὅμοιον wird nun seinerseits zum Attraktor der Genitive ἀσφαλείας und ἀπολαύσεως, wobei zu bemerken ist, daß bei lateinischer Basissprache auch innerhalb einer Nominalgruppe geschaltet werden kann, wie im selben Paragraphen von MC.III 8 in der Gruppe Θεοδώρου locos ἐπιχειρημάτων.

Die Attraktion des Artikels im Genitiv ist hingegen in dieser Position obligatorisch¹⁹, wie auch die des καί, da hier ein Hendiadyoin vorliegt, wie Fronto mit ἔν τι deutlich macht (Fronto meidet die Attraktion von καί zwischen zwei beigeordneten Wörtern ansonsten; vgl. De Eloquentia 5, 3: διασκευῇ *et* παρεκβάσει).

Zu erklären bleibt die Mischform εἰκόνε. Parallelen für die lateinische Ablativendung bei griechischen Wörtern, die in griechischer Schrift überliefert sind, finden wir auf den ersten Blick erst in den auf Donat zurückgehenden Terenzkommentaren²⁰, aber die Gelliushandschriften Z und B haben in XII 2, 4 *pro* ἐνθυμήματε; die in die modernen Ausgaben übernommene „korrekte“ Form ἐνθυμήματι ist eine Konjekture von Marshall (die anderen Handschriften haben -τα oder ähnliche Korruptelen). In Anbetracht der Parallele bei Fronto würde ich Z und B folgen; die Konjekture ist nicht notwendig, auch wenn es nicht nur Frontos *usus scribendi* ist, in solchen Fällen die griechische Dativform zu wählen, wo die lateinische Syntax einen Ablativ verlangt. Dafür gibt es mehrere Gründe:

A) Bei den *o*- und einigen *a*-Stämmen hat der griechische Dativ /ō/ bzw. /ā/ – also die Endungen des lateinischen Ablativs;

B) Im Lateinischen sind Dativ und Ablativ im Plural morphologisch immer identisch, im Singular bei den *o*- und einigen *i*-Stämmen, denn

¹⁹ Aus syntaktischen Gründen; s. u.

²⁰ Diese Belege scheinen jedoch textkritisch problematisch zu sein: zu Andria I 1, 18 und 5, 5; zu Adelphoe V 8, 29 (dort haben die Handschriften eine Lacuna); zu Andria III 3, 14. ἐνθυμήματε möchte ich auch für Gellius I 4, 3 konjizieren, da A hier eine Lücke läßt und die HSS VPR *enthymemate* o.ä. überlieferten.

C) Dativ, Ablativ und Instrumental haben sehr ähnliche semantische bzw. pragmatische Funktionen: dem lateinischen Ablativ instrumentalis entspricht der griechische Dativus instrumentalis²¹.

Warum schreibt Fronto (sofern kein Fehler des Kopisten vorliegt, aber auch dieser müßte ja alt sein: unsere Handschrift stammt aus dem 5. Jh.) also nicht εἰκόνι (griechische Schrift + griechische Endung), *icone* (dies ist die spätestens seit Plinius dem Älteren übliche Entlehnung)²² oder – wie im selben Brief § 1 – *imagine*? Es gibt m. E. zwei oder drei Möglichkeiten:

A) Fronto wollte die Anwendung der Regel „Griechischer Dativ ersetzt den Ablativ“ auf die Fälle beschränken, in denen der griechische Dativ mit dem lateinischen Ablativ phonologisch identisch ist. Dagegen spricht der Gebrauch von διασκευῇ *et* παρεκβάσει (Funktion: Ablativ) in Eloqu. 5, 3; allerdings wurden zu Frontos Zeit beide Endungen /ī/ gesprochen, was immerhin eine denkbare lateinische Ablativendung ist.

B) Fronto wendet – bewußt oder unbewußt – eine Neutralitätsstrategie an: die Grapheme von EIKONE könnten alle sowohl lateinisch als auch griechisch sein. Leider können wir nicht wissen, ob bzw. wie stark Fronto bzw. sein Sekretär sie im Duktus unterschied (in unserer Handschrift wird der Wechsel von lateinischer zu griechischer Schrift und zurück durch Punkte auf der gedachten Mittellinie markiert). – Die Annahmen A und B sind kompatibel.

C) Fronto scherzt. In diesem Fall wäre εἰκόνε eine Pedantescoform. Die Annahmen B und C sind kompatibel.

Soviel zunächst zum Schreibakt. Das Ergebnis ist folgendermaßen aufgebaut:

A) ein vorwiegend lateinisches Vorfeld, bestehend aus zwei lateinischen Wörtern und einer Mischform;

B) ein rein lateinischer Nebensatz;

C) ein rein griechisches Nachfeld²³.

²¹ McCall (s. o. Anm. 5), S. 16 trifft den Kern der Sache nicht: „This rule contravenes the law which maintains that the Indo-European case of origin, as seen in Sanskrit, has been submerged in Greek into the genitive case (and has survived in Latin as the ablative case).“ Dies trifft zu, aber Cicero denkt nicht sprachhistorisch, sondern in Kategorien.

²² NH. VIII 54, 215.

²³ Terminologie nach Stolt (s. o. Anm. 3).

Einen ähnlichen Fall von Umschaltung bietet uns der Frontotext außer hier nur in MC.III 17, 4 – auch dort gegen Ende des Briefes, mit lateinischem Vor- und griechischem Nachfeld: *Vale, domine*, καὶ ἔλπιζε καὶ εὐθύμει καὶ χρόνῳ καὶ ἐμπειρία πείθου. Hier ist das Motiv für den Sprachwechsel jedoch unklar; es könnte ein für uns nicht als solches erkennbares Zitat vorliegen: sei es, daß das gesamte Nachfeld ein Zitat ist, sei es, daß es ein Zitat enthält, der als Attraktor gewirkt hätte. Die Vermutung, es könnten Zitate vorliegen (in diesen Fällen aus einem Rhetoriklehrbuch), drängt sich mir besonders bei MC.III 17, 2, und Eloqu.2, 14 auf: in Anbetracht des zwischen Fronto und Mark Aurel bestehenden Lehrer-Schülern-Verhältnisses liegt sie m. E. nahe.

Ähnlich wie Frontos zitierter Satz von MC.III 17, 4 ist auch der Satz Mark Aurels in MC.V 43, 1 aufgebaut: es handelt sich um eine Satzreihe mit lateinischem Vor- und griechischem Nachfeld, nur die eingeschaltete Anrede fehlt: *oro et rogo* καὶ ἀντιβόλῳ καὶ δέομαι καὶ ἱκετεύω. Hier (wie bereits bei Fronto in MC.III 17, 4) sehen wir, daß καί nicht nur zwischen zwei griechischen Wörtern attrahiert werden kann, sondern auch von einem folgenden griechischen Wort, während ich in der gesamten antiken Literatur keinen Beleg für die Folge griechisches Wort – καὶ – lateinisches Wort gefunden habe²⁴.

Ich nehme an, daß dies mit dem Satzrhythmus zusammenhängt. Vermutlich wurde καί von dem vorhergehenden Wort durch eine längere Pause getrennt als von dem folgenden²⁵. Dafür sprechen die bereits in der frühgriechischen Epik mit καί gebildeten Krases.

²⁴ Bei Luther ist Umschalten nach *et* bzw. *und* belegt, aber selten; Stolt (s.o. Anm. 3), S. 144–147 und 215–219. Diese Fälle sind textkritisch problematisch, da sowohl *et* als auch *und* in der ersten Niederschrift mit der Kürzel & wiedergegeben wurden. Immerhin meint Stolt sicher zu Recht, daß zumindest die Auflösung des Zeichens & die Sprachkonvention der Lutherzeit – wenn auch vielleicht nicht Luthers eigene Sprechweise – getreulich wiedergibt (S. 144): „Die Konjunktion ist dabei sprachlich am stärksten von dem nachfolgenden Glied abhängig, *et* in noch höherem Maße als *und*“ (S. 146).

²⁵ Holford-Strevens (s.o. Anm. 5) schreibt S. 285 zu Columella VIII 1, 3 (*In villa est quod appellant Graeci ὀρνειθῶνας καὶ περιστερεῶνας*): The Greeks do not speak of „poultry-houses and dovecotes“ in one breath, but of „poultry-houses“ and „dovecotes“. Dies ist eine reichlich apodiktische Behauptung. Zumindest für die heutigen Griechen trifft sie höchstens teilweise zu: καί kann wie ein Proklitikum behandelt werden.

2. Typen der Sprachattraktion

Ich möchte vorschlagen, vier oder fünf²⁶ Typen der Sprachattraktion zu unterscheiden, die sich durch den Grad ihrer syntaktischen oder semantischen Motiviertheit unterscheiden:

A) Die spielerische Sprachattraktion. Sie ist ausschließlich pragmatisch bzw. stilistisch motiviert und in ihrem Vorkommen auf den echten Privatbrief beschränkt, mit Ausnahme des Sonderfalls von Gellius II 6, 14. Beispiel: die Attraktion der korrespondierenden Partikeln μέν – δέ bei Latein als Basissprache des Satzes. Belegt ist dieses Phänomen bei Ciceros Briefpartner Curius in F. VII 29, 1: *S. v. b., sum enim* χρήσει μέν tuus, κτήσει δέ Attici nostri. Noch bezeichnender scheint mir der Beleg Quintus Cicero (an Tiro) F. XVI 8, 1: *Nam tametsi qui veniunt* ἀκίνδυνα μέν, χρονιώτερα δέ *nuntiant*, denn hier erfolgt der „Zugriff auf den Satz“ (ein von Stolz geprägter Ausdruck) eindeutig aus lateinischer Perspektive, denn im Griechischen müßte das Verb vor dem ersten der durch μέν und δέ verbundenen Objekte stehen²⁷. Gerade bei Wörtern, die selten attrahiert werden, liegt der Verdacht auf Sprachspielerei nahe.

Im Falle des erwähnten Belegs aus Gellius II 6, 14 ist das attrahierte Wort vom Attraktor durch ein Wort der Basissprache getrennt. Bei Gellius liegt es nahe, das Streben nach *variatio* als Motiv anzunehmen²⁸ *Nam sicut „inlaudatum“* κατὰ στέρησιν *laudis, ita „inamabilem“* κατὰ *amoris* στέρησιν *detestatus est*. Bezeichnenderweise imitiert Macrobius, der Gellius oft wörtlich zitiert, ohne ihn zu nennen, seine Vorlage in diesem einen Punkte nicht (obwohl er, wie wir sehen werden, nicht selten vermeidbare Attraktionen bietet): Macrobius schreibt in Sat. VI 7, 15 *per amoris* στέρησιν.

Der Verdacht, daß hier stilistische Gründe ausschlaggebend sind, und zwar in dem Sinne, daß ein literarischer Effekt erzielt werden soll, wird zur Gewißheit, wenn wir die Reaktion von Fronto, also einem der großen Vorbilder von Gellius²⁹, auf Mark Aurels Brief

²⁶ Ohne eine gewisse Willkür geht es dabei nicht.

²⁷ Vgl. J. D. Denniston, *Greek Particles*², Oxford 1954, S. 371.

²⁸ Zu dieser Stileigenheit des Gellius s. Leofranc Holford-Strevens, London 1988, bes. S. 41.

²⁹ Gellius läßt Fronto fünfmal auftreten und immer Recht behalten (als einzigen seiner Gesprächsteilnehmer!): II, 26; XIII, 29; XIX, 8; XIX, 10; XIX, 13.

MC.I 4 sehen. Dieser Brief Mark Aurels ist eine Hausaufgabe mit dem Thema „Lob der Schlaflosigkeit“, welche der junge Kronprinz seinem gerade nicht am Hofe weilenden Rhetoriklehrer schickt. Es handelt sich also um eins der für die zweite Sophistik so charakteristischen *Enkomia adoxa*, dem Fronto in MC.I 5 hohes Lob zollt – und eins der Komplimente, die er seinem Schüler macht, betrifft das Einschalten der griechischen Zitate oder, genauer gesagt: die Art, in der Mark Aurel die Zitate zerpflückt und auf lateinische Sätze verteilt. Dies ist nun das Gegenteil von Sprachattraktion – ich möchte es „spielerische Sperrung“ nennen – aber das Ergebnis von spielerischer Attraktion und spielerischer Sperrung ist oft das Gleiche, nämlich ein ständiges Hin und Her zwischen Griechisch und Latein. Man vergleiche den Curiussatz von F.VII 29,1 mit Mark Aurels MC.I 4, 3: *non enim ille profecto εἰκοστῷ demum ἐτεῖ venisset εἰς πατρίδα γαῖαν* (statt etwa: *non enim ille venisset εἰκοστῷ ἐτεῖ εἰς πατρίδα γαῖαν*) und lese dazu Frontos Reaktion: MC.I 5, 4 (aus dem vorhergehenden Satz geht hervor, daß Fronto sich auf den eben zitierten Satz bezieht): *enimvero omnia istaec inter Graecos versus Latina ita scite alternata sunt a te et interposita, ut est ille in pyrrhicha versicolorum discursus* etc. Fronto vergleicht also einen Satz, in dem ohne jeden Grund syntaktischer und semantischer Art dauernd hin- und hergeschaltet wird, mit einem strengen Formationstanz.

B) Prosodische Attraktion. Diese ist semantisch nicht und syntaktisch allenfalls leicht motiviert. Oft dürfte es sich um ein dem Schreiber unbewußtes Interferenzphänomen handeln, was diese Form der Attraktion immer dann zu einem Problem macht, wenn ein Teil der Handschriften z. B. *καί* und der andere *et* hat wie in Ciceros Brief an Atticus II 1,3 *ut σεμνότερός τις et (QOδ καὶ) πολιτικώτερος*. Da Cicero die prosodische Attraktion von *καί* im Sinne von „und“ meidet (ich habe kein sicheres Beispiel in seinen kürzeren griechischen Wortgruppen gefunden), dürfte das *καί* einem zweisprachigen Kopisten anzulasten sein: das Griechische in Ciceros Briefen ist erstaunlich selten korrupt überliefert³⁰.

³⁰ Besonders die längeren Zitate sind gut überliefert (hier kann allerdings Kontamination durch die Primärüberlieferung der zitierten Stellen eine Rolle gespielt haben), aber auch bei den kleineren Wortgruppen gibt es erstaunlich wenig Entstel-

Im Gegensatz zu Cicero finden wir bei Macrobius die prosodische Attraktion des καί neben ihrer Vermeidung: in Sat. I 17, 11 lesen wir sowohl Ἀπολλωνοβλήτους καὶ ἡλιοβλήτους mit Attraktion als auch σεληνοβλήτους *et* Ἀρτεμιδοβλήτους ohne Attraktion. Wieso nun hat Macrobius nicht entweder systematisch attrahiert oder systematisch die Attraktion vermieden? Vermutlich weil die Attraktion von καί auch motiviert oder sogar unvermeidbar sein kann. In Comm. II 1, 24 folgt kurz nach einem unvermeidbaren καί (es gehört zu dem Namen eines Akkords) ein vermeidbares: *sunt igitur symphoniae quinque, id est* διὰ τεσσάρων, [...] διὰ πασῶν καὶ πέντε, καὶ δις διὰ πασῶν³¹.

Es ist anzunehmen, daß die Letten das deutsche „und“ zunächst ebenfalls aus prosodischen Gründen attrahierten, bevor sie es als „un“ endgültig entlehnten.

C) Semantisch motivierte Attraktion.

1) Leichte semantische Attraktion liegt z. B. vor, wenn die verbundenen Wendungen ein vollständiges Zitat sind oder sein könnten, wie bei Macrobius, Sat. I 17, 21: *novisse pro salute atque reditu suo* Ἀπόλλωνι Οὐλίῳ καὶ Ἀρτέμιδι Οὐλία.

2) Deutlich semantisch motivierte Attraktion liegt im Falle von καί z. B. vor, wenn die griechischen Begriffe laut Ansicht des Schreibers untrennbar zusammengehören: Velius Longus, Bd. VII S. 51 Keil: *mihi videtur [...] esse aliud z aliud* σίγμα καὶ δ; s. auch wenig später: *non idem est* σίγμα καὶ δ *et* z. Ebenfalls semantisch deutlich motiviert ist die Attraktion, wenn eine Wesensähnlichkeit oder gar vermutete Identität der Signifikate ausgedrückt werden soll: Macrobius, Sat. I 7, 5: *est porro idem* Κρόνος καὶ Χρόνος. In den von Holford-Strevens genannten³² Belegen ist die Attraktion zweimal ähnlich motiviert: bei Gellius XIII 25, 20 *quod bis idem* θάνατον καὶ πόρον *dixerit* (denn der von Gellius zitierte Vorwurf behauptet ja die Identität der mit καί verbundenen Begriffsinhalte) und bei Gellius XVIII 4, 10: „*stolidos*“ *autem vocant* [...] *quos Graeci*

lungen. S. hierzu M. Rothstein, Griechisches aus Ciceros Briefen, *Hermes* 67 (1932), S. 77–90.

³¹ Zu Überlieferung und Textkritik s. Holford–Strevens (s. o. Anm. 5).

³² S. o. Anm. 5.

μοχθηροὺς καὶ φορτικοὺς *dicerent*: die Begriffe bilden als Hendiadyn die Übersetzung des lateinischen Wortes *stolidus*³³.

3) Unvermeidbare semantisch motivierte Attraktion ist auch syntaktisch motiviert. Sie liegt z. B. vor, wenn das καὶ Teil eines Zahlennamens oder einer ähnlichen Verbindung ist, wie im Namen des Akkords διὰ πασῶν καὶ πέντε (da πάντα bzw. πασῶν hier den Zahlenwert Acht ausdrückt). – Die Attraktion des διὰ ist hingegen semantisch allenfalls schwach motiviert. Es ist allerdings zu fragen, ob wir in diesem Fall noch von Attraktion sprechen dürfen, s. u.

D) Syntaktisch motivierte Attraktion liegt z. B. vor, wenn die mit καὶ verbundenen Begriffe von einer griechischen Präposition abhängen, wie bei Quintilian III 6, 36: *Idem Theodorus, qui de eo an sit et de accidentibus ei quod esse constat, id est περὶ οὐσίας καὶ συμβεβηκότων, existimat quaeri*. Auch das περὶ ist aus (allerdings nicht zwingenden) syntaktischen Gründen attrahiert: *de* regiert den Ablativ (den Quintilian durch den Dativ hätte ersetzen müssen), περὶ hingegen den Genitiv. Tatsächlich werden auch zu *termini technici* erstarrte griechische Präpositionalausdrücke keineswegs immer vollständig ins Lateinische entlehnt; wenn eine lateinische Präposition denselben Kasus regiert wie die griechische, kann sie diese ersetzen. Dieser Wechsel zeigt deutlich, wie schwierig es ist, zwischen switching und borrowing zu unterscheiden, wenn eine Formel eingeschaltet wird: solange die Attraktion fakultativ ist, liegt switching vor; diesen fakultativen Charakter können wir aber nur nachweisen, wenn im selben Text die Präposition einmal übersetzt wird und einmal nicht. Ein sicheres Beispiel ist Macrobius, Sat. VI 7, 15 (s. o.; allerdings mit Sperrung); zahlreich, aber nicht beweiskräftig sind die Belege in den donatianischen Terenzkommentaren, da hier evtl. mehrere Verfasser am Werk waren. Wie auch bei Cicero ist kein Fall belegt, in der von einer lateinischen Präposition ein griechisches Nomen im Genitiv abhängig wäre³⁴; wohl aber gibt es griechische Nomina im Dativ nach lateinischen Präpositionen, die den Ablativ regieren: z. B. *cum ὑποκρίσει* (zu Andria V 4, 18) neben *ἐν ὑποκρίσει* (zu Andria II 2, 11; Hecyra III 5, 27; Phormio I 2, 81). Die Wendung *ἐν ἧθει* (ich zähle sechs Belege: zu Andria V 3, 4;

³³ Vgl. auch oben zu Fronto, MC. III 8.

³⁴ Vgl. McCall (s. o. Anm. 5), S. 10.

Eunuchus I 1, 3; Adelphoe II 2, 30 und III 2, 6; Hecyra II 1, 17 und Phormio I 2, 20) wird immer in dieser Form eingeschaltet, wohl weil *ἐν* und *in* beinahe homophon sind. Ich möchte für unsere Texte jedoch nicht die Existenz einer ausschließlich durch Homophonie und Beinahe-Homophonie motivierten Attraktion behaupten, da mir stets andere Gründe (syntaktischer und prosodischer Art) wichtiger scheinen.

E) Wie wir eben sahen, ist es von der syntaktisch motivierten Attraktion nicht weit zur Entlehnung von Formeln. Ich möchte als Zwischenstufe die durch Konvention motivierte Attraktion annehmen, kann jedoch keine sicheren Belege nennen.

3. Die Entlehnung griechischer formelhafter Wendungen als *termini technici*

Im Laufe der Jahrtausende hat sich in den europäischen Sprachen die Tendenz durchgesetzt, zu *termini technici* erstarrte Präpositional- oder Nominalkonstruktionen *in toto* zu übernehmen (*in toto* ist ein solcher Fall), ansonsten jedoch Präpositionen der Basissprache zu verwenden. Man vergleiche die Belege von Stolt³⁵ (S. 281–284) für Texte des 20. Jh. mit lateinischen Einschaltungen mit ihren Belegen aus Luthers Tischreden, S. 90 sowie 94–97 und 100–102: bei Luther können die Präpositionen, sofern sie nicht Teil eines *terminus technicus* sind, attrahiert werden oder nicht. Formeln werden ganz entlehnt. Daß es sich bei Formeln um Entlehnungen, nicht um Attraktion, handelt, zeigt m. E. TR. Nr. 574 (zitiert bei Stolt S. 101) „*Sic* wurfft *papa* die leut *ordinatione illegitima* in die kirchen, *per ἀντιπερίστασις*“. Hier liegt borrowing einer bereits gemischtsprachigen Wendung vor – es ließe sich endlos darüber streiten, ob in diesem Satz zwei oder drei Sprachen vertreten sind³⁶.

Stolt konstatiert zu Recht³⁷, daß lateinische Präpositionalgefüge in der heutigen wissenschaftlichen und schöngeistigen Literatur weit- aus häufiger eingeschaltet werden als andere Wortgruppen. Das

³⁵ S. o. Anm. 3.

³⁶ M. E. nur zwei: Frühneuhochdeutsch und Gelehrtenlatein.

³⁷ S. o. Anm. 3, S. 281–284.

Entsprechende gilt, *mutatis mutandis* (dies ist einer dieser seltenen Fälle), auch für die antike und spätantike wissenschaftliche Literatur. Für adverbiale Präpositionalgefüge mögen zunächst die unter 2.D angeführten Beispiele genügen; als einer der weit selteneren Fälle eines attributiven Präpositionalgefüges sei θεὸς ἐπὶ μηχανῆς genannt – was wir ins Deutsche mit *deus ex machina* zu übersetzen pflegen. Ich habe mir lange überlegt, ob „ins Deutsche“ hier in Anführungszeichen zu setzen wäre, aber diese Übersetzung erfüllt das Kriterium der Wirkungsäquivalenz nahezu perfekt. Bezeichnenderweise versucht Euanthius (in seiner Einleitung zu Terenz, III 2) keine Lehnübersetzung ins Lateinische: *deinde* θεοὺς ἐπὶ μηχανῆς, *id est deos argumentis narrandis machinatos*.

Diese ursprünglich attributiven Präpositionalgefüge können auch als Prädikativa bei *verba apellandi* stehen oder substantiviert werden, so vermutlich schon bei Cicero F. VII, 32, 2: *nisi acuta* ἀμφιβολία [...] *nisi ridiculum* παρὰ προσδοκίαν. Hier könnte allerdings auch *ridiculum* substantiviert sein und παρὰ προσδοκίαν attributive Funktion haben. Sichere Fälle finden sich z. B. bei Celsus III 21, 2: *Primum* τυμπανείτην, *secundum* λευκοφλεγματίαν *vel* ὑπὸ σάρκα, *tertium* ἀσκήτην *Graeci nominarunt* (es geht um die verschiedenen Formen der Wassersucht) und Euanthius II 3 ἀρχαῖα κωμωδία *et* ἐπ' ὀνόματος *dicta est*: ἀρχαῖα *idcirco* [...] ἐπ' ὀνόματος *autem, quia* [...].

Einige Präpositionalverbindungen sind univertbiert und substantiviert worden. Im Falle der Medikament- bzw. Rezeptnamen mit διά + Genitiv wird *dia* sogar zu einem produktiven Präfixoid, das Verbindungen mit lateinischen Nomina bilden kann³⁸. Es gibt jedoch einen Grund, schon für die Texte des 1. Jh. n. Chr. Entlehnung anzunehmen: das Griechische bedient sich zur Substantivierung von Präpositionalverbindungen des Artikels; dieser wird, wie wir gesehen haben, ansonsten nicht selten attrahiert, fehlt aber in allen meinen Belegen für Medikament- oder Rezeptnamen mit *dia* (unabhängig davon, ob die fraglichen Ausdrücke in griechischer oder lateinischer Schrift überliefert sind), z. B.: Celsus VI 6, 13 *Fit quoque proprie ad haec quod dia libanu vocatur*; VI 6, 16 C: *Hoc collyrium, quia cornu habet, dia tu ceratos nominatur*; VI 6, 33: *quod dia crocu vo-*

³⁸ Z. B. *diaperna* = „Zubereitung mit Schinken“, vgl. Alexander Souter, *A Glossary of Later Latin*, Oxford 1949, s. v.

cant; Columella XII 42: *Compositio medicamenti ad tormina, quod vocatur* διά ὀπώρας. Durch die Nichtattraktion des Artikels entstehen Wendungen, die Strukturparallelen im Lateinischen haben; vgl. Cicero, Phil. 13, 10, 22: *nec pro praetore, Caesarem* (scil. *vocat*).

Etwas anders verhält es sich mit den Namen der Akkorde, von denen bereits wiederholt die Rede war. In attributiver Funktion finden wir die Präpositionalverbindung noch bei Plinius dem Älteren II 84: *ita septem tonis effici quam* διά πασῶν ἁρμονίαν *vocant*³⁹. Der bestimmte Artikel erscheint bei Gellius III 10, 13 *quod ipsi appellant* τὴν διὰ πασῶν συμφωνίαν. Macrobius hat neben der volleren Form⁴⁰ auch die abgekürzte: Comm. II 1, 18: *quae dicitur* διὰ πασῶν καὶ διὰ πέντε.

Noch in Keplers Zeit ist neben der üblicheren unverbirrten Form in lateinischen Lettern auch die Schreibung in griechischen Lettern akzeptabel: Kepler, *Harmonice mundi* III 5, S. 134 Kaspar: *Eadem de causa Graeci appellant hoc intervallum* Διὰ τεσσάρων *quod latinis etiam litteris exprimimus, usitato modo scribentes Diatessaron*.

Besonders aufschlußreich ist die Entwicklung von διά πασῶν, also dem Namen des Oktavakkords. Noch in mitttelenglischen Texten findet sich das unverbirrte *diapason* in dieser Bedeutung; im heutigen Englisch bezeichnet *diapason* die verschiedensten musikalischen Begriffe, aber nicht den Oktavakkord⁴¹. Im heutigen Französisch ist *diapason* (außer in einigen recht häufigen idiomatischen Wendungen) nur als Bezeichnung für den Kammerton und die Stimmgabel üblich.

4. Partitiver und pertinentiver Genitiv als Subjekts- und Objektskasus

Soweit ich sehe, ist in den lat. Texten der griechische partitive Genitiv im strengen Sinne nur in der Abhängigkeit von Nomina oder Pronomina belegt; in Abhängigkeit von einem griechischen

³⁹ Die Handschriften haben statt ἁρμονίαν die lateinische Form bzw. Transkription. Die Transkription *armonian* mit Fehlen des Spiritus in einem Teil der Überlieferung läßt m. E. auf Benutzung der griechischen Schrift im Archetypus schließen.

⁴⁰ S. o. S. 182.

⁴¹ Vgl. *diapason* in: H. W. Fowler/F. G. Fowler/R. E. Allen, *The Concise Oxford Dictionary of Current English*⁸, Oxford 1990 (fünf verschiedene Bedeutungen, davon eine unterteilt).

Pronomen bei Cicero, Att. IX 4, 3: τῶν προῦργου τι *delibero*. Der sogenannte pertinentive Genitiv, der die Zugehörigkeit zu einer Menge ausdrückt und so als Kategorie dem Partitiv zumindest enger verwandt ist als dem Possessiv⁴², ist hingegen öfter belegt, wobei er spätestens bei Donat und Charisius nicht mehr richtig analysiert wird.

Vom Standpunkt der griechischen wie auch der lateinischen Syntax völlig korrekt ist Cicero, Att. X 1, 3: *Est magnum et* τῶν πολιτικωτάτων σκεμμάτων (mit dem Pertinentiv als Subjektskasus) und Plinius d. Ä. in der Widmung der N. H. an Vespasian, § 14: *iam omnia attingenda quae Graeci* τῆς ἐγκυκλίου παιδείας *vocant* (mit dem Pertinentiv als Objektskasus). Dieses Syntagma ist jedoch wenig produktiv und beschränkt sich auf *termini technici*:

A) τὰ μέσα⁴³

- 1) τὰ μέσα als Bezeichnung der grammatikalischen Kategorie „Medium“:

„Donat“ zu Eunuchus II 2, 6: „ornatus“ τῶν μέσων *est* und zu Phormio III 1, 5 *quia* „potiri“ τῶν μέσων *fuit*.

- 2) τὰ μέσα als Bezeichnung der stoischen Indifferentia:

Censorin 1, 2: *huius modi sita in lubrico bona malave per se non esse, sed* τῶν μέσων, *hoc est bonorum malorumque media censer* und – mit der seltenen⁴⁴ Attraktion der Kopula – Ulpian in Digesten

⁴² In beiden Fällen handelt es sich um Teilmengen.

⁴³ Die Formen des Adjektivs μέσος können als Paradebeispiel dafür gelten, wie spezialisierte Bedeutungen gängiger und ohne weiteres übersetzbarer polysemer Wörter nicht entlehnend übersetzt, sondern direkt entlehnt werden. Außer τὰ μέσα (im Lateinischen zwei Bedeutungen) ist *mesa* zu nennen (dorische Dialektform), was eine Art Hanffaser bezeichnet: Plinius, NH. XIX 174: *laudatissima est e medio quae mesa vocatur*; nicht zu verwechseln mit dem aus dem Attischen entlehnten *mese* (Ausdruck aus der Proportionenlehre): Kepler, *Harmonice Mundi*, Def. XV, S. 23 Kaspar: *Haec linea dicitur Mese, quia est media proportionalis* etc., was außerdem die Note A bezeichnen kann (Vitruv V 4, 5 und 5, 2).

⁴⁴ Selten nicht nur in unseren Texten, sondern überhaupt, vgl. Stolt (s.o. Anm. 3), S. 53 f.: der Sprecher bzw. Autor will deutlich machen, daß er in der Basissprache spricht.

XI 3,3: *sed persuadere* τῶν μέσων ἐστίν, *nam et bonum consilium quis dando potest suadere et malum.*

B) Ausdrücke der Kategorienlehre

Meine Belege enthalten entweder die (schon bei Aristoteles fixierten) Kurzformen oder grobe Kongruenzfehler⁴⁵.

1) Kurzform:

Caper, De Orthographia, Bd.VII S.103 Keil: *sed sit plane* τῶν πρὸς τι (scil. ἐχόντων); vgl. auch Gellius X 15,7. Charisius II, S.156 Barwick: *quae Graeci dicunt* τῶν πρὸς τι (so schon bei Aristoteles, Kategorien 7,6b: ἐστὶ δὲ καὶ τὰ τοιαῦτα τῶν πρὸς τι).

2) Präposition und Kurzform:

Quintilian V 10,78: *et vocant* ἐκ τῶν πρὸς ἄλληλα. Diese Konstruktion ist zwar sowohl im Griechischen als auch im Lateinischen nach der Regelgrammatik unzulässig, aber als Analogieschluß aus dem Griechischen erklärbar:

Pertinentiv ohne Präposition als Subjekt erlaubt

Pertinentiv mit Präposition als Subjekt erlaubt

Pertinentiv ohne Präposition als Objekt erlaubt

Quintilian postuliert (vielleicht zu Recht?):

Pertinentiv mit Präposition als Objekt erlaubt.

3) Verletzung der Kongruenzregeln.

τῶν πρὸς τι scheint als undeklinierbare Formel mißverstanden worden zu sein (evtl. von Kopisten, welche die Kasusabkürzung falsch auflösten).

a) Artikel im Genitiv – Partizip im Nominativ/Akkusativ; Numerus kongruiert:

Charisius II S.156 Barwick: *sunt his similia quae Graeci dicunt* τῶν πρὸς τι πῶς ἔχοντα

b) Weder Kasus noch Numerus kongruiert:

„Donat“, Adelphoe IV 2,37 τῶν πρὸς τι προσῆκον *dicitur*.

⁴⁵ Interessanterweise ist es gerade die Artikelsyntax, welche den Römern Schwierigkeiten zu machen scheint. Vgl. das vielzitierte „*topanta*“ (statt *ta panta* oder *to pan*), Petron, Satyricon I 37.

5. Eine verkannte Entlehnung: $\tau\acute{o}$

In metasprachlichen Zusammenhängen kann das Neutrum des bestimmten Artikels auch ins Lateinische entlehnt werden⁴⁶. Der Prozeß dürfte folgendermaßen abgelaufen sein:

A) Syntaktisch motivierte Attraktion von Präposition und Artikel, zunächst in allen Genera. Als Attraktor wirkt z. B. ein griechisches Etymon. Bei Varro gibt es noch keine sicheren Belege (die Fragmente sind wohl keine wörtlichen Zitate); zumindest bevorzugt er die puristischen Wendungen ohne Attraktion: LL.VI 96: *scalpere a σκαλεύειν*. Später (ab wann, ist nicht klar; der *terminus ante quem* ist die zweite Hälfte des 1. Jh. n. Chr.) finden sich statt des lateinischen *a/ab* diverse griechische Präpositionen (besonders $\alpha\pi\acute{o}$, das schon im platonischen Kratylos zur Angabe der Etyma üblich ist). Wenn es um griechische Etyma griechischer Wörter geht, so wirkt oft ein zitiertes griechisches Vorbild attraktionsverstärkend bzw. es liegt keine Sprachattraktion vor, sondern ein Zitat – wie bei Macrobius, Sat. I 17, 7 f. im Falle der erst fünf genannten Etymologien des Namens Apoll. Vermutlich folgt das Setzen der Grenze, an der das wörtliche Zitat beginnt, ähnlichen Regeln wie die Sprachattraktion.

1) mit $\alpha\pi\acute{o}$

Plinius d. J., Ep. II 14, 5: *Inde iam non inurbane Σοφοκλεῖς vocantur ἀπὸ τοῦ σοφῶς καὶ καλεῖσθαι*. Mit einem Substantiv: „Donat“ zu Andria I 1, 3: *ars ἀπὸ τῆς ἀρετῆς dicta est*. Sehr häufig ist die Attraktion von $\alpha\pi\acute{o}$ + Artikel bei Macrobius, Sat. I 17, 4–22; verstärkt mit $\omicron\iota\omicron\nu$ in Sat. I 15, 16; vgl. die Konstruktion mit $\omicron\iota\omicron\nu$ εἰ in Sat. V 21, 13.

2) mit $\pi\alpha\rho\acute{\alpha}$

Diese Konstruktion ist besonders bei Velius Longus recht häufig (Zeit Hadrians); z. B. Bd. VII S. 67 Keil: *nec non quidam hoc ipsum*

⁴⁶ Leider tut selbst Françoise Desbordes dieses und vergleichbare hochinteressante und keineswegs nur der Parole angehörende Phänomene mit der Bemerkung „*tics et tournures*“ ab: *La fonction du grec chez les grammairiens latins*, in: Irène Rosier (Hrsg.), *L'héritage des grammairiens latins de l'antiquité aux lumières*, Paris 1988, S. 15–26. Reno Gelsomino zählt die Wendungen $\alpha\pi\acute{o}$ τοῦ, $\epsilon\kappa$ τοῦ und $\pi\alpha\rho\acute{\alpha}$ τοῦ völlig zu Recht zu den Elementen der „*terminologia grammaticale latina*“; er irrt allerdings, wenn er $\alpha\upsilon\tau\acute{\iota}$ τοῦ ausnehmen will (s. u.): *Il greco e i grecismi di Augusto*, II, Maia 11 (1959), S. 121–131, hierzu S. 121.

distinguere arbitrantur dictum παρὰ τὸ τέγγειν; vgl. auch S. 73 παρὰ τὸ ληγεῖν. Mit Substantiv im Singular: S. 72; m. Substantiv im Plural: S. 75.

3) mit ἐκ

Diese Konstruktion scheint seltener zu sein: Macrobius, Sat. I 17, 67 gebraucht sie wohl nur aus Gründen der *variatio*, denn er schreibt ja keine grammatikalische Abhandlung.

Daneben ist auch – wieder bei Macrobius – die Konstruktion ὥς + Partizip belegt: Sat. I 17, 9 und 14.

Metasprachlicher Gebrauch außerhalb von Etymologien finden wir bei κατά: Caper Bd. VII S. 106 Keil: *In Siciliam dicendum est, non is Siciliam, κατὰ τὸ ν, non κατὰ τὸ σ, quia numquam sine n pronuntiatur.*

B) Schon früh ist die zweite Stufe der Entwicklung bezeugt: die Entlehnung der Gruppe Präposition + Artikel bei Fehlen eines griechischen Attraktors:

1) mit ἀντί

Augustus, Brief an Claudius, bei Charisius S. 271 Barwick: *Scribis enim „perviam“ ἀντὶ τοῦ „obiter“*. Weitere Belege⁴⁷ bei Charisius (II 174 vier Belege; IV 266 und 269) und „Donat“ (Hecyra, Prol. 2, 25; III 1, 31; Phormio Prol. 17 und 20; I 4, 12; II 1, 39; II 2, 12). Hier ist eine Art syntaktischer Motivation wirksam: der Wechsel zur Hilfsprache ist gleichzeitig ein Wechsel von der Sprache zur Metasprache und ersetzt die Anführungszeichen.

2) mit ἀπό

a) bei Etymologien: „Donat“ zu Hecyra IV 4, 11: *et ἀπὸ τοῦ „portus“ dictum „opportune“*

b) im Sinne von „ausgehend von“: „Donat“ zu Andria V 4, 47: *alii ἀπὸ τοῦ „scilicet“ faciunt personam.*

3) mit πρὸς

a) πρὸς τὸ hat nichtmetasprachlichen finalen Sinn: „Donat“ zu Andria II 4, 1: *πρὸς τὸ „quid agant“ auribus est opus, πρὸς τὸ „quid captent“ prudentia et sagacitate.* Diese Konstruktion ist reich-

⁴⁷ Vgl. Anm. 46 Ende.

lich elliptisch; in Anbetracht des Kontextes würde ich übersetzen:
„um herauszufinden“

b) πρὸς τὸ heißt „ist die Antwort auf“, oder „als Antwort auf“. In diesem Sinne sehr häufig bei „Donat“; so zu Eunuchus III 5, 11 (zweimal); Adelphoe I 2, 38; III 3, 78; 4, 12; Hecyra, Prol. II 35 (dreimal) etc. Diese Wendung ist bei „Donat“ so häufig, daß die Herausgeber sie ohne Bedenken konjizieren konnten: so Stephanus zu Phormio I 4, 13 und Westerhof zu I 4, 14 (RC. lassen hier ein Fenster).

C) Attraktion von τὸ statt „*illud*“ im Sinne von „das Wort“, „die Wendung“, „die Äußerung“. Der erste Beleg findet sich an überraschender Stelle: bei dem Sprachpuristen Seneca; allerdings in einem Kontext, in dem er die Ausdrucksarmut der lateinischen Sprache beklagt: EM. 58, 1–7; in 7 heißt es schließlich: *Magis damnabis angustias Romanas, si scieris unam syllabam esse quam mutare non possum. Quae sit haec quaeris?* τὸ ὅν. Die Silbe, die Seneca nicht übersetzen kann, ist natürlich ὅν (weil *esse* im klassischen Latein kein Partizip mehr hat); τὸ könnte Seneca mit „*illud*“ übersetzen. Warum attrahiert er also τὸ? Ich hatte zuerst gemeint: weil τὸ ὅν eng zusammengehört; weil der Artikel das Partizip substantiviert. Aber wenn diese Erklärung ausreichte, warum spricht Seneca von einer unübersetzbaren Silbe und nicht von zwei? Wahrscheinlich deshalb, weil τὸ im oben angegebenen Sinn in der lateinischen Grammatikersprache ohne Bedenken attrahiert werden konnte. Der erste sichere Beleg steht nämlich in der zwar scherzhaften, aber stilistisch vollkommen ausgefeilten Hausaufgabe MC. I 4. In § 7 zitiert Mark Aurel Kallimachos und nimmt die letzten beiden Wörter des Zitats mit den Worten auf: τὸ „ὅτ’ ἠντίασεν“ *vides quale sit, scilicet ambulanti obviam venisse Musas* = „Du siehst, was die Wendung ὅτ’ ἠντίασεν bedeutet, nämlich daß ihm, als er vor sich hin ging, die Musen entgegentraten.“ Hingegen schreibt Mark Aurel in § 4, *Nam illud πασσυδίη, quod illum decepit*, wohl weil *illud* hier kataphorisch ist.

D) Entlehnung von τὸ in die grammatikalische Fachsprache im Sinne von „das Wort“, „die Wendung“, „die Äußerung“. N. B.: das griechische Artikelsystem wird nicht entlehnt, nur τὸ in einer speziellen Bedeutung – in allen Kasus des Singular, auch dann, wenn

die Grapheme nicht neutral sind. Die neutrale Graphemgruppe TO wird von den Kopisten natürlich oft mißverstanden; so oft und so sehr, daß ich mich hier auf einige Bemerkungen beschränken muß: als Imperativendung, als *tot* oder Form von *totus*, als *tu* oder *te* usw. finden wir TO; τό ist glücklicherweise oft genug einwandfrei bezeugt, so daß die Herausgeber den Text problemlos heilen können; z. B. bei Caper Bd. VII S.96 Keil: „*Tunc*“ *temporis adverbium est*, „*tum*“ *ordinis*. τοῦ „*tunc*“ *antitheton est* „*nunc*“, τοῦ *vero* „*tum*“ *antitheton est* „*cum*“. Sicher überliefert ist τῷ bei Charisius (da das Omega kein neutrales Graphem ist, was diese Form am ehesten vor Verwechslung durch Kopisten geschützt hat): II 229 Barwick: *Item* „*etsi*“, *ut ait Julius Romanus*, ἀνακόλουθον *est*, *quotienscumque* τῷ „*etsi*“ *non reddimus* „*tamen*“. Gut überliefert ist auch τό in „Donat“, Andria IV 5,9 τὸ „*sic*“ und Hecyra III 3,41: τὸ „*et*“ (so in allen HSS.).

Kurzum, wir haben es hier mit einem sehr weiten Feld zu tun, bei dessen Bestellung Textkritik und Linguistik eng zusammenarbeiten müssen. In einem folgenden Artikel möchte ich zeigen, wann die Römer Sprachattraktion vermeiden.

Schulgasse 14,
A-6162 Mutters

Otta Wenskus

Die Syntax der *uerba uestiendi* im archaischen Latein¹

0. Einführung

Das Studium der durch das Prädikat bedingten Einschränkungen bezüglich der Verteilung der von ihm abhängigen Elemente ist eine geeignete Methode für die Aufstellung von syntaktischen und semantischen, aber auch von pragmatischen Bedingungen für das jeweilige Prädikat. Das Ziel der vorliegenden Arbeit besteht darin zu diskutieren, in welcher Art und Weise das Studium der syntaktischen und semantischen Einschränkungen bei drei *uerba uestiendi* sich als ausreichend für die Aufstellung eines semantischen Systems erweist, in dem jedes Verb entsprechend der von ihm erbrachten Information eine spezifische und komplementäre Stellung einnimmt.

Die vorliegende Arbeit analysiert drei Verben, die den Vorgang des Ankleidens ausdrücken (*induere*, *uestire* und *ornare*). Wir werden die semantische Komplementierung, insbesondere die Argumente „Kleidungsstück“ und die Adverbien, studieren und dabei folgende Aspekte berücksichtigen:

1. Welche Art von Information wird über den Vorgang des Ankleidens erbracht und welche Aspekte sind in dieser Information am relevantesten (i.e. „Was wird getragen?“, „Wie ist die Person gekleidet?“).
2. Ist ggf. eine Verteilung oder Tendenz² zu einer Verteilung entsprechend der gegebenen Information zu verzeichnen?

¹ Diese Studie wurde während eines Studienaufenthalts (1991) im „Klassiek Seminarium“ der Universität Amsterdam angefertigt. Ich möchte hier den Herren Professoren H. Pinkster, A. M. Bolkestein und R. Risselada meinen herzlichsten Dank für das gezeigte Interesse bei der Diskussion einiger Aspekte dieser Arbeit aussprechen. Ebenfalls gilt mein herzlichster Dank Herrn Professor J. de la Villa von der Universidad Autónoma de Madrid für seine Bereitschaft, die Vorarbeiten zu dieser Studie zu lesen. Desweiteren danke ich der Übersetzerin Kristin Naupert für die geleistete Arbeit.

² Bezüglich der Wichtigkeit der Tendenzen vgl. Bolkestein 1985: 199. Wenn wir einen fiktiven Satz mit Sternchen (*) kennzeichnen, wollen wir damit nicht aus-

Wir werden hauptsächlich die Daten des archaischen Lateins behandeln; nur in dem Fall, in welchem das *corpus* des archaischen Lateins nicht genügend Material erbringt, werden wir Bezug auf das klassische Latein nehmen, aber immer nur dann, wenn sich der Gebrauch nicht erheblich vom archaischen entfernt.

Unsere Arbeit ist wie folgt gegliedert: Unter Punkt 1 erläutern wir kurz die Verben, die unser Studienobjekt darstellen. Unter Punkt 2 behandeln wir syntaktische Probleme wie Argumente, wobei wir unser Augenmerk besonders auf Verbindungen mit Perfektpartizipien richten, und adverbiale Formen in einer detaillierten Analyse. Unter Punkt 3 werden wir vier Verteilungstypen untersuchen: Relativsätze, *ut* mit *uerbum uestiendi* als Ausdruck der Art und Weise des Gekleidet-Seins, das Frage-/Antwort-Kriterium und Ausrufesätze. Abschließend, unter Punkt 4, verzeichnen wir die aus der Studie gewonnenen Ergebnisse.

1. *Die Verben des Ankleidens*

Wir werden zuerst die zwei Verben untersuchen, die den Akt des Ankleidens am präzisesten ausdrücken: *induo* und *uestio*, eine denominative Formation von *uestis* (Ernout-Meillet s.v.; Potthoff 1992: 215–219). Wir werden in dieser Studie andere Verben, die sich auf spezifischere Arten des Ankleidens beziehen wie *amicio*, *cingo* oder *uelo* (García-Jurado 1995: 15–20), nicht berücksichtigen.

Desweiteren bleibt anzumerken, daß vor allem in der Komödie noch ein drittes Verb vorkommt, welches weder etymologisch noch durch seine Grundbedeutung mit den *uerba uestiendi* verbunden ist, aber dennoch unter ihnen eine bedeutende Stellung einnimmt: *orno*. Seine Funktion besteht darin, eine spezielle Art des Ankleidens auszudrücken, welche sich nicht unbedingt auf „herausputzen“ beschränken muß. Es ist beispielsweise möglich, dieses Verb mit der Bedeutung „verkleidet sein“ vorzufinden (García-Jurado 1992: 132–136):

drücken, daß dieser Satz unkorrekt ist, sondern daß er so nicht dokumentiert ist. Mit zwei Sternchen (**) wollen wir ausdrücken, daß die Chancen eines eventuellen Gebrauchs, hinsichtlich des syntaktischen oder semantischen Verhaltens der Verben, minimal sind.

*nunc ne hunc ornatum uos meum admiremini,
quod ego huc processi sic cum seruili schema:
ueterem etque antiquam rem nouam ad uos proferam
propterea ornatus in nouum innessi modum* (Pl. *Amph.* 116–119).

Aus diesem Grund ist *orno* nicht nur ein Verb, das in Verbindung mit Schmuck und Verzierung Anwendung findet, sondern auch in Verbindung mit speziellen Arten des Ankleidens verwendet wird, was sich aus verschiedenen Ursachen ergibt:

- unpassende Bekleidung: *uir ornatus ut mulier*.
- neumodische Bekleidung: *ornatus in nouum innessi modum*.
- Bekleidung mit großem Pomp: *basilice, digne ornatus*.
- Kostümierung, Verkleidung: *in peregrinum modum ornatus*.

Diese drei *uerba uestiendi* (*induo*, *uestio* und *orno*) können in ähnlichen Kontexten auftreten:

uiden ueneficam?
.-sed *uestita, aurata, ornata ut lepide, ut
concinne, ut noue* .-quid erat *induta*? (Pl. *Epid.* 221–223)

mediocriter uestitam ueste lugubri (...) *sine auro; tum ornatam ita uti ornantur sibi* (Ter. *Hau.* 286–288)

Wir werden hier keine Wortfeldstudie durchführen, sondern nur die Verben untersuchen, die den Grundinhalt des Bekleidungsakts ausdrücken. Unserer Ansicht nach besteht die Möglichkeit, *induo*, *uestio* und *orno* als lexikalische Varianten eines semantischen Systems, welches die Verben dem erforderlichen Informationsgehalt entsprechend verwendet, zu beschreiben. Demzufolge ist es notwendig, an erster Stelle eine vollständige Revision der syntaktischen Daten, die für die lexikalische Auswahl unabdingbar sind, vorzunehmen.

2. Syntaktische Daten (Lyons 1977: 488–450)

Induo, *uestio* und *orno* weisen verschiedene syntaktische Unterschiede auf, die für ihre Semantik von Bedeutung sind. Wir werden den Einsatz von Argumenten bei *induo*, der sich von dem bei *uestio* und *orno* unterscheidet, vor allem in bezug auf die jeweiligen Per-

fektpartizipien und in Zusammenhang mit einigen besonderen Umständen bezüglich der Adverben aufzeigen:

2.1. Argumente der Verben

Die syntaktischen Unterschiede im Fall von *induo* zwischen archaischem und klassischem Latein scheinen relevant zu sein. In Übersicht I stellen wir die Argumentanalyse der drei Verben dar:

Übersicht I

INDVO

a. *induo* Nom. (Person) Akk. (Kleidungsstück) / *induitur* Nom. (Kleidung)
indutus Nom. (Person) Akk. (Kleidungsstück)

b. - - -

indutus Nom. (Person) Abl. (Kleidungsstück)

VESTIO

uestio Nom. (Person 1) Akk. (Person 2) / *uestitur* Nom. (Person 2)
/ *uestitus* Nom. (Person 2)

ORNO

orno Nom. (Person 1) Akk. (Person 2) / *ornatur* Nom. (Person 2)
/ *ornatus* Nom. (Person 2)

Beispiele:

INDVO

a. *loricam induam* (Pl. *Cas.* 695) / *quasi pueri qui nare discunt scirpea*
induitur ratis (Pl. *Aul.* 595)
quid erat induta? (Pl. *Epid.* 222)

b. - - - - -

supparo si induta sum (Afran. *com.* 122)

VESTIO

uir te uestiat (Pl. *Cas.* 821) / *uestiri in foro* (Cato *Mor.* 2)
tam maestiter uestitas (Pl. *Rud.* 265)

ORNO

hominem exornauit (Pl. *Ps.* 1207) / *is homo exornetur* (Pl. *Trin.* 767)
ita sum ornatus (Pl. *Trin.* 857)

Man kann sofort feststellen, daß *induo*, sichtbar oder auch nicht, nur zwei Argumente im archaischen Latein aufweist: ein Argument „Person“ und ein Argument „Kleidungsstück“, *uestio* und *orno* jedoch haben jeweils zwei obligatorische Personenargumente. Diese beiden Verben können ein drittes fakultatives Argument (Kleidungsstück) in Ablativform aufweisen:

mediocriter uestitam ueste lugubri (Ter. *Hau.* 268)
at uides me ornatus ut sim uestimentis uuidis (Pl. *Rud.* 573)

Abschließend bleibt anzumerken, daß ein Modaladverb mit *uestio* und *orno* erscheinen kann, insbesondere mit den jeweiligen Perfektpartizipien (siehe *infra*):

tam maestiter uestitas? (Pl. *Rud.* 265)
exornatu's basilice (Pl. *Per.* 462)

Induo im Gegenteil erfordert immer ein obligatorisches Argument „Kleidungsstück“, sowohl in Akkusativ- als auch in Ablativform (der letztgenannte Gebrauch ist nur in Verbindung mit Perfektpartizipien dokumentiert):

induo_a: *indutus pallam* (Pl. *Men.* 511)
induo_b: *supparo si induta sum* (Afran. *com.* 122)

Wie zu sehen ist, gibt es zwei lexikalische Einträge für *induo* (*induo_a* + Akk. Kleidungsstück und *induo_b* + Abl. Kleidungsstück). Wir haben jedoch im archaischen Latein keine Reste der syntaktischen Konstruktionen, die im klassischen Latein für *induo* geläufig sind, finden können:

- a. *induo uestem tibi*
- b. *induo te ueste* (aber *indutus est ueste*)
- c. *induor uestem*

Erst in Cicero (nur Konstruktion a.) und Vergil (a., b. und c.) erscheinen diese erstmalig:

- a. *cui* (sc. Herculi) *cum Deianira sanguine Centauri tinctam tunicam induisset inhaessitque ea uisceribus, ait ille* (...) (Cic. *Tusc.* 2, 20)
harum unam iuueni supremum maestus honorem induit (Verg. *A.* 11, 76–77)
- b. *tum pater Anchises magnum cratera corona induit, impleuitque mero* (Verg. *A.* 3, 525–526); *indue me Cois* (Prop. 4, 2, 23)
- c. *loricam induitur* (Verg. *A.* 7, 640)³

³ Siehe Flobert 1975: 476 und Coleman 1975: 124: „To Greek influence we can with Löfstedt (1959.94) attribute the extension of the construction to finite verb forms, e.g. *galeam ... induitur* (Vg. *Aen.* 2, 392–3)“.

Nach unserer Auffassung ist es nicht sicher, daß *induo* all seine syntaktischen Gefüge bereits im archaischen Latein in der Art und Weise entwickelt hat, in welcher wir diese in der klassischen Literatur vorfinden (*induo tibi uestem* und *induo te ueste*). Es wäre demnach interessant zu untersuchen, was bei den anderen beiden Verben mit Doppelergänzung vorgeht (Lemaire 1983). Aus diesem Grund werden wir die syntaktischen Charakteristika nur so, wie sie im archaischen Latein auftreten, berücksichtigen (Übersicht I). In diesem Sinne erweist sich eine komplette Studie der Perfektpartizipien aufgrund ihres gehäuferten Auftretens im archaischen Latein als notwendig (*induo* 4/*indutus* 11; *uestio* 4/*uestitus* 6; *orno* 8/*ornatus* 18). Außerdem können wir gerade beim Partizip *indutus* zweifelsfrei zwei lexikalische Einträge im archaischen Latein vorfinden (*indutus_a* und *indutus_b*). Der Unterschied zwischen *indutus* und den anderen beiden Partizipien ist erheblich, wie aus Übersicht II zu entnehmen ist:

Übersicht II

	<i>indutus</i>	<i>uestitus</i>	<i>ornatus</i>
Absoluter Gebrauch	-	+	+
+ Akk. Kleidungsstück	+	-	-
+ Abl. Kleidungsstück	+	+	+
+ Adverb	-	+	+

Die Übersicht II verdeutlicht folgende Umstände:

a. Es ist zu sehen, daß *uestitus* und *ornatus* ohne jegliche Ergänzung vorkommen können:

quid? ubi ero exornatus quin tu dicis quid facturū'sim? (Pl. *Mil.* 1183)

Indutus haben wir jedoch nicht ohne Argument Kleidungsstück⁴ verzeichnen können⁵:

⁴ Im späten Latein können einige absolute Verwendungen von *indutus* (Pers. 3, 106 *capite induto* und Plin. *Ep.* 6, 16, 20 *corpus inuentum integrum inlaesum opertumque, ut fuerat indutus*) vorgefunden werden (García-Jurado 1995: 42–43).

⁵ Weder im klassischen noch im späten Latein haben wir Verbindungen von *indutus* mit Adverbien finden können.

*****homo indutus est***

Dieser Umstand steht in Beziehung zu b.:

b. *Indutus* hat obligatorisch ein Argument Kleidungsstück aufzuweisen, welches normalerweise im Akkusativ (achtmal), und seltener (dreimal) im Ablativ steht (dieser Fall tritt weder bei Plautus noch bei Terenz auf):

indutus_a: homo indutus est uestem

indutus_b: homo indutus est ueste

Wir möchten hierbei hervorheben, daß das einzige Merkmal, das *indutus* mit *uestitus* und *ornatus* gemein hat, seine sporadische Ergänzung mit einem Ablativ ist:

indutus_b ueste lugubri

uestitus ueste lugubri

c. *Indutus* stimmt jedoch weder mit *uestitus* noch mit *ornatus* in deren starker Tendenz zu einer Kombination mit Modaladverbien (Vester 1983: 67–68) o. ä. überein, so wie aus Übersicht III ersichtlich wird:

Übersicht III

	Ablativ	+ Adverb
<i>uestitus</i>	1*	6*
<i>ornatus</i>	4	13
<i>indutus_b</i>	3	0

**mediocriter uestitam ueste lugubri* (Ter. Hau. 286)

Es muß darauf hingewiesen werden, daß die Modaladverbien mit den Ablativen (Kleidungsstück) in Beziehung stehen und daß sich beide ohne Unterschied mit *uestitus* und *ornatus* verbinden können:

– *uaria ueste ornatus* (Ter. Eu. 683)

– *uarie ornatus* (Ov. Fast. 309)

Aber *indutus* + Abl. impliziert in keinem Fall eine alternative Kombination mit einem Adverb:

– *indutus_b uaria ueste indutus*

*****uarie indutus***

Daraus folgt, daß *indutus*_b, obwohl es die gleiche Ergänzung (Ablativ „Kleidungsstück“) wie *uestitus* oder *ornatus* aufweist, derselben Einschränkung bezüglich der Adverben wie *indutus*_a unterliegt. Demzufolge scheint sich *indutus*_b + Abl. eher der Verbindung *indutus*_a + Akk. als *uestitus* oder *ornatus* + Abl. zu nähern, obwohl die Komplementierungsform mit den beiden letztgenannten übereinstimmt.

Aus den wenigen im archaischen Latein zu findenden Beispielen können wir schließen, daß sich *indutus* + Abl. funktionell nicht von *indutus* + Akk. unterscheidet.

2.2. Modaladverben und Gleichartiges

Wie aus 2.1. ersichtlich geworden ist, stimmen *uestitus* und *ornatus* in ihren syntaktischen Merkmalen überein und verbinden sich hauptsächlich mit Modaladverben. Wir werden aus diesem Grund die *circumstantial information* (Lyons 1977: 497), die durch die Adverben und andere gleichartige Elemente erbracht wird, prüfen, um so einen semantischen Unterschied zwischen *uestio* und *orno* festzustellen. Alle Adverben, die wir finden konnten, haben entweder modalen oder intensivierenden Charakter, weshalb wir sie konventionell in semantische Gruppen, entsprechend der durch sie bezeichneten Art und Weise des Bekleidungsakts, einordnen:

Mit *uestio*:

- Anständig oder passend gekleidet sein:

uestiri in foro honeste mos erat (Cat. Mor. 2),
candide/uestitus (Pl. Cas. 767–768).

- Ärmlich gekleidet sein:

mediocriter uestitam ueste lugubri (Ter. Hau. 286),
tam maestiter uestitas? (Pl. Rud. 265).

Mit *orno*:

- Anständig oder passend gekleidet sein:

quam digne ornata incedit, hau meretricie! (Pl. Mil. 872)

- Unanständig oder unpassend:

quam digne ornata incedit, hau meretricie! (Pl. Mil. 872),
qui propter mulierum cupiditatem ut mulier est ornatus
(Gracch. orat. 58).

– Fein oder prächtig:

ornatam adduce lepide in peregrinum modum (Pl. Per. 168),
basilice exornatus cedit et fabre ad fallaciam (Pl. Poe. 576–577),
satis nunc lepide ornatam (Pl. Poe. 297),
sed uestita, aurata, ornata ut lepide, ut concinne, ut noue (Pl. Epid. 222),
eugae, eugae! exornatu's basilice (Pl. Per. 464).

– Ärmlich:

male perditu', pessume ornatus eo (Pl. Au. 721).

– Neumodisch oder besonders:

ornata ut lepide, ut concinne, ut noue! (Pl. Epid. 222),
propterea ornatus in nouom incessi modum (Pl. Amph. 119;
is homo exornetur graphice in peregrinum modum (Pl. Trin. 767),
ornatam adduce lepide in peregrinum modum (Pl. Per. 159),
itaque eam huc ornatam adducas, ex matronarum modo
(Pl. Mil. 791),
basilice exornatus cedit et fabre ad fallaciam (Pl. Poe. 577).

– Ausreichend oder sehr⁶ gekleidet:

pro erili et nostro quaestu satis bene ornatae sumus (Pl. Poe. 285),
si pulcrast, nimi ornatast (Pl. Mos. 292),
orna me, abduc, duc quantum potest (Ter. Eu. 377).

Diese Analyse macht verschiedene Tendenzen deutlich, auf die hingewiesen werden sollte:

⁶ In Verbindung mit den Schwierigkeiten hinsichtlich der Unterscheidung von Modal- und intensivierenden Adverbien siehe Pinkster 1972: 50–51.

- a. *Orno* weist all die adverbialen Verwendungen auf, die wir auch bei *uestio* vorfinden, und andere, die insbesondere den speziellen Charakter des Kleidungsstücks unterstreichen, was sich auf dessen Pracht, Pomp etc. beziehen kann. Obwohl beide Verben die Art und Weise des Ankleidens ausdrücken können, kann nur *orno* den speziellen Charakter des Vorgangs bezeichnen.
- b. Wir stellen fest, daß *orno* sich ebenfalls mit den sogenannten intensivierenden Adverbien (*satis*, *nimis*) verbindet.

Desgleichen ist darauf aufmerksam zu machen, daß ein klarer Quantitätsunterschied zwischen den Adverbien, die sich mit *uestitus* verbinden und jenen, die mit *ornatus* kombinieren, existiert. Die einzige lexikalische Verteilung könnte also diejenige sein, die die Mengenadverbien bei *ornatus* anbelangt.

Daraus schlußfolgernd können wir feststellen, daß aus den syntaktischen Daten die obligatorische Zuordnung von *induo* zu einer Ergänzung „Kleidungsstück“ hervorgeht und andererseits *orno* und *uestio* normalerweise mit Modaladverbien vorkommen. Unserer Meinung nach kann ein semantisches System aufgestellt werden, in dem *induo* eine Tendenz zum Ausdruck der Information aufweist, die den Typ des Kleidungsstücks betrifft, während *uestio* und *orno* die Information erbringen, die sich auf die Art und Weise des Ankleidens bezieht:

optime uestitus, pallam inauratam indu(c)tus
(*Rhet. Her.* 4, 60).

3. Beispiele zur Verteilung (*induo* // *uestio* / *orno*)

Entsprechend der erforderlichen Information können Verteilungen dieser Verben in einigen konkreten Satztypen vorkommen. Wir betrachten hier vier charakteristische Beispiele:

- 3.1. Relativsätze (Attributsätze), in denen die Anapher ein Kleidungsstück ist.
- 3.2. *Vt* mit einem *uerbum uestiendi*, welches Modus ausdrückt.
- 3.3. Fragen und Antworten in bezug auf die Bekleidung.
- 3.4. Ausrufesätze.

3.1. *Relativsätze in bezug auf ein Kleidungsstück, welches die Anapher darstellt*

Wir werden die Verteilung der *uerba uestiendi* in den Fällen untersuchen, in denen dieses Teil eines Nebensatzes sind, in dem das Kleidungsstück die Anapher ist. Es sind wenige Texte im archaischen Latein zu finden und nur einer ist eindeutig:

hoc quod induta sum (Pl. *Rud.* 207)

Wenn wir jüngere Beispiele untersuchen, kann festgestellt werden, daß, wenn die Anapher des Relativpronomens ein Kleidungsstück ist, *induo* das Verb ist, welches mit einem Akkusativobjekt vorkommt:

quem (anulum Gyges) ut detraxit, ipse induit (Cic. *Off.* 3, 38),
habes somnum imaginem mortis eamque cotidie induis (Cic. *Tusc.* 1, 92),
quidlibet indutus (Hor. *Ep.* 1, 17, 27–29),
ingenii quod sibi uictor induerat spectetur (Liv. 9, 18, 3),
Quas induat ille, /festinat uestes, iam quas, ubi uenerit ille, ipse gerat (Ov. *Met.* 11, 574–576),
loricam tamen quam raro induebat amicis orantibus sumpsit (Curt. 4, 6, 14),
Abscisa ergo ueste, quam induta erat, lugubrem sumpsit (Curt. 10, 5, 19),
hunc animum, quem saepe induunt generosae indolis iuuenes (Sen. *Ep.* 71, 19, 2),
argentum succedit aliquando et auro luxu feminarum plebis compedes sibi facientium, quas induere aureas mos tristior uetet (Plin. 33, 152),
thalamos excussaue uincla quos aussae/induere (VI. Fl. 2, 398–399).

Diese Tendenz bestätigt sich sogar dann, wenn das Relativpronomen im Ablativ steht:

galeam ante pedes proiecit inanem, /qua ludo indutus belli simulacra ciebat (Verg. *A.* 5, 673–674),
hanc uestem qua indutus sum (...) (Curt. 5, 20).

Dementsprechend kann die Tendenz bezüglich der Relativsätze

wie folgt formuliert werden: Wenn das Kleidungsstück der Grundinhalt der Information ist, dann wird *induo* bevorzugt verwendet⁷:

- *uestis ... quam induta es,*
- *uestis ... quam induisti,*
- *uestis ... qua induta es,*
- **uestis ... qua uestita/ornata es.*

3.2. *Ut mit einem uerbum uestiendi (modaler Charakter)*

Wir haben alle *ut*-Sätze, wie beispielsweise Kompletiv-, Konsekutiv- und Komparativsätze (Ernout-Thomas 1964: 299–230; Rubio 1982: 301–317), gemeinsam betrachtet. Einzig und allein *orno* und *uestio* haben wir mit *ut* vorgefunden. Außerdem muß darauf hingewiesen werden, daß *orno* das Verb ist, welches hauptsächlich in den Sätzen anzutreffen ist, die sich auf die Art und Weise der Bekleidung beziehen:

Mit *orno*:

uides me ornatus ut sim uestimentis uuidis (Pl. *Rud.* 573),
uosmet iam uidetis ut ornata incedo (Pl. *Truc.* 467),
paenitet/exornatae ut simus (Pl. *Poe.* 283–284),
ut ille me exornauit, ita sum ornatus (Pl. *Trin.* 857),
ipsam offendimus/... ornatam ita ut quae ornantur sibi (Ter. *Hau.* 288),
qui propter mulierum cupiditatem ut mulier est ornatus (Gracch. *orat.* 58).

Mit *uestio*:

ut uestitu's, es perfossor parietum (Pl. *Ps.* 979).

Wir haben keinen Ausdruck der Bekleidungsweise mit *induo* finden können, möglicherweise aus dem gleichen Grund, aus welchem wir ebenfalls kein Beispiel in Verbindung mit Modaladverbien verzeichnen konnten:

*****ut uestem est indutus***

⁷ Möglicherweise entspricht diese Auswahl dem von Bolkestein (1985: 200) untersuchten Verhalten der Verben, die zwei verschiedene syntaktische Konstruktionen aufweisen können, wobei die Tendenz dahin geht, daß die Konstruktion bevorzugt wird, in der das Relativpronomen im Akkusativ steht.

3.3. Fragen und Antworten über Bekleidung

Es ist ausreichend bekannt, daß das Studium von Fragen und Antworten in Latein erhebliche Probleme aufgrund des Mangels an Texten für die Erstellung eines zuverlässigen Systems (Dressler 1970: 31; Pinkster 1972: 49, 103–105; Vester 1983: 42) mit sich bringt. Nichtsdestoweniger, folgende sind die Ergebnisse in bezug auf die Fragen nach der Bekleidung:

a. Wortfragen:

Nur in einem Text kommt eine Frage dieses Typs vor:

PE. *uiden ueneficam?*

EP. *sed uestita, aurata, ornata ut lepide, ut concinne, ut noue!*

EP. *quid erat induta? an regillam induculam an mendiculam?*

EP. *impluuiatam, ut istaec faciunt uestimentis nomina.*

PE. *utin impluuium induta fuerit?* EP. *quid istuc tam mirabile est? quasi non fundis exornatae multae incedant per uias* (Pl. *Epid.* 221–226).

In den Versen 223–224 kommt eine Frage nach den Kleidungsstücken vor (*Quid?*), zusammen mit einer zweiten, konkreteren Frage und schließlich der Antwort. Sowohl das Fragepronomen als auch die anderen Hinweise auf die Kleidungsstücke stehen im Akkusativ und das ausgewählte Verb ist *induo*:

Quid erat induta? .- impluuiatam

Es erscheinen keine Wortfragen mit *uestio* und *orno*:

**Quo erat uestita-ornata? .- impluuiata.*

Vestio und *orno* können jedoch in diesem Kontext mit einem anderen Informationsgehalt vorkommen:

uiden ueneficam? .- sed uestita, aurata, ornata ut lepide, ut concinne, ut noue (Pl. *Epid.* 221–222).

Obwohl *uiden ueneficam?* keine echte Frage darstellt, bezieht sich die übermittelte Information auf die Art und Weise, in der die Frau gekleidet ist⁸, und nicht auf die Kleidungsstücke an sich. Eine

⁸ In Petronius können wir eine Frage nach der Art der Bekleidung finden: „*Quare ergo*“ *inquis* „*tam male uestitus est?*“ (Petr. 83, 9).

Information dieses Typs könnte eventuell eine Frage wie **ut/quomodo erat uestita?* (siehe Pl. *Rud.* 573 *uides me ornatus ut sim uestimentis uuidis*) beantworten. Wir wissen nicht, ob eine Frage wie diese folgende Antworttypen (Pinkster 1972: 49), in Übereinstimmung mit der Affinität zwischen dem Ablativ Kleidungsstück und dem Modaladverb (vgl. 2.1.), zuließe:

**ut/quomodo erat uestita?* .

- 1. *lepide uestita erat*
- 2. *uaria ueste uestita erat*

b. Satzfragen mit *induo*:

Induo tritt in Satzfragen hinsichtlich der Bekleidung auf, um zu bestätigen, daß eine Person eine bestimmte Kleidung trägt:

utin impluuium induta fuerit? (Pl. *Epid.* 225),

PE. ... *non ego te indutum foras*

exeire uidi pallam? MEN. *uae capiti tuo!*

omnis cinaedos esse censes quia tu es?

tu med indutum fuisse pallam praedicas? (Pl. *Men.* 511–514),

PH. *Dic dum hoc rursum: Chaerea tuam uestem detraxit tibi?*

DO. *Factum.* PH. *Et eam est indutus?* DO. *Factum* (Ter. *Eu.* 707–708).

Wir haben keine Frage dieses Typs mit *uestio* und *orno* finden können:

**utin impluuiio uestita fuerit?*

Demzufolge tendiert *induo* dann zu einem Auftreten, wenn die Kleidungsstücke den Grundinhalt der Information darstellen, was sowohl für Satz- als auch Wortfragen zutrifft:

Fragen nach der Bekleidung:

- *Quid es indutus? Vestem candidam*
„Was trägst du?“ „Ein weißes Kleid“,
- *Vestem candidam indutus es? Factum*
„Trägst du ein weißes Kleid?“ „Ja“.

3.4. Ausrufesätze

Wir haben einige Beispiele von Ausrufesätzen verzeichnen können:

Quam:

quam digne ornata incedit, hau meretricie! (Pl. *Mil.* 872).

Ut:

paenitet/exornatae ut simus (Pl. *Poe.* 283–284),
uosmet iam uidetis ut ornata incedo (Pl. *Truc.* 467),
sed uestita, aurata, ornata ut lepide, ut concinne, ut noue! (Pl. *Epid.* 222).

Andere (Cf. Vairel 1975: 29–30):

lepide hercle ornatus [in]cedis ... ornatu (Pl. *Mil.* 897–899),
eugae, eugae! exornatu's basilice; (Pl. *Pen.* 462).

Die Ausrufesätze, die wir gefunden haben, betonen die Weise, in der die Person gekleidet ist (*basilice, lepide, quam digne*). Außerdem kann festgestellt werden, daß *orno* in allen Beispielen erscheint. Unserer Auffassung nach ist *uestio* nicht ausgeschlossen, aber *orno* neigt zu einem häufigeren Auftreten.

4. Schlußfolgerungen

Die Untersuchung der Verben *induo*, *uestio* und *orno* in ihrem Verteilungskontext erbringt folgende Ergebnisse für das archaische Latein:

- *Induo* hat ein obligatorisches Argument Kleidungsstück (Akkusativ oder Ablativ) und, wie es scheint, verfügt das Verb über keinerlei Kombinationsmöglichkeiten mit Modaladverbien. Im Gegensatz dazu neigen *orno* und *uestio* zu einer Verbindung mit Modaladverbien, was besonders auf *orno*, das Verb, welches am spezifischsten die Art und Weise des Bekleidens ausdrückt, zutrifft.
- Ausgehend von diesen Umständen und einigen Beispielen der lexikalischen Verteilung (3.1–4.) kann geschlußfolgert werden, daß

die Möglichkeit besteht, ein lexikalisches System mit zwei Grundtypen von Informationen aufzustellen:

- a) Information über das Kleidungsstück, das getragen wird (Was?),
- b) Information über die Bekleidungsweise (Wie?).

Diese beiden Informationstypen verdeutlichen die Verteilung der Verben wie folgt:

a) Was?	<i>induo</i>	Quid erat induta ?

	*uestio	* <i>Qua ueste erat uestita</i>
	*orno	* <i>Qua ueste erat ornata</i>
b) Wie?	<i>orno</i>	Ut erat ornata !
	uestio	
	---	<i>Ut erat uestita !</i>
	**induo	** <i>Ut erat induta uestem !</i>

Hierbei dürfen wir nicht vergessen, daß beide Informationsinhalte in Verbindung stehen, da die Art und Weise, in der eine Person gekleidet ist, von deren Kleidungsstücken abhängt. Deshalb ist es wahrscheinlich, daß pragmatische Ursachen bei der Auswahl dieses oder jenes Informationstyps eine Rolle spielen, wie z.B. unterschiedliche Perspektiven ein und derselben Aktion (Bolkestein & Risselada 1985). Der Mangel an dokumentierten Beispielen erlaubt uns nicht festzustellen, in welchem genauen Grad beide Inhalte verbunden sind, was außerdem über das für diese Studie gesteckte Ziel hinausgehen würde.

Literaturverzeichnis

- Bolkestein, A. M., 1985, Discourse and case-making: three-place predicates in Latin, in: Ch. Touratier (ed.), *Syntaxe et Latin. Actes du 2^{me} Congrès International de Linguistique Latine, Aix-en-Provence (28-31 März 1983)*, Aix-en-Provence, S. 192-225.
- Bolkestein, A. M. & Risselada, R., 1987, The pragmatic motivation of syntactic and semantic perspective, in: Bertucelli Papi & Verschueren (eds.), *The Pragmatic Perspective*, Amsterdam, S. 497-512.
- Coleman, R., 1975, Greek influence on Latin syntax, *TPhS.*, S. 101-156.
- Dressler, W., 1970, Comment décrire la syntaxe de cas en Latin?, *RPh.* 44, S. 25-36.

- Ernout, A. & Thomas, F., 1964, *Syntaxe Latine*, Paris.
Flobert, P., 1975, *Les verbes deponents latins*, Paris.
García-Jurado, F., 1992, La estructura del doble en el *Amphitruo* de Plauto y la estructura léxica *uestitus-ornatus*, *Emerita* 60, S.129-142.
–, 1995, Los verbos de «vestir» en la lengua latina (Introducción al lenguaje indumentario), Amsterdam, Hakkert.
Lemaire, M., 1983, Un aspect de l'objet en Latin, *BSL* 78, S.283-324.
Lyons, J., 1977, *Semantics II*, Cambridge.
Pinkster, H., 1972, *On Latin adverbs*, Amsterdam-London.
Potthoff, A., 1992, *Lateinische Kleidungsbezeichnungen in synchroner und diachroner Sicht*, Innsbruck.
Rubio, L., 1982, *Introducción a la sintaxis estructural del latín*, Barcelona.
Vairel-Carron, H., 1975, *Exclamation Ordre et Defense*, Paris.
Vester, E., 1983, *Instrument and manner expressions in Latin*, Assen.

Departamento de Filología Latina,
Facultad de Filología, Edificio A,
Universidad Complutense,
Ciudad Universitaria,
E-28040 Madrid
España

F. García-Jurado

Lat. *rete*

Das bisher noch immer als etymologisch unerklärt anzusetzende lat. *rēte* 'Netz (bes. Fisch- und Jagdnetz)' kann lautlich wie semantisch einwandfrei als Lehnwort einer Mittelmeerseefahrerkultur mit kanaanäischem **reθt*-, dessen Bezeugung im bibelhebräischen *rešet* 'Fangnetz (für Fischerei und Vogelfang)', ugaritisch *rθt* '(wahrsch.) dass.', den hier vorläufig vorangestellten Asterisk, wie wir im Weiteren sehen werden, überflüssig macht, angesetzt werden.

Die literarischen Zeugnisse des lateinischen Wortes beziehen sich eindeutig auf den Gebrauch bei der Jagd, der Fischerei und dem Vogelfang und auch ein metaphorischer Gebrauch in quasi-legalistischem Sinne „Falle, Tücke“ (z. B. bei einem Abkommen, Pl. *Per.* 74; Lucr. IV. 1147) beruht ähnlich wie an einigen hebräischen Stellen auf derselben Grundlage, während der die materielle Natur und Struktur des Fangnetzes in den Vordergrund setzende deutlich metonymische Gebrauch im Sinne von „schützendes Geflecht oder Gewebe“ sekundär, erst spät und auch erst vom landwirtschaftlichen Sachgebiet abgeleitet ist. Dessenungeachtet bewegen sich die in ihrer semantischen und auch lautlichen Unwahrscheinlichkeit fast ans Absurde grenzenden vorliegenden etymologischen Vorschläge gerade im Bereich des materiellen Charakters eines „Netzes“ als „lockeren“ Gewebes (soll ein Fangnetz locker sein?) und werden in die Wortfamilie von *rarus*¹ eingereiht.

Damit, daß eine lautlich und semantisch im Wesen offensichtliche etymologische Gleichung wie lat. *rēte* = kanaan. *reθt* nicht rechtzeitig erkannt wurde, hat es seine eigene Bewandnis. Erst in den zeitgenössischen Stadien der wissenschaftlichen hebräischen Lexikographie² wurde das im biblischen Text sehr häufig belegte *rešet*³ überhaupt einer Wurzel zugeordnet, und zwar dem verbalen

¹ Vgl. Walde-Hofmann, Lat. etymol. Wb.³ II, 418, 431.

² 1952 in N. H. Tur-Sinai (Torczyners) Annotation s. v. im Ben-Yehuda'schen Thesaurus totius Hebraeae (Bd. XIV, Sp. 6762 b).

³ Achtzehnmal, und nicht notwendigerweise ein Flechtwerk, sondern auch eine andersgeartete Falle beschreibend, mit Bezug auf Jagd und Fallenstellen, an zwei

(^w/_y)-*r-š* mit lautlich regulär entsprechendem aramäischen (*y*)-*r-θ*. Diese Wurzel war der traditionellen Hebraistik vornehmlich laut ihrem nachbiblisch-hebräischen, vom Aramäischen inspirierten Sinn des „Erbens“ geläufig, der jedoch eine auf das Privatrechtliche spezialisierte Bedeutung darstellt, aber dazu geführt hat, daß die an die zweihundert jeglicher juridischen Nuance entbehrenden Belege des Verbums, dessen Objekt größtenteil Boden und besonders das Land Kanaan ist, als „als Erbteil annehmen“, „eine Erbschaft antreten“ gedeutet wurden. Seiner syntaktischen und realen Kontexte entblößt und rein semantisch gefaßt, drückt aber dieses Lexem ein „Ergreifen“, „Fassen“, „den Besitz von etwas ergreifen“ (sei es erbrechtlich oder anders) aus, und die mit dem Land Kanaan verbundenen Kontexte sprechen von der verheißenen „Landnahme“ durch die nach der Wüstenwanderung dahingelangten Kinder Israels. *Rešet* ist eine vollkommen regelmäßige Verbalsubstantiv- oder Infinitivbildung der von der genannten Wurzel vertretenen morphophonologischen Klasse, welche eine femininisierende suffixale Erweiterung (-*t*) erfordert.⁴ Diese Bildung neigt besonders gerne zur Konkretisierung⁵, woraus der Übergang von *rešet* von 'das Fassen, Fangen' zu 'Fanggerät' leicht erklärlich ist.

Noch ist Phonologisches klarzustellen. *Rešet* gehört einer Klasse phonologisch einsilbischer Substantive an, deren Stamm auf eine Konsonantengruppe ausgeht: /*rešt*/ oder /*rišt*/. Wo ein solcher Stamm endungslos auftritt, wird die wortschließende Konsonantengruppe durch nichtphonologische anaptyktische und daher unbetonte Realisierung „gesprengt“: *rešet*. Diese „Sprengung“ findet aber dort nicht statt, wo die beiden letzten Stammkonsonanten identisch oder nahe verwandt sind, z. B. *g-at*, 'Kelter' (vgl. das Toponym *Geth-semane* 'Ökelterstatt') und nicht etwa *g-etet*. Es konnte nachgewiesen werden, daß dieser Vorgang vor gewissen, die Dentale

Stellen (Exodus 27.4, 5; 38.4), an denen es viermal vorkommt, zur Bezeichnung einer gitterartigen aus Kupfer gefertigten und in den Hauptopferaltar des salomonischen Tempels als „Sieb“ eingesetzten Vorrichtung, einer Art „Grill“, auf welchem offensichtlich das Fleisch des Opfertieres zwecks seiner Verbrennung aufgelegt zu werden hatte.

⁴ Es handelt sich um die in den Elementargrammatiken I^æ-*waw* oder I^æ-*yod* genannte Klasse (z. B. Inf. *šebet* 'sitzen, Sitz' von der Wurzel (^w/_y)-*š-b*).

⁵ Vgl. z. B. *d-elet* 'Türe': primär ein Verbalabstrakt der Wurzel (^w/_y)-*d-l* 'schließen' (akkad. *edēlum* mit *daltum* 'Türe').

und Apikale betreffenden Lautwandelserscheinungen stattgefunden hat, also beruht *rešet* auf „nichtgesprengtem“ **reθt*, was mit entspirantisierender Assimilation ins Lateinische oder eine demselben naheliegende Mittelmeersprache als **rett* übergegangen ist. Das letztere erhielt einen zusätzlichen silbischen wortauslautenden Vokal aufgrund des gleichen phonologischen Vorganges, der nach Nöldeke⁶ und Schwyzer⁷ zur Vermeidung „unzulässiger“ konsonantischer Wortausgänge bei der Übernahme der kanaänischen Buchstabennamen in die ägäische Welt vorliegt: βῆτα für *b-e-t*, δέλτα für **delt* (hebr. *d-ālet*), λάμβδα für **lamd* (hebr. *lāmed*) u. ä.

Diese Übernahme ist allem Anschein und phonologischer Evidenz⁸ nach nicht direkt und nicht spezifisch ins Griechische, sondern in einen allgemeineren Rahmen in eine oder mehrere mittelmeerländische Kultursprachen erfolgt, aus denen nun auch das wie andere Entlehnungen eine maritime Zivilisation widerspiegelnde lateinische *rēte*⁹ stammt und sich zu den nicht wenigen anderen Kulturwörtern derselben Schicht des lateinischen Wortschatzes gesellt.

Hebräische Universität,
IL-91905 Jerusalem

Haiim B. Rosén

⁶ Beiträge zur semitischen Sprachwissenschaft 134.

⁷ KZ. 58 (1930), S. 177–189.

⁸ Weil auch im Griechischen zulässige, aber in einer demselben im Mittelmeerbekken vorausgehenden Sprachform unzulässige Wortausgänge vermieden werden, wie der auslautende Sibilant im kanaänischem *rōš* entsprechenden ῥῶ; vgl. meine Schrift *L'hébreu et ses rapports avec le monde classique*, S. 13 f.

⁹ Zur Quantität des *e* läßt sich angesichts des Fehlens morphologisch systemisierter Parallelfälle nichts Bestimmtes aussagen, da die von uns angesetzte Gruppe **θt* von der gewöhnlichen Formulierung des Lachmannschen Gesetzes nicht „gedeckt“ wird; zu berücksichtigen ist auch, daß der hier silbenschießende Konsonant einer im Lateinischen nicht vorhandenen phonologischen Klasse, den dentalen Spiranten, angehört.

Proto-Germanic Intervocalic *X in Old English

According to a well known sound change PGmc. *X is lost between vowels in Old English (see K. Brunner, *Altenglische Grammatik*, Tübingen 1965, p. 181, § 218). As R. Anttila rightly remarked 'This is what regularity means; it is the reliable predictability of the outcomes of the later stage in terms of the total situation of the earlier stage' (*Historical and Comparative Linguistics*, Amsterdam/Philadelphia 1989, p. 61), the exact result of PGmc. *X in Old English should be predictable from its position in the Proto-Germanic word form. This is not possible if the sound change is formulated as it commonly is. Examples like PGmc. **XauXaz* > OE. *hēāh* [X] 'high' and PGmc. **teuXana* > OE. *tēōn* 'draw', 'pull' show a PGmc. *X in both cases but in the former case it is retained in Old English. PGmc. *X is lost only if the second vowel is itself retained in Old English. This means in other words that the second vowel must not be a short vowel which makes up the last unstressed vowel of the Proto-Germanic word because a short vowel in this position was dropped before the regular loss of intervocalic *X. The rule PGmc. *X > OE. Ø / V-V must be refined by the following formulation: PGmc. **νXṽ(z)* > OE. *νh*[X]#. Another interesting relative chronology is revealed by the example PGmc. **feXu* > OE. *feoh* 'cattle', 'property', 'money'. After a short syllable PGmc. **-u(z)*# is normally retained in Old English: PGmc. **sunuz* > OE. *sunu* 'son' versus PGmc. **Xanduz* > OE. *hand* 'hand'. PGmc. **ṽCu(z)*# > OE. *νCu*# but PGmc. **e + *X* > OE. *eo*. This latter change must consequently be older than the loss of PGmc. **-u(z)*# after a long syllable.

Bd Charlemagne 45, bte 27,
B-1040 Bruxelles

Christian Peeters

Constructions Containing Designations of Parts of the Body in Lithuanian

Substantives denoting parts of the body constitute among other designations of inalienables a semantically well defined class. It has been shown in many languages that their obvious semantic properties are coupled with characteristic behaviour¹. Substantives of that class often occur in constructions which are either exclusively typical for them or which are shared by other classes of substantives denoting inalienably possessed appurtenance (e. g. articles of clothing).

Marking of inalienability does not necessarily manifest itself in separate expressions of possession. Rather, it is the whole phrase that is affected by the inalienability feature, whose presence may condition among others a specific form of one or several of the phrase constituents, such as the verb, the object, the attribute etc. The existence in Lithuanian of several separate constructions which occur typically with parts of the body and other inalienables has been known for long², although they were usually treated as unrelated phenomena. Other, less obvious ones, are still being described in Lithuanian syntax without due attention to the nature of their constituents, a fact often causing difficulties, especially in the description of verb complementation³.

In our study we shall attempt to present the various constructions and to define their specific employ. We have limited ourselves to

¹ See e. g. C. Bally, *L'expression des idées de sphère personnelle et de solidarité dans les langues indo-européennes*, in: *Festschrift Louis Gauchat*, Arau 1926, p.68-78; H. B. Rosén, *Die Ausdrucksform für 'veräußerlichen' und 'unveräußerlichen' Besitz im Frühgriechischen: Das Funktionsfeld von homerisch φίλος*, *Lingua* 8 (1959), p.268-270 with its comprehensive bibliography of the subject.

² See below.

³ See e. g. the various adnominal and adverbial constructions with the instrumental case being classified together as "Instrumental des Besitzes" in Senn, *Handbuch der litauischen Sprache*, Heidelberg 1966, p.431, or treating such datives as in *sužeidė jam ranką* "hurt him the hand" as objects in В. Амбразас (ed.), *Грам-матика литовского языка*, Vilnius 1985, p.433 and others.

parts of the body as representing a defined sub-class of inalienable substantives. To ensure homogeneity of the data a single novel has been chosen as source⁴.

Since Lithuanian neither generally excludes nor requires in all instances a designation of a possessor with substantives denoting parts of the body, utterances in which the possessor is not indicated in any way are not unusual. They are common when the person involved is unambiguously implied by the context, as in:

Tada orusis klebonas davė pabučiuoti ranką šeimininkei “Then the reverend vicar gave [his] hand to kiss to the mistress”;
Prašei, kaulijai, ranką bučiavai “You asked, you begged, you kissed [my] hand”;

or, when in a situation described there is only one person present, e. g.:

Pačiupinėjo nosį [...] nugramdė barzdą, suglostė bakenbardus “He touched [his] nose [...] scratched [his] beard, smoothed [his] whiskers”;
Ogi va ir pats Vincė su saulėje žvilgančiu dalgiu ant peties “And here [is] Vince himself with a scythe glittering in the sun on [his] shoulder”.

In some instances such unmarked expressions occur when the “part of the body” in question is not connected to any specific person, but rather to a ‘general’ possessor, or when it is a constituent of one of numerous metaphoric expressions, e. g.:

Daug kas pasaulyje gyvenimą pradeda penkiaais pirštais “There are many in the world that start life with five fingers”;
Čia pat akyse vyksta stebuklas “Here under the very eyes happened a miracle”;
Visai išėjo iš galvos paklausti Kiaupšoms laiško “It went out of head [= slipped his mind] completely to ask for the letter for K.”;
Niekada nosies neriesdavo “He never used to turn up [his] nose”;

⁴ As a source of data served *Kur lygūs laukai* by Jonas Mikelinskas, Vilnius 1981, (600p.).

Ir kojų dar kaip reikiant nesušilo “He didn’t even, as they say, warm [his] feet yet (= didn’t stay long)”.

In such constructions the inalienability of the parts of the body is not, of course, directly indicated and has to be inferred from other occurrences of the substantives in question.

Absence of a possession marker is also usual in expressions involving actions which normally, in real life, are performed on, or with, a part of one’s own body, e.g.:

Kraipo galvą “He turned [his] head”;

Visą naktį nebesudėjo akių “All night he didn’t close [his] eyes”;

Jis iškiša liežuvį “He sticks out [his] tongue”.

Actions of a particular kind, namely bodily movements or gestures characteristic of a given part of the body, are expressed by verbs reserved for this context only, i.e. verbs that do not occur with complements other than parts of the body, or rather, other than one specific part of the body. The part of the body then takes the form of the instrumental case⁵, usually without any possession marker, superfluous with verbs of that semantic field, e.g.:

Pamoja ranka “Waves [his] hand”;

Paukštis kelis kartus plastelėjo sparnais “The bird flapped [its] wings several times”;

Treti gūžčiojo pečiais “Others shrugged [their] shoulders”;

Vaikas sutabaluoja kojukėmis, sumataruoja rankytėmis “The child dangles [his] legs, swings [his] hands”;

Vincas Kaupas grikštelėjo dantimis “V. K. gnashes [his] teeth”;

Trimitas [...] pakarpo ausimis “T. [a name of a horse] pricks [its] ears”.

Notice that in the sentence: *ir ji [...] suplasnoja tom savo šikšnosparnio galūnėm* “and she [...] flaps those bat’s limbs of hers”, *savo*, the genitive of the reflexive pronoun (“of one’s own”), is not employed as a normal possession marker, since with the verb *suplasnoti* such marker would have been over-characterizing. Rather its role is to emphasize (together with the demonstrative *tom*

⁵ Very rarely a verb of this type may be complemented by an accusative form of the part of the body, as in *Motiejus tyliai papturtė galvą* “M. silently shook [his] head”.

“those”) the metaphorical and somewhat ironical flavor of the description.

In general, when not in the context of designations of inalienables, the genitive *savo* or the pronominal possessive adjective *savas* “own”⁶ is the normal reflexive marker of possession referring to the subject. However, as a modifier of substantives denoting parts of the body it is the most marked expression of possession. It stresses further the belonging of a “part” to a certain “body”, although this relation is already implied by the absence of an additional person in the context. *Savo* and *savas* often occur in idiomatic phrases, as in:

ne ant savo galvos ponas “[lit: not on his own head a lord] = not his own master”;

Savam kaily netilpau “I didn’t fit into my own skin”;

Angį savo užantyje užsiauginau “I have nourished a serpent in my own bosom”.

Otherwise the possessive pronoun with parts of the body may convey a slight shade of mockery and disdain, e. g.:

Neša savo nukarusius arba subliuškusius pilvus daržan “They carry their own drooping or collapsed bellies to the garden”;

Tučtuojau išmesdavo į panosę tokiam drąsuoliui savo apvalų it prikimštą avižų abrakinė pilvą “He used to stick immediately under the nose of such a daredevil his own belly round as a sack full of oat”.

In most cases a designation of a part of the body is accompanied by a noun, mostly but not exclusively a substantival pronoun denoting “the person”. This noun may be either in the genitive or, much more often, in the dative; in both cases it is clearly adnominal. The occurrence of the genitive or the dative cannot be simply predicted from the main verb, since it is not part of the valency of the verb. Consequently, as far as our data permit us to state, some verbs at least may occur with either a genitive or a dative as possession marker without any visible difference in the semantic value of the whole expression, cf.:

⁶ Possessive adjectives in general, so well attested in various Indo-European languages, are almost never used in Lithuanian; the pronominal possessive adjectives are extremely rare in modern prose.

Paglosto jai galvą dėdė Mataušas “Uncle M. strokes her (dat) head”;
glostydama visų [...] galvas “stroking heads of everyone”.

The choice of one or the other case form is not dependent on the syntactic role of the substantive denoting the part of the body. However, when the substantive is the subject of the sentence, especially of a nominal one, the genitive seems to be slightly more common, e.g.:

Jo burna ir kakta būdavo nekalta ir šviesi “His mouth and forehead were innocent and clear”;
Ir jo veidas pajuosta “And his face becomes black”;
Jono Šaknio širdis ėmė taip mušti “The heart of J.S. started to beat so [hard]”;
Nusvyra jos putlių lūpų kampučiai “The corners of her plump lips droop”;

but also with the dative:

Staiga jam atsiveria akys “Suddenly his eyes are opening”;
ar jam koja paslydo, ar galva apsisuko “whether his foot slipped or [his] head turned [= he felt dizzy]”.

The main difference between expressions with parts of the body with the dative and with the genitive exists not that much on the level of meaning as on that of markedness. The adnominal genitive is used in Lithuanian, as normally in most languages, to denote the existence of relations, among them the relation of possession. When a substantive such as “head”, “foot” etc. occurs with that case, the part of the body is treated not differently than an ordinary “alienable” substantive. With the dative, on the other hand, the part of the body is automatically perceived as inalienable. However, while the genitive may occur with substantives in all syntactic roles (and thus with substantives in all case-forms), the dative seems to be limited to the function of accompanying direct objects in the accusative or genitive, local expressions in the locative or in the form of prepositional and postpositional phrases⁷, e.g.:

⁷ All such instances are often referred to as comprising a “dativus sympatheticus”. For Lithuanian see Wilhelm Havers, *Untersuchungen zur Kasusyntax der Indogermanischen Sprachen*, Straßburg 1911, p.301–305; Alfred Senn, o.c., p.413;

Kartą netgi jam aprišo kruviną pirštą (acc.) “once she even bandaged him [his] bleeding finger”;
Spūstelejo jis jai alkūnę (acc.) “He pressed her elbow”;
Svietui burnų (gen.) *neužkiši* “You will not shut the mouths to [= of] the people”;
tarsi jai papilvėj (loc.) *būtų įstrigęs riebus puskiaulis* “as if in their abdomen was stuck a fat piglet”;
Įgrūdo jį sau pasmakrėn (ill.) “He put it under his chin”;
Dirsteli sau po kojom (prep. phrase) “He looked under his feet”;
Vienas lašas pakimba jai ant blakstienų (prep. phrase) “One drop hangs on her lashes”;
Ypač jai krito į akis (prep. phrase) *to jaunikaičio ramus pamaldumas* “Especially fell into her eyes [= struck her eyes] the quiet religiousness of the young man”.

The absence of a dative possessive modifier to a dative complement can be easily explained by the inclination to avoid a double dative. The absence of such a marker with an instrumental complement is more meaningful. It might suggest that a part of the body in a syntactical position of an instrumental complement is perceived as less intimately connected to the body or the person as a whole and its role is very similar to an external instrument of the action involved. Conversely, actions involving parts of the body that are expressed by verbs with direct objects or local expressions affect, or are directed to, the part of the body and the person as a whole, or rather the person as a whole through one of his/her parts. This does not mean, as is sometimes stated⁸, that we are dealing here with two separate syntactical units, each independently linked to the verb, one being the part of the body and the other the person as a whole. On the contrary, the very fact that constructions with the dative never occur with “alienable” substantives, excludes the possibility of the possessive dative being a self-existing complement of the verb (apart from a direct object or a local expression).

An interesting phenomenon in Lithuanian is the occurrence of

Ernst Fraenkel, *Sprachliche, besonders syntaktische Untersuchung des kalvinistischen litauischen Katechismus des Malcher Pietkiewicz von 1598*, Göttingen 1947, p.68–69.

⁸ See B. Амдразас, loc.cit.

parts of the body as objects of reflexive verb-forms comprising an enclitic *si*⁹. Although it is originally a dative of the enclitic reflexive pronoun, a verb compounded with it may be used in a wide range of contexts wherever a “special, intimate relation” can be found between the agent and the object. Thus reflexive verbs can denote i. a. truly reflexive actions, e. g. *praustis* “to wash oneself”, *gintis* “to defend oneself”; an action performed for the agent’s benefit (especially an action of “acquiring”), e. g. *pirktis* “to buy for oneself”, *ieškotis* “to seek for oneself”; or an action performed on inalienable possessions of the agent, such as “house”, “field”, names of garments: *užsimeta švarka*, “she throws a coat [over her shoulders]” etc. In this employ the reflexive verbs are, of course, especially often used with the parts of the agent’s body, e. g.:

Apsišlaksto vandeniū veidą, akis, kaklą “He splashes himself with water the face, eyes, neck”;

Pasikrapštė pakaušį “He scratched himself the back of the head”;

Susineria už sprando rankas “He clasps himself the hands on the neck”;

Kol kas aš pats jas abi sugebu nusimazgoti “For the time being I myself can wash them both [= my hands] to myself”;

Ėmė šluostytis veidą “She started to wipe herself the face”;

Išsinarino žandikaulį “He sprained himself the jaw”.

Another group of constructions in which the syntactic properties of inalienables are apparent are non-verbal expressions involving the parts of the body and their features. Very common are descriptions of people by means of indications specifying the size, shape, colour etc. of the parts of their body (as well as their mind, spirit, character etc.). The substantive denoting the part of the body is in the instrumental case and is always accompanied by an attribute¹⁰ (since a statement about someone simply having hands or eyes would be meaningless). This construction is usually employed in series of descriptions, e. g.:

⁹ Provided, of course, the reflexive verb is in opposition to a simple one.

¹⁰ Note that the construction is shared by descriptions of a person’s garments which consequently should be considered as belonging to the class of inalienables. With other belongings a prepositional phrase *su* + instr. “with” is used.

... *jauna mergina. Balta, labai ryškiomis raudonomis lūpomis ir raudonu dirželiu* "... a young girl. White, with very bright red lips and a red belt";

apšarmojusiom apykaklėm, baltais antakiais ir ūsais [...] *ūkininkai* "with rimy collars, white brows and moustaches [...]
farmers";

o viena kalė, ilgu gulbės kaklu, smailu [...] *snukeliu* "and one bitch with a long neck of a swan, a thin [...] muzzle";

akiniuotas, stambia nosim ir skelta lūpa ponas "a man, bespectacled, with a big nose and a cleft lip";

gimnazistai raudonais skruostais ir juodais ausiukais "school boys with red cheeks and black ear-laps";

Juodu fraku, balta [...] *krūtine, juoda varlike pasmakrėje, riestais dažytais ūsais, juodais, laku blizgančiais pusbačiais, nauja šiaudine skrybėle, su nendrine lazdele [...]* "In a black coat, a white [...] shirt, with a black bow-tie, a twirled up, painted moustache, in black patent-leather shoes, in a new straw hat, with a cane [...]".

General descriptions of people by means of an adjectival modifier may also contain a reference (in the form of an instrumental case) to the specific part of the body, mind, spirit, etc. to which this general characteristic is relevant. In that case the adjective is in agreement with the substantive denoting the person described, e. g.:

Juk jiedu visiškai nepanašūs. Ir metais, ir būdu, ir veidais "These two are quite dissimilar. [As regards their] age, character or face";

Jis šventas savo vidum "He is a saint [as regards his] inside".

In a role similar to the construction with the instrumental and often co-occurring with it as its stylistic variant appears a construction comprising the substantive which denotes the part of the body in the genitive case, again with some kind of a modifier specifying its relevant feature¹¹, e. g.:

guvių akių (gen.), milkių rankų (gen.) vyras odine prijuoste

¹¹ This construction is not shared by other substantives, not even other inalienables such as "garments" etc.

(instr.) “a man with quick eyes, deft hands, with a leather apron”;

Degtų plytų spalvos veido (gen.) *rūsčiai skausminga burna* (instr.), *pasišiaušusiais antakiais* (instr.), [...] *potrumpe* [...] *sutana* (instr.) *ir* [...] *auliniais batais* (instr.) [...] “With a face of the colour of burnt bricks, with an austere sad mouth, bristling brows, [...] in a short [...] soutane [...]”.

This genitive construction may even be used predicatively, as the following dialogue shows:

– *Ne, jūs ... kitokia.* – *O kokia?* – *nuoširdžiai nustebo Živilė.* – *Jūs pati žinot.* – *Ūkininkaitė? Gimnazistė? Mėlyno kraujo?* “No, you ... are different. – And of what kind? – Z. was sincerely astonished. – You know yourself. – A farmers daughter? A high-school girl? Of blue blood?”¹²

Parts of the body usually form a distinct class not only in their syntactic properties, but also in compounding. In Lithuanian they may occur as a constituent of nominal exocentric compounds of the bahuvrihi type, e.g.:

kreivakoję dukterį Rozalintą “the bow-legged daughter – R.”;
šešiapirštę Malviną “the six-fingered M.”;
skaisčiaveidė, žudraakė, auksarankė [...] *mergužėlė* “a fresh-faced, blue-eyed, golden-handed [...] maiden”.

Bahuvrihis in Lithuanian admit normally as initial compound-member various adjectives and past passive participles; as a final member of the compound only parts of the body (mind, spirit etc.) may occur¹³. Thus the range of substantives capable of entering expressions typical of inalienables is considerably smaller for word-formations than for sentence-constructions.

Hebrew University of Jerusalem,
IL-91905 Jerusalem

Lea Sawicki

¹² This use of the instrumental and the genitive brings to mind the ablativus and genitivus qualitatis in Latin.

¹³ We disregard a couple of isolated examples of other substantives as *ilga-skvernīs* “long-tiled [person]” = “priest” quoted by Jan Otrębski, *Gramatyka języka litewskiego*, Warszawa 1965, vol.2, p.24.

The Lithuanian Nicknames of Ethnonymic Origin

An intensive investigation of modern Lithuanian nicknames started about ten years ago, when a sufficient set of them had been collected from the whole area of the Lithuanian language. Now we have more than 22 000 records of the nicknames of country people.

A small part of these nicknames, i.e. about 1.2 per cent, are of ethnonymic origin. Their appellatives mean Byelorussian (*gùdas*), German (*vókietis* // *vokietys*), Gipsy (*čigōnas* // *cigōnas*), Jew (*žydas*), Latvian (*lātvis* // *latvys*), Pole (*lénkas*, *mozūras*, *paliōkas*), Russian (*rùsas* // *rùskis*, *maskōlius*), Turk (*tuŗkas* // *tuŗkus*).

The hierarchy of such nicknames is as follows: *Čigonas* – 75 records, *Žydas* – 70, *Vokietis* – 28, *Turkas* – 25, *Gudas* – 19, *Lenkas* – 13, *Latvis* – 11, *Maskolius* – 9, *Rusas* – 9, *Mozūras* – 8, *Paliokas* – 6. This hierarchy clearly shows us that the Gipsies and the Jews are the most familiar nations to the Lithuanians.

Before we turn to the motivation of these nicknames let us look at the history of the nations mentioned above.

The Gipsies as well as the Jews are one of the oldest minorities in ethnographic Lithuania. They did not, however, have their own colonies in the territory of Lithuania and were widespread almost evenly all over the country. The Gipsies appeared in Lithuania in the middle of the 15th century. After the break-up of the united Polish-Lithuanian state (in 1795) many of the Gipsies left Lithuania. Others earned their living by trades, horse-dealing or bartering. Some of them also were farmers. Because of the Gipsies' unsettled way of life, it is difficult to say how many of them there had been in Lithuania. It is supposed that there were as many as several thousand Gipsies in Lithuania up to now.

Jews began to come to live in Lithuania from Poland in the 14th century. Moreover, in the Eastern part of the Grand Duchy of Lithuania (now Byelorussia) they resided since the 11th century. The Grand Dukes of Lithuania protected the Jews. According to the privileges given them by Grand Duke Vytautas in 1388 and 1399, the Jews' communities in Trakai, Brest, Grodno, later also in some other towns became subordinate to the Grand Duke, but the Jews

themselves became free inhabitants. Grand Duke Sigismundus the Old made the Brest privilege common for all Jews of the Grand Duchy of Lithuania. After 1569 the Jews were granted the right to settle on the property of the nobility. When Lithuania was incorporated into the Russian Empire (in 1795), the rights of the Jews were limited.

The Jews in Lithuania were occupied with commerce, they owned inns. In 1897 they made up about 40 per cent of the inhabitants in the cities and towns of Lithuania. In 1923 there were more than 150.000 and in 1939 (including the Vilnius region) 240.000 Jews in Lithuania.

Thus, as I mentioned above, the Gipsies and the Jews are well-known nations to the Lithuanians. This is also confirmed by the fact that there is a great variety of motives of these nicknames. For instance, the nickname *Žydas* has a set of 14 different motives. (I divided the motives of the nicknames like the meanings of the polysemical words.)

The nicknames *Čigōnas* and *Žydas* are given to the Lithuanians whose appearance, temper or activity is similar to the same features of a Gipsy or Jew. Mostly dark-faced and dark-haired Lithuanians are called by these nicknames. Two thirds of the records *Čigonas* and about one tenth of the records *Žydas* characterize dark-faced persons. Among the other features of appearance great attention is paid to thick lips (*Čigonas*), hooked nose (*Žydas*), having a beard (*Čigonas*) and small stature (*Čigonas*, *Žydas* as well as *Turkas*). Besides, some bearers of the nickname *Žydas* are treated as Jewish-faced persons. Generally speaking, facial similarity to persons of other nations as a rule has a negative treatment, i.e. it is treated as a lack of beauty.

Lithuanian ethnonyms *čigonas*, *žydas* connote a sly temper, so the nicknames *Čigonas* and *Žydas* are given to cunning, sly persons as well as to liars. A number of both nicknames with such motives correlates respectively as 2.5:1. There were no other Lithuanian nicknames of ethnonymic origin with the latter motives.

The nickname *Žydas* also identifies the Lithuanians occupied by trade as well as former shop owners.

The motives of other kinds are rather rare. They link up with a person's living in a former Jewish house, his friendship with some Jew, or Gipsy, his kinship with the Jews, his calling the others by the word *žydas* etc.

Vókietis // *Vokietỹs* 'German'. The Germans are well-known mostly in Southwestern and Western Lithuania. There were German landowners, here and there one could also find German farmers. Moreover, the two world wars have acquainted all Lithuania with the Germans.

The nickname *Vokietis* has even 15 different motives, but 9 of them are represented by 1 record. In the majority of cases by means of this nickname there are identified the Lithuanians who speak very quickly or incomprehensively, or are stutterers. Deaf persons are called by this nickname too: informants explain this fact as the impossibility of understanding the bearer of the nickname. I wish to remind the reader about the similar motive of Russian appellative *nemec* 'German' which links up with the primary meaning 'a dumb person'. The set of the motives referring to speech features makes up more than 21 per cent of the whole motivation set of the nickname *Vokietis*.

Another part of motives refers to a person's German origin (16 per cent of the records). Some of these persons have come to Lithuania by chance in their childhood after the World War II and grew up here.

The third considerable part of motives is a person's bad temper, malice, gross behavior (13 per cent).

Other motives are not popular. Among them a certain interest is made by motives linking up with human appearance: by means of this nickname a person's big head, hooked nose, German clothing (e.g. wearing of German greatcoat) is characterized.

Lénkas 'Pole'. The problem of the Polish historical roots in Lithuania is rather complicated and sore because of absence of full agreement between the Lithuanian and Polish scholars as well as politicians. The problem deals mainly with the so-called Vilnius area, where the Poles live in a more compact community. The Lithuanian representatives exaggerate the fact that in the middle of the 19th century there were 59 per cent of the Lithuanians in Southeastern Lithuania, i.e. more than a half of the population of this region (according to M. Lebedkin's data in 1862). They are prone to neglect the fact that the locals, so-called the Tuteyshies (*tutejszy*), do not speak Lithuanian now and a large part of them consider themselves Poles. On the other hand according to some Polish historians, the remote ancestors of the inhabitants of Vilnius region were the Poles, medieval prisoners of war

taken by the Lithuanians. So they say, this region including Vilnius city would be treated as a Polish one. Supporters of such a viewpoint ignore a good deal of facts. For instance, that the total set of place-names in this region and even in Western Byelorussia is of Lithuanian origin, that the Tuteyshies mentioned above speak Pidgin Polish or, to tell the truth, a certain Byelorussian dialect while the language of so-called Lithuanian islands in the same region is a continuation of the neighbouring Lithuanian dialects, that during the Polish occupation in 1920–1939 a policy of polonisation was pursued there etc.

Now then, in this region the relations between the Lithuanians and the Poles are rather strained because of Polish extremism.

A rapid glance at this problem lets us better understand a motivation of the nicknames based on the ethnonyms with the meaning 'Pole'. By means of the nickname *Lenkas* there is hinted at such person's features as his former living in the Vilnius region, being of Polish origin or attitude, being bad-tempered as well as his tendency of having drinking-bouts.

Mozūras. The bearers of this nickname are newcomers from Poland or its border, or simply from another village.

Paliōkas. As a rule this nickname is a symbol of a person's Polish origin or attitude. The latter two nicknames are widespread in Eastern and Southern Lithuania.

Rūsas // *Rūskis* // *Ruskēlis* 'Russian'. The Russians appeared in Lithuania's villages in the 18th century when the Russian religion dissidents (Old Believers) arrived here as refugees. The Russian community as well as the Gipsy and the Jewish ones was a secluded community. The religious differences were the main reason of this. Nevertheless, contrary to the Jews the old Russians of Lithuania had their own colonies, so the Lithuanians did not know them so well as they knew the Gipsies or the Jews, with whom they had been associated as with tradesmen.

After Lithuania's annexation in 1795 and especially after two rebellions in 1831 and 1863 there were several waves of Russian immigration in Lithuania. In any case the new Russian immigrants (especially after the World War II) settled mostly in towns, so the villagers knew them principally as officials, representatives of an occupational power.

The nickname *Rusas* identifies the Lithuanians of a Russian origin or of a marital kinship with Russian as well as the Lithuanians who are prone to apply Russian words. More rarely stress is put on person's service in the tsar army, his wearing Russian quilted jacket or his high stature and plumpness.

Maskōlius // *Maskōlis*. The appellative *maskolius* has an older tradition of use in Lithuanian than the *rusas* one, so the motives of this nickname are of more archaic origin. They are motivated by a Lithuanian's service in the tsar army and only one record refers to a person's Russian origin.

Gūdas 'Byelorussian'. The appellative *gudas* is borrowed from Gothic and meant originally Goth. Afterwards it changed its meaning and now it means person who is from another village or area, speaks another dialect, but the main meaning of this word now is 'Byelorussian'. The Byelorussian community in Lithuania is not large and it concentrates mainly near the southeastern border of Lithuania. The nickname *Gudas* connotes a person's Polish or Byelorussian origin, his former living in Byelorussia or near its border or in any other place.

Lātvis // *Latvys* 'Latvian'. There are more than 4000 Latvians in Lithuania. Their community lives mainly in Northwestern Lithuania near the border of Latvia. There are no noticable ethnic differences between the Lithuanians and the Latvians (both nations are of the same origin), so the motives of the nickname refer only to a person's former living in Latvia (75 per cent of the cases), his Latvian origin, marriage to a Latvian or living in a former Latvian house.

Turkas // *Turkus* 'Turk'. The Lithuanians did not have any contacts with the Turks and know them indirectly. A half share of the motives of this nickname links up with a person's service in the tsar army and his participating in the Russian war against Turkey. Other motives are based on human appearance: dark face, small stature, hooked nose, eye-brows connected into one line and wearing of a high cap.

The nicknames *Gudas*, *Mozūras*, *Paliokas*, *Turkas*, *Vokietis* and *Žydas* are also given to persons whose surnames phonetically or semantically remind us of the appellatives of the nicknames mentioned above or to persons whose surna-

mes are of a foreign origin, e.g. the surnames *Gudaitis* (the nicknames *Gudas*, *Paliokas*), *Fišeris* (*Vokietis*), *Turčinavičius* (*Turkas*), *Židónis*, *Žiedas* (*Žydas*).

The Lithuanian nicknames of ethnonymic origin are as a rule metaphors. They are the symbols of the peculiarities of strangers as the Lithuanians perceive them. In a word these nicknames are like a mirror reflecting the peculiarities which are unacceptable for the Lithuanian villagers as rare and untypical for all members of the community. In a wider sense such nicknames show the Lithuanian image of the representatives of the other nations. Of course, the nicknames containing information about some biographical episode have only identification purpose. Nevertheless, their negative connotation increases with the forgetting of their primary motives.

References

- Butkus, Alvydas, Gyvūninės pravardės. *Baltistica* 16, 2 (1980), p. 160–169.
Eastern Lithuania: people and boundaries. *Science, arts and Lithuania* 1991, No. 1, p. 100–109.
Hjertstedt, Ingrid, *Middle English Nicknames in the Lay Subsidy Rolls for Warwickshire*, Uppsala 1987.
Lietuviškoji tarybinė enciklopedija. Vol. 1–12. Vilnius. 1976–1984.
Noble, Vernon, *Nicknames: Past and Present*. London 1976.

Rasytės 6–53,
3848 Kaunas
Litauen

Alvydas Butkus

Zur Sprache der Vögel, Haus- und Wildtiere (auf Grund der niederlitauischen Mundarten)

Die Menschen wenden sich ziemlich oft an die Tiere (besonders ans Geflügel und die Haustiere). Zu diesem Zweck gibt es spezielle Wörter, meistens Interjektionen und lautmachende Interjektionen. Die einen davon dienen zum Rufen der Tiere, die anderen als Aufforderung zum Ruhigsein, Sichentfernen, Zukommen usw. Es gibt auch Wörter und ganze Texte zur Nachahmung der Tiersprache. Im vorliegenden Artikel versuchen wir Wörter, Wortfügungen, Texte, die mit der Gemeinschaft der Menschen und Tiere verbunden sind, vom Standpunkt der Sprachwissenschaft aus zu untersuchen. Alle Belege sind dem Südniederlitauischen um Laūkuva entnommen. Es werden Vergleiche mit Belegen aus den anderen Mundarten angeführt.

Belege werden nach folgenden Tierklassen gruppiert: 1. Geflügel, 1.1. Vögel, 2. Haustiere, 3. Wildtiere und 4. Sonstige.

Die Niederlitauer um Laūkuva erzählen folgendes Märchen über die Entstehung der Tiernamen: „Als Herr Gott die Welt und alle Lebewesen geschaffen hatte, sollte er ihnen allen Namen geben. Deshalb ging ein jedes Geschöpf zum Gott, und der Gott nannte einem jeden seinen Namen. Es kam auch der Esel (*asilas*) mundartlich *ẽs'êls*. Der Gott sagte: *ẽs'êls*. Beim Zurückgehen vergaß der Esel seinen Namen und kehrte zurück, um danach zu fragen. Der Gott wiederholte *ẽs'êls*. Doch der Esel vergaß wieder seinen Namen und kam zum Gott das dritte Mal. Der Gott wurde böse, daß der Esel so lange seinen Namen nicht behalten kann, griff ihn an den Ohren, zerrte an ihnen und wiederholte einige Male: *ẽs'e'le*, *ẽs'e'le*, *ẽs'e'le*. Durch das Zerren wurden die Ohren des Esels lang. Deshalb hat der Esel solche großen, langen Ohren“.

Es werden weiter die Namen der Tiere angeführt mit mundartlichen Belegen, erklärenden Wortfügungen, Sätzen. Mundartliche Belege werden entweder durch die Entsprechungen der Gemeinsprache erklärt, oder in die Gemeinsprache transponiert.

1. Geflügel

Antis 'die Ente'. Südniederlitauer nennen jetzt diese Geflügelart *ántė* (ein *ē*-stämmiges Wort), mundartlich *ôn't'ė*. Früher jedoch hat es hier (wie auch in den nord- und westniederlitauischen Mundarten) das Wort *pỹlė* gegeben. Das ist aus den angeführten Belegen zu sehen. Die Stimme der Ente wird durch die lautmachende Interjektion *kvār, kvār, kvār* ausgedrückt. Die *Ente* wird gerufen – *p'ĩ·l', p'ĩ·l' p'ĩ·l' ~ pỹl', pỹl', pỹl', p'ĩ·l'ė.kę p'ĩ·l'ė.kę p'ĩ·l'ė. kę ~ pylikė, pylikė, pylikė*. – *Ančiukai* 'Entlein' werden noch *p'ĩ·lòkâ, p'ĩ·lòkâ ~ pylùkai, pylùkai, p'ĩ·lû·tė, p'ĩ·lû·tė ~ pylún'iai, pylúćiai; pòl', pòl', pòl' ~ pùl', pùl', pùl'* genannt.

Um die Gangart der Ente zu bezeichnen wird die lautmachende Interjektion *kr'ĩ·pọ, kr'ĩ·pọ, kr'ĩ·pọ ~ krỹpu, krỹpu, krỹpu* gebraucht. Von einem Menschen der die Gangart einer Ente hat, d.h. watschelt, sagt man: *ėn kap ô·n't'ė kr'ĩ·pûdâms kr'ĩ·pọ, kr'ĩ·pọ* 'er geht wie eine Ente, watschelt'.

Balañdis 'karvelis, die Taube'. *Balõn'd'ės brøkũ brøkũ ~ brukũ brukũ – brukúoja* 'gizzen'. Manchmal schimpfen die Tauben: *rọ·pũ·ž'ė rọ·pũ·ž'ė ~ rùpũžė rùpũžė* (Kröte, Kröte).

Kalakùtas 'der Truthahn'. *Kàlàkòts sã·ka kã·u kã·u kãu* 'der Truthahn sagt: *kiaũ kiaũ kiaũ 'kalakutas sako kiaũ kiaũ kiaũ*'. Von einem hochmütigen Menschen sagt man: *pas'ėpũt'ės kap kàlàkòts; pasipũtęs kaip kalakùtas* 'hochmütig wie ein Truthahn'.

Póvas 'der Pfau'. *ànũo v'ĩ·nas plũ·nksnas, tęg d'iel'grazõ·ma, n'iebã·lsa g'ã·ra natõr 'anõ (jo) vėnos plũnksnos, tik dël grazũmo, nè bãlso gėro netũra (neturi)*, sein Gefieder ist nur zum Schmuck, er hat nicht einmal eine gute Stimme'.

Vištà 'das Huhn': *vėštà kãrk 'višta karkia, das Huhn gackert', kàt ~ kãta 'gack, gack';* nachdem es ein Ei gelegt hat, prahlt es: *kàt, kàt, kàt puo d'ė·š'ĩ·m't'ė, ~ kàt kàt kàt po dėsĩmtĩ* (zehn Eier auf einmal). Die Hühner werden gerufen: *pòt' pòt' pòt' ~ pùt' pùt' pùt'* oder *t'ėga t'ėga t'ėga; v'ėš't'ėkė v'ėš't'ė kę v'ėš't'ė kę 'vištike, vištike, vištike'; pòt'ė·kė pòt'ė·kė pòt'ė·kė 'putike putike putike';* die Hühner werden weggescheucht: *š't'ėš' 'štiš, ksch, ksch*. Manchmal kann ein *š'* oder beide gedehnt werden: *š'š't'ėš'š', š'š't'ėš'š', š't'ėš'š', ~ šštiš'š', šštiš'š', štiš'š'*.

Viščiuukai – mundartlich *v'ėš't'·ĩ·t'·ė ~ vištýčiai, oder vėštã·lė vištãliai* 'die Küken werden gerufen: *c'ĩ·p c'ĩ·p c'ĩ·p ~ cỹp cỹp cỹp*;

t'èga t'èga t'èga ~ tìga tìga tìga; c'i·pòkâ· c'i·pòkâ· c'i·pòkâ· ~ cypùkai cypùkai cypùkai.

Žqsis 'die Gans' ~ *žõns'ès*. Die Stimme der Gans wird nachgeahmt: *g'èrgo gárgo, g'èrgo gárgo ~ gĩrgu gaĩrgu, gĩrgu gaĩrgu*. Die Gans wird gerufen: *ž'òl'è, ž'òl'è ~ žiùli žiùli; žon's'è·kè ž'ò·n's'è·kè ~ žqsikè, žqsikè; ž'os'è·kè ž'os'è·kè ~ žiusikè, žiusikè, Žõn's'ès š'n'ĩ·pšt, mōš sò spárnā·s 'žqsys šnỹpšcia, mùša su sparnaĩs*, die Gänse zischen, schlagen mit den Flügeln'.

1.1. Vögel

Blezdingà ~ bl'èzd'ĩ·ngà 'langinè ir šelmeninè kregždè; Rauchschwalbe, Mehlschwalbe'. Nach ihrer Rückkehr im Frühling sagt die Schwalbe: *ka èš'l'ĩekâ·u p'ê·lnas m'ĩ'gas/ ka parl'ĩekâ·u tò·š't'ès m'ĩ'gas/ ka jus nanu·sprûoguot (bàjĩezdàmè) kai išlèkiau – pìlnos mĩegos (aruodai), kai parlèkiau-tušcios miegos, kad jūs nenusprogot (negavot galo beėsdami)*, als ich fortflieg, da waren die Scheunen voll, als ich zurückkam, waren sie leer, daß sie nicht geplatzt sind. Die Niederlitauer um Šilalė beenden dieses Lied der Schwalbe auf eine andere Weise, statt, *kad jūs nenusprogot* – sagen sie, *nuors p'r'ĩ·š'èk ~ nors pryšik*. Die Stimme der Schwalbe wird beim Wegtreiben der Katze oder der Krähe durch die lautnachahmende Interjektion *v'ĩ·t v'ĩ·t ~ vỹt vỹt, vĩ·t vĩ·t ~ vỹt vỹt* ausgedrückt.

Gaĩdras 'der Storch' ~ *gõndras*. Über die Stimme des Storches sagt man: *kal'ê·n't'è, kal'âen, kal'âena ~ kalènti, kalēna, kalēno: tà tà tà oder trà tà tà; sò snàpò târ's'k'ên ~ su snapù társškina* 'klappert mit dem Schnabel'. Über den Flug des Storches sagt man: *vàs vàs nu·vasnùojè ~ vàs vàs vàs nuvasnójo*.

Gegužẽ 'der Kuckuck' ~ *g'ègòž'ĩe 'gegutè' kòkû· ~ kukúoja: kòkû· k'òkû·* 'der Kuckuck ruft: kuckuck kuckuck'. Da der Kuckuck nicht brütet und seine Eier in fremde Nester legt, so wird er in einem Lied verspottet: *kòkû· / nàtòrò sò kû· / ka tòrĩeč'âu sò kû, pas'ed'ẽr'p'čâu vākû· 'kukû naturu su kuo, kad turèciau su kuo, pasi-dirbèciau vaiku, kuckuck, ich hab nicht mit wem, wenn ich jemanden hätte, so würde ich Kinder machen'*.

Lakštinėgalas 'die Nachtigall'. *lakš't'ĩ·ngâ·ls maž'el'ẽ·l'ès ~*

lakštingalas mažėlėlis, vienà lylė (balsas, giesmė) do skylė (skylė – labai išsiziojęs gieda) 'Die kleine Nachtigall hat allein die Stimme und ein Loch' (singt mit dem weitgeöffneten Schnabel).

Pelėda 'die Eule', *Pelėda kvėkšt pelėda kvėkščia*. Die Eule ist für die Südniederlitauer ein Symbol der Häßlichkeit, für die Westniederlitauer jedoch: *pūcęs (pelėda) īr pō·ikōs pāukštes fein àkīs tō·r* 'die Eule ist ein wunderschöner Vogel, hat schöne Augen'.

Pempė 'der Kiebitz' kommt zur Feier des heiligen Kasimirus (am 4. März) zurück und begrüßt alle: *gĩ·v'ė gĩ·v'ė ~ gỹvi gỹvi* 'heil heil'. Es heißt, wenn jemand im Frühling am Leben ist und die Stimme des Kiebitzes hört, so wird er in diesem Jahr nicht sterben.

Špókas 'der Star, *varnėnas*'. *Špūoks š'v'ė·lpā·un, dain'ū Špókas švilpauja, dainúoja*, der Star pfeift'.

Tētervinas 'der Birkhahn'. *t'ēt'ēr·v'ēnc du·ndol'ū* 'dunduliúoja', *ō·lb ~ ūlba; pavasari: pardūso kâ·l'en'os ę bātōs/ p'ėrksō pā·tę ę vākōs* 'parduosiu kailinius ir batus, pirksiu pačią ir vaikus'; *rudeni: pardū·so pā·tę ę vākōs/ p'ėrksō kâ·l'en'os ę bātōs* 'parduosiu pačią ir vaikus, pirksiu kailinius ir batus', im Frühling: ich verkaufe meinen Pelz und Schuhe und kaufe mir ein Weibchen und Kinder; im Herbst: ich verkaufe mein Weibchen und Kinder und kaufe mir einen Pelz und Schuhe'.

Vānagas 'der Habicht' ~ *vā·naks*. *Vā·naks evā·nagū·tē/ c'ĩ·p* 'vanagas ir vanagučiai (vanagiukai) cypia; der Habicht und seine Kleinen piepsen'.

Várna 'die Krähe'. *vâ·rna krō·nk* 'krankia, kräht' *krōn krōn krōn ~ krañ krañ krañ*. Die Krähe wird für ein dummes Geschöpf gehalten. Deshalb wird auch ein dummer Mensch *várna* genannt. Die Dummheit der Krähe zeigt ihr angeblicher Zug in warme Länder. Es wird gesagt: *kōd'īe vâ·rna naē·š'l'ek i·šēltū·s'os krāštōs/ l'ėk àdgā·l' pav'eiz'iet'ė/ a tūol'ė nu·līekōs'ė / ę tā(b) bagā·la* 'Kodėl varna neišlekia į šiltuosius kraštus? lėkti lekia, bet galą nulėkusi lekia atgal pažiūrėti, ar toli nulėkusi. Ir taip be galo' 'Warum fliegt die Krähe in die warmen Länder? Fliegen tut sie schon, aber nachdem sie ein Stück geflogen ist, fliegt sie zurück, um zu sehen, ob sie weit geflogen ist. Und so ohne Ende'.

Vivirsys 'die Lerche' ~ *v'ėv'ēr's'īs* 'vieversys' *g'ī·st* 'gieda' *čĩ·rō v'ĩ·rō dū·k p'ėp'ėrō/ je nadūse/ nač'i·rū·so* 'čỹru vỹru dúok pĩ·rų, jei nedúosi, nečỹrúosi'; *č'i·rū* 'čĩrúoja': *č'ėr v'ėr v'ėr ~ čĩr vĩr* 'die Lerche trillert – tirili tirili'.

Volungẽ 'der Pirol' ~ *vũolũ·n'g'ĩe prieš lietu šaukia: sɔr'ĩeš sɔr'ĩeš ~ surẽš surẽš, tai yra lis* 'Der Pirol ruft vor dem Regen sorẽš sorẽš, d. h. es will regnen'.

Žuvẽdra 'die Möwe'. *žovẽdra kl'ĩ·k žuvẽdra klỹkia*, die Möwe schreit'.

Žvĩrblis 'der Sperling, Spatz'. *Ž'v'ẽr'bl'ẽs čẽršk, č'ẽrškā·un ~ žvĩrblis čĩrška 'čĩrškia', čĩrškauna: Āš v'ĩ·rs, āš v'ĩ·rs* 'Āš vyras, āš vyras'. *Čĩr čĩr ~ čỹr čỹr* 'der Sperling: tschilp tschilp'.

2. Haustiere

Arklỹs 'das Pferd'. *ár'kl'ĩ·s ž'v'ẽng 'arklys žvengia* das Pferd wiehert': *ĩ·hãhã ~ yhahã; prũ·nkšt 'prunkšcia*, schnaubt', *kõnd, spã·rdũos 'kánda, spárdos*, beißt, schlägt'. Das Pferd wird gerufen: *kõš' kõš' kõš'; kõž'ẽ kõž'ẽ kõž'ẽ 'kũš kũš kũš; kũži kũži kũži*'.

Es wird angehalten: *t'p'r'u·u·u* (ein labiales *r*), *trrr 'tpriũũ trrr*', es wird zum Gehen aufgefordert (ein Reitpferd oder ein Pferd im Gespann): *n'ẽẽ, n'ãã, n'ũũ 'nee, niaa, niũũ*, hü, hü'. Zum Anspornwort wird manchmal der Name des Pferdes hinzugefügt (im Vokativ) *n'ẽẽ rãudøk 'nee Rauduk*', vgl. hü Schimmel hü!

Die Interjektion *t'p'r'u·u·u* wird auch in bezug auf den Menschen gebraucht, wenn man jemanden beim Weggehen zurückhalten will.

Avĩs 'das Schaf'. *av'ẽs bl'ã·un 'avĩs bliáuna*, das Schaf blökt'. Man ruft das Schaf: *bõr'ẽ bõr'ẽ; bõr' bõr' 'bũri bũri, bũr' bũr'*'; es wird weggetrieben: *š'kẽd'; š'kẽd'e ~ škĩd', škĩd'e, š'kẽc' ~ škĩc' žbõr' ~ žbũr'*.

Kárvẽ 'die Kuh'. *kã·r'v'ẽ bl'ã·un mũ· mũ·, ũ·nɔg, v'ẽ·r's'ẽ mã·ud 'unɔgia, veršio maudžia (pasigenda)* die Kuh brüllt muh muh, vermißt das Kalb'. Die Kuh wird angehalten: *t'p'r'òga ~ tpriuga* (ein labiales *r*), wird getrieben *s't'p'r'òks'* (ein labiales *r*) ~ *stpriũk's'*. Die Kuh, der Bulle *baũbia* 'brüllen'. In den südniederlitauischen Mundarten ist das Wort *bulius* nicht da, es wird *jáutis* gebraucht. Um die Kuh zu beruhigen, wird die Interjektion *s't'ẽ·l'* oder *s't'ẽ·l'* gebraucht, damit sie beim Melken ruhig stehe, nicht schlüge, den Kopf nicht bewege. Die Interjektion *kõr'ã·us ~ kuriaũs* warnt die Kuh, sie soll nicht ins Korn usw. gehen.

Katẽ 'die Katze'. *katẽ kn'ã·uk m'jãu m'jã·u 'katẽ kniaukia mjaũ*

mjaũ mjaũ, die Katze miaut: miau miau miau'; *kniaukia murkuodama*, *murkdama* *kor'm'jãu kor'm'jãu*; *kor'm'jãu kor'm'jãu* 'kurmjau, *kurmjau* murr mrr, mrr'. Die Katze wird gerufen: *kàc' kàc' kàc'*; *kàt' kàt' kàt'*; *kat'ėķė kat'ėķė kat'ėķė*; sie wird fortgejagt: *škàc' škàc'č'.* *Kàt'ie morkû / g'ẽr'enâs* 'Katė murkuoja, gerinasi, Die Katze murr'; *š'nĩpšt*, *põt*, *pūt¹* 'šnypščia, pučia, faucht'.

Kiaũlė 'das Schwein'. *kãul'ė ž'vĩ g'kiaũlė žviegia*, *kròk* 'kriuksi, gremzt'; *kr'eknũo* 'kreknója, quiekt', *ũžâs* 'ũžiasi, *kuilio ieško*, sucht den Eber'. Man ruft das Schwein: *č'ũga č'ũga* 'čiũga *čiũga*; es wird getrieben: *š'òks' ~ šiũks'*, *š'òks'e š'òks'e* 'šiũkse šiũkse'; *òc' ~ ùc'*; *oc'è ~ ucè*. Die Ferkel werden gerufen: *par's'elòkâ* *par's'elòkâ ~ paršelùkai paršelùkai*.

Ožkà 'die Ziege'. *vũoškà b'l'âun*, *m'ek'en*, *m'eknũo* 'ožka *bliau-na*, *mekena*, *meknoja*, die Ziege brüllt, meckert'. Die Ziege wird gerufen: *c'èba c'èba* 'cìba cìba', *c'eb'ėk'ė c'eb'ėk'ė* 'cibikė'; sie wird getrieben: *šk'èd' 'škid'*.

Šuõ 'der Hund'. *šũ lũo àu àu àu* 'šuo *loja àu àu àu arba vau vau vau*, der Hund bellt wau wau wau'. Der Hund wird gerufen: *c'ũ c'ũ c'ũ ~ ciũ ciũ ciũ*, er wird fortgejagt: *š'ũ ~ šiũ*, *š'òks' ~ šiũks'*, *òks' ~ ùks'*. *Šũkãuk p'r'i's nalâ'm'ė* 'šuo *kaukia prieš nelaimę*, der Hund heult vor dem Unglück'; *õrzd ka p'ĩkst ont nom'ėš'k'ė* 'urзда (urzgia), *kai pyksta ant namiškio*, der Hund knurrt, wenn er böse ist'.

3. Wildtiere

Ežỹs 'der Igel' sagt *pù pù pù*.

Lãpė 'der Fuchs'. *Lãpė lũo kap ẽr šũ* 'lapė *loja kaip ir šuo*, der Fuchs bellt wie ein Hund'. Der Fuchs wird fortgejagt: *tol'è tol'è tol'è ~ tulè tulè tulè*.

Stirna 'das Reh'. *s't'ẽrna b'l'âun kap ẽr àv'ès*, *m'eknũo* 'stirna *bliuana kaip ir avis*, *meknoja*, das Reh blökt wie ein Schaf.'

Viłkas 'der Wolf'. *Vẽlks kãuk žĩma/ka ĩr šãlt ẽ natõt kũo jĩes't'ė* 'vilkas *kaukia žiemą, kai yra šalta ir neturi ko ėsti*, der Wolf

¹ Südniederlitauer um Laũkuva sagen neben *pũsti*, *pũcia*, *pũtė pũstė*, *pũt*, *pũtė* 'pũsti, *pũta* 'pučia', *pũtė*.

heult im Winter, wenn es kalt ist und er nichts zum Fressen hat.' Über den Wolf sagt man: *v'ēl'k'ē āv'es g'āē·nās/nā·t'ēkō tū·d'ivò/v'ē·l'k'ē š'ō·n'es g'āēnās/vuo tà p'ēktà gā·l' ēr i·v'ī·kt'ē* 'Vilke, avys genasi. – Netikiu tuo dyvu. Vilke šunys genasi. – O ta pikta gali ir įvykti, Wolf, Schafe weiden. – Ich glaube an so was nicht. Wolf, Hunde weiden. Oh, so was Böses kann geschehen'; *Vēlks pē·lks/snō·kēs ē·lks/ū·d'æga raudūona* 'Vilkas pilkas, snukis ilgas, uodega raudona; Der Wolf ist grau, seine Schnauze lang, sein Schwanz rot'; *v'ēlks b'īeg, v'ē·lks tū·nk/v'ē·lks gō·l'/v'ē·lks sūns* 'vilkas bēga, vilkas tunka, vilkas guli, vilkas sūsta; der Wolf läuft, da wird er fett, der Wolf liegt, da magert er ab.'

Zuīkis 'der Hase'. *zō·ik'ēs ū·kštāun* 'zuikis ūkštauna, ūbauja; der Hase schreit; *so·gāuc ēr u·ždarī·ts so kūojūoms mōš/baug'ēn* 'sugautas ir uždarytas su kojomis muša į žemę, baugina; gefangen und eingeschlossen schlägt mit den Pfoten, jagt den Schrecken ein.' Der Hase wird mit der Interjektion *pōi* gescheucht. Manchmal werden mit demselben Wort Kinder gescheucht.

4. Verschiedene andere Lebewesen

Auslindà 'der Maikäfer, karkvabalis, Melilontha'. *Āslī·ndà z·v'ī·mb* 'Auslinda zvimbia, der Maikäfer summt'. *Gā·l' i·l'ī·n's't'ē i·jāus'ē* 'Gali įlįsti į ausi, er kann ins Ohr hineinkriechen'.

Bītē 'die Biene'. *b'ēt'ēs z'ī·nz* 'bitė zyza, zyzia', *kōnd ~ kānda, āul'īe b'ē·t'ēs ū·ž* 'aulėjė (avilyje) bitys ūža (-ūžia); Bienen summen, stechen, summen im Bienenhaus'.

Musēlē 'die Fliege, musė'. *z'ērz, k'ē·b'ēn* 'zirza, zirzia, kirbina, Fliegen summen, reizen (j-n)'. *Mūsēles bāido: ēš'č'ē·š'š'* Fliegen werden weggescheucht: *ēš'č'ē·š'š'*.

Vambolē 'der Mistkäfer, juodvabalis'. *l'èk b'emm* 'lekia bimm, er fliegt bimm'.

Vārmas 'die Mücke, uodas'. *z'ī·nz* 'zyzia', *kōnd* 'kanda' 'die Mücke summt, sticht'.

Gyvātē 'die Schlange'. *g'ivāt'e. š'n'ī·pšt, s'p'r'īg, kōnd* 'gyvatė šnypščia, spriegia, kanda; die Schlange zischt, schnalzt, beißt'.

Pelē 'die Maus'. *pēl'īe c'īp, kōnd, grāuž* 'pelė cypia, kanda, graužia; die Maus piepst, beißt, nagt'.

Šikšnósparnis 'die Fledermaus'. *c'īp, gā·l' i·s'ēv'ē·l't'ē*

i'plâukos 'šiksnosparnis cypia, gali įsivelti į plaukus, die Fledermaus piepst, kann sich j-m in die Haare verwickeln'.

Varlė 'der Frosch'. *vār'l'īe kvārk, kōrk ę kōrkōlos sōkōrk* 'varlė kvarkia, kurkia ir kurkulus (ikrus) sukurkia, der Frosch quakt und laicht'.

In den oben angeführten Sätzen gibt es Belege der Umstellung der Betonung, es ist von der Lautnachahmung Rhythmus, Reim abhängig. Die Schwalbe sagt: *ka ęš'l'īek'âu /ka par'l'īek'âu* statt des regelmäßigen mundartlichen: *kā ęšlīek'âu/ka pār'l'īek'âu* 'kai išliekiau, kai parliekiau, als ich fortflug, als ich zurückkam'. Im Lied der Nachtigall wird *s'k'ē'l'e ~ skylė* betont statt des regelmäßigen *s'k'ī'l'īe ~ skylė* 'das Loch'. Außerdem wird im Lied der Nachtigall das Wort *līlė* gebraucht, das sonst in der Mundart nicht da ist. Um das Pferd oder die Kuh anzuhalten, wird eine lautnachahmende Interjektion *t'p'r'u·u·* mit dem labialen *r* gebraucht. Solch ein *r* ist auch in den Interjektionen der Aufforderung *t'p'r'òga, t'p'r'òga; t'p'r'ò t'p'r'ò* oder zum Fortjagen einer Kuh *s't'p'r'òkks'* zu finden. Das labiale *r'* in den oben erwähnten Belegen hängt von dem labialen Konsonanten *p* und den labialen Vokalen *o, u* ab, zwischen ihnen wird das *r* assimiliert.

In den Interjektionen, die zum Rufen, Auffordern, Wegjagen der Tiere oder zum Ausdruck anderer Emotionen dienen, sind die auslautenden Konsonanten palatalisiert, z. B.: *p'ī·l' p'ī·l' p'ī·l'* (es wird die Ente gerufen), *pòl' pòl' pòl* (zum Rufen der Entlein), *pòt' pòt' pòt'* (das Huhn wird gerufen), *š't'ęš'* (das Huhn wird weggescheucht); *kòš' kòš' kòš'* (das Pferd wird gerufen); *bòr' bòr' bòr'* (das Schaf wird gerufen); *š'k'ėd* (das Schaf wird fortgejagt) *žbòr'* (Fortjagen des Schafes), *š'k'ėč* (ebenso); *s't'p'ròk's* (die Kuh wird fortgejagt), *kàc' kàc' kàc'*; *kàt' kàt' kàt'* (die Katze wird gerufen); *škàč', škàč'* (die Katze wird fortgejagt); *òc'* (das Schwein wird weggetrieben), *šk'ėd'* (die Ziege wird fortgetrieben) *òk's'* (der Hund wird fortgejagt). Es gibt auch Ausnahmen. Beim Rufen der Küken wird die Interjektion *c'ī·p c'ī·p c'ī·p* gebraucht, die mit dem harten auslautenden *p* ausgesprochen wird. Manchmal wird aber auch die palatalisierte Variante gebraucht *c'ī·p' c'ī·p' c'ī·p'*. Die Form mit dem palatalisierten *p'* hat eine freundlichere Schattierung als die mit dem harten *p*.

Das Geflügel und die Haustiere können die an sie gerichteten Wörter, besonders lautnachahmende Interjektionen verstehen und

dementsprechend reagieren. Am besten gewöhnen sich an die menschliche Anrede Hunde, Katzen, Pferde, Kühe, Schafe, Hühner, Gänse und anderes Geflügel und Haustiere.

Über die sprachliche Verbindung zwischen den Menschen, Haustieren, Geflügel und anderen Lebewesen am Stoff der litauischen Sprache hat bis jetzt niemand geschrieben.

Gerosios Vilties 8-41,
2015 Vilnius
Lietuva

Vladas Grinaveckis

Ist der Flußname *Arne* (Seeland) alteuropäisch?

Die Arne ist ein jetzt verlandeter kurzer und enger Fluß auf der Insel Walchern (Prov. Seeland, Niederlande). Er erstreckte sich in einer Länge von ca. 8 km von der Stadt Middelburg bis zum Städtchen Arnemuiden, wo er in einen Seearm mündete¹. Sein außergewöhnlich krummer Lauf² beweist, so Polderdijk, daß er nicht gegraben wurde, sondern ein natürliches Gewässer war³.

Der Name des Fließchens ist wahrscheinlich zum ersten Mal von P. L. Tack⁴ in Zusammenhang mit anderen und bekannteren Flußnamen wie *Arno*, *Ahr*, *Aare* usw. gebracht worden. Tack lehnte dennoch eine etymologische Verwandtschaft mit diesen ausländischen Flußnamen ab. In seinen grundlegenden Arbeiten zur alteuropäischen Hydronymie hat H. Krahe diesen etymologischen Zusammenhang dann doch hergestellt, indem er auch den Namen der *Arne* von einer idg. Wurzel **orā* 'fließende Bewegung' ableitete. Dem seeländischen Namen wurde damit ein prähistorisches Alter zugesprochen⁵. Krahes Gedanke wurde später u. a. von M. Schönfeld⁶ übernommen.

Gegen die Annahmen von Krahe und anderen wurden 1965 von

¹ Geschiedkundige Atlas van Nederland (Hrsg. A. A. Beekman), Tl. I, 's-Gravenhage 1921, Karte: Zeeland in 1300.

² M. van Empel – H. Pieters, *Zeeland door de eeuwen heen*, Middelburg [1931–], S. 206 und W. S. Unger, *Middelburg als handelsstad (XIIIe tot XVIe eeuw)*, Archief. Vroegere en latere mededeelingen voornamelijk in betrekking tot Zeeland uitgegeven door het Zeeuws genootschap der wetenschappen (1935), S. 1–117, vor allem S. 12. T. Stol, *De straatnamen van middeleeuws Middelburg*, Archief. Mededeelingen van het koninklijk Zeeuwsch genootschap der wetenschappen (1979), S. 186–[255] hat das ältere Schrifttum kritisch resümiert, hierüber vor allem S. 190.

³ F. P. Polderdijk, *De Arne en het Arnemuidse pad (met eene kaart)*, Archief. Vroegere en latere mededeelingen voornamelijk in betrekking tot Zeeland uitgegeven door het Zeeuws genootschap der wetenschappen (1933), S. 1–46, vor allem S. 2.

⁴ P. L. Tack, *Walchersche Plaatsnamen*, *Nomina Geographica Neerlandica* 9 (1934), S. 63–99.

⁵ H. Krahe, *Alteuropäische Flußnamen (Fortsetzung)*, BNF. 5 (1954), S. 201–220.

⁶ M. Schönfeld, *Nederlandse Waternamen*, Brussel 1955, S. 82–83.

D. P. Blok Bedenken geäußert. In einer längeren Studie unterzog Blok die angeblich alteuropäischen Flußnamen aus den Niederlanden, darunter vor allem die *Arne*, einer Art Realprobe⁷. Aufgrund neuer Erkenntnisse der (damaligen) Archäologie und Pedologie gelangte Blok zu dem Schluß, daß sich bei dem sich ständig verändernden Zustand der Wasserläufe in den alluvialen Niederlanden wohl kaum Flußnamen aus alteuropäischer Zeit hätten erhalten können. Die *Arne* sei allem Anschein nach frühestens im 3. Jahrhundert n. Chr., wahrscheinlicher jedoch erst in der postkarolingischen Transgressionsphase entstanden.

Die archäologischen Erkenntnisse der letzten Jahrzehnte haben dieses von Blok gebotene Bild nicht umgeworfen, dafür doch wesentlich ergänzt. Bodenfunde auf Walchern, und dies gerade in Arnemuiden-Brakenburg, beweisen, daß die Insel schon in der Eisenzeit bewohnt war⁸. Die Bewohnung setzte dann, wahrscheinlich infolge Überschwemmungen, ein bis zwei Jahrhunderte aus, um erst in der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts wieder einen Anfang zu nehmen. Am Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. verwandelte die Dünkirchen-II-Transgression ganz Seeland jahrhundertlang in ein kaum noch bewohnbares Priel- und Grodengebiet⁹. Erst in der postkarolingischen Periode fängt die Blütezeit Middelburgs als Hafenstadt an der *Arne* an¹⁰. Mit der fortschreitenden Verlandung verlagerten sich die Verladetätigkeiten allmählich zur Mündung hin. Die Arnemuidener Reede überflügelte ab dem

⁷ D. P. Blok, Probleme der Flußnamenforschung in den alluvialen Gebieten der Niederlande. Festschrift Bach (Hrsg. R. Schützeichel und M. Zender), Heidelberg 1965, S. 212–227.

⁸ Information über die Eisenzeitfunde in Arnemuiden-Brakenburg in J. van den Berg – W. Hendrikse, *IJzertijdbewoning te Arnemuiden*, Westerheem 27 (1978), S. 127–135, vor allem S. 129 und R. M. van Heeringen, *De bewoning van Zeeland in de IJzertijd*, Archief. Mededelingen van het koninklijk Zeeuws genootschap der wetenschappen 1988), S. 1–45, vor allem S. 6–9.

⁹ G. Steur – I. Ovaa, *De Schelde in midden-Zeeland voor en in de Romeinse tijd. Een poging tot reconstructie*, Zeeuws tijdschrift 12 (1962), S. 130–139, vor allem S. 134–135 und I. Ovaa, *Het landschap van Zeeland in de Romeinse tijd*, Archief. Mededelingen van het koninklijk Zeeuwsch genootschap der wetenschappen (1971), S. 11–21, vor allem S. 20.

¹⁰ J. Huizinga, *Burg en kerspel in Walcheren*, Mededeelingen der koninklijke akademie van wetenschappen, afdeling letterkunde Teil 80, Serie B no. 2 (1935); hier nach: *Verzamelde werken I*, Haarlem, 1948, S. 526–553.

13. Jahrhundert den Middelburger Hafen¹¹. Der Meeresarm aber, an dem sie gelegen war, verlandete einerseits am Ende des 16. Jahrhunderts¹². Die Arne selbst hatte inzwischen ihre verkehrswirtschaftliche Rolle als Wasserstraße schon längst ausgespielt: 1536 wurde der Fluß ein erstes Mal, 1808 endgültig an seiner Mündung abgedämmt¹³.

Das Vorkommen eines alteuropäischen Flußnamens auf der Insel Walchern ist gerade durch den archäologischen Befund eisenzeitlicher Bewohnungsspuren nicht undenkbar. Dennoch halten wir wegen der Bewohnungslücke um die Zeitenwende mit Blok an der Annahme fest, daß der Name *Arne* nicht prähistorisch ist, sondern erst mit der Entstehung und dem Aufstieg von Middelburg als Hafenstadt im Frühmittelalter aufgekommen ist.

Wenn diese zeitliche Einstufung zutrifft, muß man mit Blok daraus schlußfolgern, daß **arne* auf ein noch in altniederländischer Zeit existierendes Wort zurückzuführen sein müßte.

Nun ist ein solches Appellativum, im Zusammenhang mit einem Gewässer, weder im Niederländischen noch in den anderen germanischen Sprachen belegt. An mhd. *arn* ist wegen der Bedeutung ('Adler' oder 'Ernte, Verdienst') wohl nicht zu denken.

Auch aus lautgeschichtlichen Gründen ist es unwahrscheinlich, daß der Fluß in altniederländischer Zeit **Arne* hieß. Im 12. Jahrhundert wurden nämlich Kurzvokale vor [r] + Dentallaut gedehnt. Das Ergebnis dieses Lautwandels ist noch klar festzustellen in der Gegenüberstellung folgender niederländischer Wörter mit ihren kurzgebliebenen deutschen Entsprechungen: *garen/Garn*, *gaarne/gerne*, *koren/Korn*, *hoorn/Horn*, *doorn/Dorn*, *toren/Turm*, *toorn/Zorn*¹⁴. Im Namen *Arne(muiden)* ist die Dehnung aber offen-

¹¹ P. P. Henderikx, Het ontstaan van dorpen in Zeeland tot circa 1300, met name op het oude land van Walcheren, Nehalennia. Bulletin van de werkgroep Historie en archeologie van het koninklijk Zeeuwsch genootschap der wetenschappen en de Zeeuwsche vereniging voor dialectonderzoek 86, themanummer, studiedag 1991: Dorpen in Zeeland (1991), S. 3–14, vor allem S. 13–14 und Unger, a.a.O. (cf. Fußnote 2), S. 15–16.

¹² A. A. Beekman, Geschiedkundige atlas van Nederland, Holland, Zeeland en Westfriesland in 1300. III. Zeeland, 's-Gravenhage 1921, S. 39–40.

¹³ Cf. Stol, a.a.O. (cf. Fußnote 2), van Empel – Pieters, a.a.O. (cf. Fußnote 2) und Polderdijk, a.a.O. (cf. Fußnote 3), vor allem S. 9–11.

¹⁴ J. van Loon, Historische fonologie van het Nederlands, Leuven–Amersfoort 1986,

sichtlich ausgeblieben. Die große Mehrheit der historischen Belege zeigt Formen mit nichtgedehntem Vokal: 1217 *Arnam*, *Erna*, 1247, 1258, 1273, 1288 und passim *Arnemuden*¹⁵. Auch in der heutigen Mundart wird der Name noch mit kurzem anlautendem Vokal gesprochen.

Wie der Name *Arne(muiden)* es selbst nahelegt, hat das Spätmittelniederländische Dehnungsgesetz nicht alle Kurzvokale vor [r] + Dentallaut erfaßt. Die Ausnahmen betreffen namentlich solche Kurzvokale, die infolge eines anderen altniederländischen Lautwandels, nl. der *r*-Metathese, entstanden. Diese Lautumstellung, die um 1100 stattgefunden hat, läßt sich an folgenden niederländisch-deutschen Gegenüberstellungen dokumentieren: *dorsen/dreschen*, *derde/dritte*, *kers/Kresse*, *korst/Kruste*, *vers/frisch*, *borst/Brust* usw.

Falls im Namen *Arne* eine Metathese vorliegt, ergeben sich rein theoretisch als mögliche Urformen *ranne*, *ronne*, *runne*, *renne*, *rinne*. Darunter scheiden *ronne* und *runne* als Möglichkeit schon sofort aus lautlichen Gründen aus, weil die Metathese dann zu einer Form **Orne(muiden)* geführt hätte, die aber nirgends belegt ist.

Unter den verbleibenden Möglichkeiten fällt natürlich sofort das in allen germanischen Sprachen als Gewässername bezeugte Rinne auf.

Der Übergang von *Rinne* zu *Arne* läßt sich nicht mit den normalen Lautentwicklungen des Niederländischen erklären, sondern nur unter Berücksichtigung zweier spezifischer Mundartentwicklungen.

1) Normal und gemeinniederländisch ist, daß bei der Metathesis *Rinne* > *Arne* um 1100 das [i] abgedunkelt wird. Man vergleiche *dritte/derde*, *frisch/vers*. Das Ergebnis dieser Abdunklung variiert im Mittelniederländischen sehr stark, und zwar je nach Mundart. Das Brabantische bevorzugt ⟨e⟩ (*derde*, *versch*), das Westflämische hat daneben ⟨a⟩ (*darde*, *varsch*) und im Holländischen kommt auch ⟨o⟩ vor (*dorde*, *vorsch*)¹⁶. Das graphische Schwanken zwischen ⟨a⟩

S.92–93. Ich beschränke mich auf Beispiele mit Nasal. In den Mundarten geht die Dehnung viel weiter und ist da etwa nicht auf diese Dentalumgebungen beschränkt.

¹⁵ Tack, a.a.O. (cf. Fußnote 4), S.63–65.

¹⁶ B. van den Berg, *Oude tegenstellingen op Nederlands taalgebied. Een dialectgeo-*

und ⟨e⟩ in den mittelalterlichen Belegen von *Arne(muiden)*, *Erne* paßt gut zur geographischen Nähe zum Westflämischen.

2) Der vorgeschlagene Übergang *Rinne* > *Arne* setzt eine Metathese des anlautenden [r] voraus. Auch das ist der lautlichen Entwicklung zur niederländischen Hochsprache fremd. Man vergleiche: *rennen*, *rit* (*Ritt*), *ros* (*Roß*), *rad* (*Rad*), *rust* (*Rast*) usw. Aus dem Mittelniederländischen sind aber vereinzelte Fälle einer Anlautmetathese bekannt: *erste/reste* 'Rast', *ors/ros* 'Roß'. Fixiert hat sich diese Lautumstellung im Namen des unweit von *Arnemuiden* gelegenen Städtchens *Aardenburg* (mit langem [a]!): 1096 *Roddenburg*, 1177 *Erdenburg*¹⁷.

Im Gegensatz zum Namen *Aardenburg* ist die Metathese in den ältesten Namenbelegen von *Arne(muiden)* nicht mehr greifbar. Dies hängt einfach damit zusammen, daß der Name *Arne* erst 1217 zum ersten Mal belegt ist, als die Metathesis schon längst nicht mehr produktiv war.

Auch in seiner normalen Lautform, ohne Metathese, ist *rinne*, *renne*, oder auch (ablautend?) *run*, in der niederländischen Hydronymie nur schwach vertreten. In Westflandern ist *Renne* einige Male als Bezeichnung von Bächen belegt¹⁸, im Südosten der Niederlande ist *Run* der Name für einen Nebenfluß der Dommel¹⁹. Bemerkenswerter ist, daß *Rinne*, trotz seines gemeingermanischen Vorkommens als Appellativum, meistens nur an jüngeren Namen haftet. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist, daß es sich im Gegensatz zu *-beke*, *-bach*, *-mere* als Grundwort nicht in Ortsnamen niedergeschlagen hat. Im seeländischen *Arne* dürfte vielleicht eins der ältesten Beispiele eines *Rinne*-Namens stecken, denn, wenn er durch Metathese aus älterem *Rinne* entstanden ist, muß er schon vor ca. 1100 existiert haben.

Ein letztes Argument, den Namen *Arne* etymologisch als *Rinne* zu deuten, bietet der auf den ersten Blick befremdliche Wortlaut, mit dem einige mittelalterliche Texte die Arne umschreiben: 1217

grafisch onderzoek met zes kaarten [Leiden 1938], S.72–108, Karten Leidse Taal-atlas 49–50; A. Berteloot, Bijdrage tot een klankatlas van het dertiende-eeuwse Middenlands, 2 Bde., Gent 1983, Tl. I, S. 54–55; II Karten 21–22.

¹⁷ Van Loon, a.a.O. (cf. Fußnote 14), S. 135–137.

¹⁸ K. de Flou, Woordenboek der toponymie van Westelijk Vlaanderen, 18 Tl., Gent-Brugge 1914–1938, s. v. Renne.

¹⁹ Schönfeld, a.a.O. (cf. Fußnote 6), S. 65.

*per aggerem et per portum, id est Arnem, 1351 alle dinc die gheskien die Arne op, die Arne uyt, 1456 in de havene geheiten Aren*²⁰. Sogar noch in den Jahren 1792–3 heißt die Arne einige Male *de oude haven of de Arne*²¹. Diese Umschreibungen, in denen die Arne uns vielmehr als Hafen und nicht als Gewässer entgegentritt, lassen sich vollkommen verstehen, wenn man berücksichtigt, daß die Arne die Fahrrinne war, die im Mittelalter die Stadt Middelburg mit einem Meeresarm verband und ihr und dem benachbarten Arnemuiden als Hafenrinne diente.

Ufsia (Universität Antwerpen),
Prinsstraat 13,
B-2000 Antwerpen

Jozef van Loon –
Annelies Wouters

²⁰ W.S.Unger, *Bronnen tot de geschiedenis van Middelburg in den landsheerlijken tijd*, Tl. I, 's-Gravenhage 1923, S. 5, 30, 40.

²¹ *Polderdijk*, a.a.O. (cf. Fußnote 3), S. 43–45.

The Place-Name *Owermoigne*, Dorset, England

The name of the parish of Owermoigne (Dorset, SY 768853; PND*o*.I, p.138–9) consists of an Anglo-Norman surname *Moigne* ('monk') attached to an earlier place-name of unascertained origin, locally pronounced [ɔ:r]¹. The spread of spellings cited in PND*o*. throws up several problems, notably the persistent alternation of *Og-* and *Ou-/O-* till the mid fourteenth century, and the persistent quasi-plural final *-s*. Here is the list of spellings collected by David Mills and published in PND*o*.:

Ogre 1086 DB, 1244 *Ass*, 1267 Pat, *Oghre* 1244 *Ass*
Ogres 1210–2 RBE, 1244 *Ass*, Fees, 1268 *Ass*, 1269 Ch *et freq*
to 1348 Pat, *Gres*, *Ogris* 1275 RH, *Ogeres* 1288 *Ass*
Oweres 1212 Fees, *Oares* 1285 FA, 1314 Hutch³ (– *Moigne*)
Hore 1212 Fees, *Ore* 1288 *Ass* (p), 1320 FF, 1327 *SR*, 1332
Cl, 1394 Pat, 1408 ib, 1430 ib (– *Moyne*, *Ogres* or *Owre*
Moygne), 1453 *Weld*¹
Our(e) 1219 Fees, 1313 Pat, 1314 Ipm (– *Moyngne*), FF (–
Moigne) *et freq* to 1459 *Weld*¹, *Overe* 1350 Ipm, *Ovre Moigne*
1375 IpmR, *Owre* 1431 FA, 1460 *Weld*¹, 1486 Ipm (–
Moygne), 1575 Saxton, 1811 OS (– *Moyne*), *Liberty of Ower*
Moigne 1664 HTax
Egres 1291 Tax, 1428 FA
Ocrise 1389 Pat

It is possible to make some sense of these by starting with a con-

¹ Place-names are map-located using the grid reference system of the Ordnance Survey. The letters (e.g. SY) denote 100,000 metre squares, and references accurate to 100 metres are given by numerical coordinates, the first three (e.g. 768) representing metres eastwards from the point of origin of the lettered square, and the second three (e.g. 853) representing metres northwards from the same point. Owermoigne may be found on sheet 194 of the Ordnance Survey Landranger series of 1:50,000 maps. No etymology for the name is provided by Fägerssten (1933), and Mills in PND*o*. (I: 138–9) says "at present no satisfactory explanation can be offered". The abbreviations used for the sources from which the spellings in the table below are drawn are those used in PND*o*.

sideration of the Welsh topographical term *oerddrws* 'wind-gap', literally 'cold-door'. This form derives from a British antecedent **ogrodrust-*, the initial consonant of the second member of the compound, the ancestor of Welsh *drws*, being regularly lenited to *-dd-* ([d]) after the composition-vowel *-o-*. British **ogrodrust-* would have yielded in the Primitive Welsh (Pr. W.) of the sixth century sg. **[oirδrus]*, pl. **[oirδrösou]*. This latter, inflected, form may well lie behind the *Ower-* of the name in question. I shall now seek to explain how such a drastic perversion could have come about.

The plural suffix [-ou] may simply be discounted. There are no convincing cases of the survival of a Pr. W. suffixal inflection in an English name. But the effect of its bearing stress in Pr. W. is important. The pretonic stem-vowel [u] is reduced to the mid-central vowel [ö] in the late sixth century (Jackson 1953: §200–5, esp. §204 (B)), and this vowel is rendered in Old English documents by a wide range of letters including the *e* which is almost universal in the ME. spellings of the name under discussion. If the etymon had been the singular [oirδrus], then the [u] in the final syllable would have yielded OE. *u* (Jackson 1953: §5 (3)). The stress in OE. fell on the first syllable. Accordingly, our name could be from this singular form if and only if OE. *countertonic* [u] can be rendered orthographically as *e* or reduced phonologically to [e,ə], rendered as *e*².

The loss of a Pr. W. [d] medially is unthinkable without invoking some special reason. One would expect OE. *d* for this in an early borrowing, or indeed at any time during the Old English period, for OE. had no preconsonantal syllable-initial [d]. On the other hand, the cluster [rδr] is likely to have proved difficult, and therefore to have been a prime candidate for reduction. Ekwall (1928: 132), cited with apparent approval by Jackson (1953: §74 (1)), draws attention to the case of another Dorset name, *Divelish* (i.e. *Dewlish* and *Devil's Brook*, PNDor.I, p.303, from **duboglassjo-* 'dark-stream'), where a Pr. W. three-term cluster ([βyl]) has been reduced by the loss of the middle term, resulting in the unusually early dis-

² Perhaps not too much weight should be placed upon the point of what the grammatical number of the original name-form was, since the first record of *Owermoigne* is in Domesday Book, by which time it is certainly possible that unstressed [u] could have become [ə], spelt *e*. But we shall see that there really is reason to entertain the view that the original name was plural in form.

appearance of element-initial Pr.W. fricative [ɣ]. Our name, with the three-term cluster [rðr], the middle one of which is a fricative, provides an almost exact parallel.

The Pr.W. diphthong [oi] (from Brit. *-og- before *r*) would have been a problem for speakers of OE., who had no native [oi] except in grammatically precisely definable circumstances (cf. Diensberg 1984; 1985: §§0.1–0.2; Dietz 1981). It is not fully clear when the relevant vocalization of Brit. *-g- took place in Dorset and the south-west in general, nor is it firmly established, for lack of evidence, that the sequence *-ogr- behaved like *-ogl- and *-ogn-, but it is reasonable to assume that the vocalization of the *-g- in each of these three environments proceeded in parallel (Jackson 1953: §86), and that this was thus a change of the late sixth century. Accordingly, OE. speakers reaching and settling Dorset, probably in the seventh century, would have had to confront the problem of rendering [oir] into a form compatible with the phonotactics of their own language. Two strategies are thinkable: (1) the continued use of the alien diphthong, renderable orthographically in OE. as *og*³ and validated by its use in other grammatical contexts; or (2) the replacement of the [i] by a semivowel agreeing in backness with the previous vowel, yielding [ou], and thus, since OE. had no *short* [ou] diphthong, by a consonant having similar tonality, viz. [ɣ], also rendered in OE. in low tonality (back vowel) environments, by the letter *g*. (The close relation between *w*, representing the glide element of a diphthong, and *g* can be seen in the substitution of *w* for *yogh* in back environments found in MSS. as early as the eleventh century (Sievers and Brunner 1951: 193); and cf. Jordan 1974: §186.) Either of these solutions to the knotty problem would have given rise to an orthographic tradition of initial *og-* in this name; I consider the latter strategy, the anglicization strategy, to be the more likely of the two.

I suggest, then, that the alien sequence *[oir(ð)r-] was rendered as *[oyr-]. Since neither [oyr] nor [oy] occurred as a syllable-rhyme

³ There are clear cases of the continuation in name-forms of sound-sequences or individual sounds which are not found in the ordinary vocabulary of the relevant language, e.g. the consonant cluster in the now-English name *Nythvrane* (Cornwall), or the pronunciation of [x] by non-Scots speakers in Scottish place-names like *Auchterarder*, *Gairloch*.

in OE., this sequence would have been open to resyllabification as *[o.yr-]. Ekwall (1960: *s. n.*, echoed by PNDo. I, p. 74), explains the unusual and otherwise inexplicable stop pronunciation of the *g* in another Dorset village-name, *Worgret*, about eight miles from Owermoigne. This name is taken to be from OE. *wearg-rōd* 'gallows', developing in an exactly analogous way: through early resyllabification as **wear.grōd*. More generally, stops could occur in initial position in secondarily-stressed syllables in south-western dialects (cf. Jordan 1974: §186).

We now have an explanation for the sequence of ME. forms spelt *Ogres*, where *g* is taken to represent [g] as in *Worgret*. The counter-tradition, for which the spellings *Our(e)*, *Overe*, *Owre* may serve as representatives, depends on the persistence of the syllabically unaccommodated diphthong rendered above as *og*, giving ME. *ow*. In other words, *Ogres* is from *[o.gres], itself from *[o.yres]; *Oure* (etc.) is from *[oy.re(s)]. The spellings of the type *Oure* and the alternative *Ore* strongly suggest that the latter, as a phonologically peculiar and isolated form inherited from Pr. W. *via* OE., was taken from time to time as representing the English topographic words **ofer* 'flat-topped ridge' or *ōra* '(foot of a) steep slope' (Gelling 1984: *s. vv.*). The latter is exceptionally appropriate for the site of the present village of Owermoigne, situated at the foot of the Chalk hills. Mills (1991, *s. n.*) has come to believe that the name probably derives from **ofer*, but this view does not do justice to the range of spellings he collected in PNDo.

All this rather tricky phonology is vindicated by the fact that the *s* appears to associate strongly with forms in *g*, and that forms showing no *g* tend strongly to lack *s*. Since the forms without *g* are those which, on my account above, have been strongly affected by analogy with other words during the ME. period, it is no surprise to discover that the *s* has been affected by morphological analogy in the same forms, as a plural marker⁴, and has since been removed in the majority of instances. Only three spellings have an *s* but no *g*. Only four spellings with the *g* lack the *s*, including that in Domesday Book (and one of those, that of 1244 with *gh*, could be placed with the *g*-less tradition in view of the close relation between

⁴ Inappropriate in the case of the weak masculine noun *ōra*, but in order for the strong masculine *ofer*.

ME. *gh*- spellings and later [w]-diphthongs). In effect, in ME., the place had two names: the inherited *Ogres* with its resyllabified *g*, and the analogically reformed *Ore/Oure*, with or without *-s*, of which the latter eventually triumphed in its guise without *-s*. If the orthographic *g* in the former tradition after all represents [y]⁵, it would ultimately also have become [w], reinforcing the alternative tradition; but the *s* of the older tradition has not prevailed.

So much for the philology; I suggest that the modern *Ower*- descends, much attenuated, from Pr. W. *[oirðrus], *[oirðrösou].

If we now look for wind-gaps in Owermoigne parish, we find just south of the present village nucleus a small but true wind-gap in the chalk ridge, at SY 771840, which is traversed by the road from Owermoigne to Holworth. It is described, using this term, by Arkell (1953: 321). Moreover, the parish extends beyond the chalk scarp to the sea-cliffs (or rather it did until it perished in the local government reorganization of 1974). If my speculation that the Pr. W. name of the place was plural is correct, we might note the further small feature where two tracks cross on the east side of Moigns Down [*sic*!] (SY 758837), and the one east of Burning Cliff above the east side of Ringstead Bay (SY 765820). Additionally, if we follow the local road south to Holworth (SY 767834), we find ourselves in a col between the heads of two valleys: that rising from Osmington Mills (SY 735818) to the south-west of Owermoigne, open to the prevailing wind, and that rising from West Chaldon (SY 778828), to the south-east. The declivity in which modern Holworth stands, on the road following the line of the col, is not spectacular, but it is real enough⁶. None of these features is as evident as the Poxwell gap (cf. *Pokeswelle(s)yate* (PND*o*.I, p.145)), just to the west, in the next parish (SY 742841), which carries the present main road (A353). Nor are they as evident as most of the features which bear names deriving from OE. *wind-geat* (e.g. *Wingate Hill* (Tadcaster, YWR (SE 474410), (PNYWR.IV, p.76), above the valley of Cock Beck) and *Winnats Pass* (a steep, narrow valley near Castleton, Db (SK 136826), below Windy Knowl (PND*b*.I, p.57))⁷. But the first and

⁵ In itself unlikely, since only one spelling in *-gh-* is recorded.

⁶ This last feature may, however, not be relevant, because Holworth was reckoned to Milton Abbas parish, not Owermoigne, until local government changes in 1880.

⁷ There is, however, a *Wingate Copse* in Calbourne (Wt; SZ 435904), which alludes

third of these gaps south in the chalk hills would certainly be able to funnel a fresh southwesterly or southerly off the English Channel.

A weaker claim than the present one might be that the British plural name **Ogrodrustowes* was an area-name of wider application than at present, including an allusion to the Poxwell gap. Such a claim has some plausibility, since the English name *Poxwell* is clearly an intrusion into an older toponymic landscape; but it seems to be an unnecessary one in view of the smaller features actually in Owermoigne parish.

As has previously been noted (Jackson 1953: 227, following Ekwall and Zachrisson), the typical surviving British village-name is properly the name of some topographical feature rather than a habitative name; and the fact that the etymology for *Owermoigne* offered here is suitable for the description of the terrain of the entire parish (and perhaps beyond), rather than of the site of the present village, is entirely in character with what has been observed elsewhere. In a more general way, the present solution is supported by the high incidence of Celtic major place-names in Dorset (e.g. *Tarrant*, *Iwerne*, *Crichel*, *Lytchett*, *Frome*, *Fontmell*, *Chideock*, *Lyme*, *Dewlish*, *Pentridge*, *Wynford*, *Toller* and, adjacent to Owermoigne, (*Broad*)*mayne* and *Winfrith*).

A final piece of circumstantial evidence for the possibility that the name originally once denoted a larger area than the modern parish is the fact that Owermoigne was once a very large estate of great tenurial importance. It was a liberty in early medieval times (VCH.II: 229; but see PNDo.I: 139 on the question of the date of this status), and was the largest manorial estate by far in *Celberge* hundred according to the Geld Rolls in the *Exon. Domesday*, consisting of 9 hides of the 49 hides 3 virgates which were geldable in 1086 (VCH.III: 143–4). In such cases it is by no means unusual to find that adjacent parishes originated as detachments from the major centre.

We can, then, endorse the probability of a complex response to a difficult point of early Welsh pronunciation in terms entirely consistent with known facts of Welsh and English phonology as ex-

to no readily recognizable feature despite being a clear *wind-geat* name (Kökeritz 1940: 92). A similar point has been made in relation to other such names (cf. EPNE. s. n. *windgeat*).

pressed in well-understood place-names of the relevant area, with the general toponymic landscape of the county of Dorset, and with the topography of the site of the parish in question. *Ower(moigne)* is from Pr. W. [oirðrus], [oirðrösou] ‘wind-gap(s)’⁸.

References

- Arkell, W.J., 1953, *Geology of the country around Weymouth, Swanage, Corfe and Lulworth* [second edition], London, HMSO. (Memoirs of the Geological Society of Great Britain 341-3).
- Campbell, A., 1959, *Old English grammar*, Oxford (Clarendon).
- Dienberg, B., 1984, Historical phonology and markedness, *Studia Anglica Posnaniensia* 17, pp.39-50.
- , 1985, Untersuchungen zur phonologischen Rezeption romanischen Lehnguts im Mittel- und Frühneuenglischen. Tübingen, Narr (Tübinger Beiträge zur Linguistik 268).
- Dietz, K., 1981, Mittelenglisch *oi* in heimischen Ortsnamen und Personennamen, I & II. BNF. NF.16, pp.269-340 & 361-405.
- Ekwall, E., 1928, *English river-names*, Oxford (Clarendon).
- , 1960, *Dictionary of English place-names* [fourth edition], Oxford (Clarendon).
- EPNE. = Smith, A. H., 1956, *English place-name elements*, vol. II, Cambridge (Cambridge University Press) (English Place-Name Society vol.26).
- Fägersten, A., 1933, *The place-names of Dorset*, Uppsala (Appelbergs Boktryckeriaktiebolag).
- Gelling, M., 1984, *Place-names in the landscape*, London (Dent).
- Jackson, K. H., 1953, *Language and history in early Britain*, Edinburgh (Edinburgh University Press).
- Jordan, R., 1974, *Handbook of Middle English grammar*, vol. I: Phonology, rev. and trl. by E.J. Crook, The Hague: Mouton.
- Kökeritz, H., 1940, *The place-names of the Isle of Wight*, Uppsala (Appelberg, *Nomina Germanica* 6).
- Mills, A. D., 1991, *A dictionary of English place-names*, Oxford (Clarendon).
- PNDb. = Cameron, K., 1959, *The place-names of Derbyshire*, vol. I, Cambridge (Cambridge University Press) (English Place-Name Society vol.27).
- PNDc. = Mills, A. D., 1977 for 1974/5, *The place-names of Dorset*, vol. I, Cambridge (Cambridge University Press) (English Place-Name Society vol.52).
- PNYWR. = Smith, A. H., 1961 for 1955/6, *The place-names of the West Riding of Yorkshire*, vol. IV, Cambridge (Cambridge University Press) (English Place-Name Society vol.33).

⁸ It was amusing to discover, quite by chance, after writing the first draft of this piece, that Owermoigne features in one of Thomas Hardy's *Wessex tales* as *Nether-Moynton*. Great emphasis is laid in the story on how windy the downland is hereabouts. Which does not, of course, prove the existence of wind-gaps.

Sievers, E. and K. Brunner, 1951, Altenglische Grammatik [second edition], Halle an der Saale (Niemeyer).

VCH. = Page, W. (ed.), 1908, Victoria history of the counties of England: Dorset, vol. II, London: Doubleday. Pugh, R. B. (ed.), 1968, Victoria history of the counties of England: Dorset, vol. III, London: Institute of Historical Research.

University of Sussex,
School of Cognitive and Computing Sciences,
Falmer,
Brighton BN1 9QH
– England –

Richard Coates

II. BESPRECHUNGSAUFSATZ

The Recent Development of Nostratism

It may be useful to discuss some (of the many) weak points of Nostratism. Some time ago I enjoyed dealing with this pseudolinguistic method (1973a). In the meantime Nostratism has developed, but not improved. This is what I wish to show, with reference to two works by Helimsky (one of the most outstanding representatives of Nostratism) as a point of departure (1986, 1992).

1. In Illič-Svityč's original conception (1971) "Nostratic" comprised six language families: Indo-European (IE.), Semitic, Kartvelian, Uralic, Dravida, and Altaic. In the meantime, the number of its alleged members has soared to infinite heights. From the outset, Nostratism had a surfeit of deficiencies. One of them is the lack of nuclear basic words (NBW.) in Nostratic and particularly in "Altaic", which comprised four language families (Tk. = Turkic, Mo. = Mongolian, Tg. = Tungus, Korean), whose relationship is still disputed. In the following explanations I will leave aside Korean, since so many adherents of the "Altaic" relationship do not acknowledge this language as belonging to "Altaic" (Cf. Janhunen). In Poppe's index Mongolian words cover 32 columns, Tg. 22, Tk. 21, but Korean has only 2, comprising only 82 words – too limited a material.

According to Helimsky (1932: 326) "it is possible to trace the Proto-Altaic origin of 10 (out of 11) KGW. [= NBW.] in this list" (namely Doerfer 1988). Let us consider this.

1.1. "eye" Alt[aic] **niā* > Mong. *ni-dün* ..., Tung. **niā-sa* ... Turk. *jāš* 'tear'. – The Tungus root must not be **niā(sa)*, but **iā(sa)*. This is confirmed by the forms of Evenki, Solon, Negidal, Arman, Lamut, Oroch, Udehe, Ulcha, Orok, Kur-Urmi (*esal*, *isal*, *isala*), Manchu, and Jurchen (*yaši*). These are twelve of the thirteen Tg. languages. An exception is to be found in Nanai *nasal* (literary language and some dialects). Helimsky (following Starostin) combines **iā(sa)* with Nanai *na(sal)*, thus reconstructing *niā* (= *niā*). This is equivalent to the method of a Romanist who combines Italian *cant-are* 'to sing' [kantare] with French *chant-er* [šäte] > Proto-Roman = Latin **kšant-are*. Nanai has influenced adjacent Kur-Urmi (*nasal*, cf. Doerfer 1984) and Ulcha subdialects (*nasar*). On the other hand, such distant Nanai dialects as Bikin (*isala* ~ *nisala*) and Gorin (*isala*, Grube) ~ *yäsa* (Maak) evidently go back to **iāsa*. Furthermore, the Samar subdialect of Nanai has also *nasar* (cf. also Manegir *nise*). It would, then, also be possible to reconstruct, using Helimsky's method, Altaic **nja-sa*. But when we investigate the problem from the aspect of linguistic geography (a method almost completely neglected by Nostratists) it is not difficult to see a) that the original Tg. form can only be **iā-sa*; b) a disturbance emanated from Central Nanai dialects (not touching other, more preservative ones, spoken at the northern and southern peripheries of Nanai). Furthermore, Central Nanai *nasal* cannot be traced back to **niā*, since, e.g., Tg. **niā* 'to putrify' has become Nanai *na(ī)*-, *nja*-. This is the regular development, namely Tg. **njV*- > Nanai *njV*-. Sound laws are a norm, not a rule; but it is not possible to detect

the norm or deviations from it without the help of solid linguistic geography. (Nostratists terminate their investigations where the problems begin.)

We should also note that some Tg. dialects (beside the norm **jā-sa*) have forms with *-l* (generally a plural suffix), *-li*, *-la*, *-r*. We find *-l* in Solon, Lamut, Kur-Urmi, Ulcha, Orok, Nanai, *-li* in Ulcha, *-la* in Nanai (Gorin, Bikin), Kur-Urmi (Hezhen), Arman, *-r* in Ulcha, Nanai; Jurchen *-i* in *yaši* is another deviating form. This is a plenitude of forms; and it seems meaningful that just such older editors as Grube and Maak present Nanai forms satisfying the norm **jāsa*. The root **jā* has been preserved in Nanai (and in all Tungus dialects) in the word *jarsi-* 'to look' < **iā-ro-si-*.

To conclude, it is evident that Mo. **ni-dün* (or **nidü-n*) cannot be compared with Tg. **jā-sa*.

In other words: in a small territory of Nanai **jāsa* has been transformed, replacing *j-* either by *n-* or *ŋ-*. This is an irregular development, caused, presumably, by taboo (to avoid the similarity to *yāyan* 'shaman's ritual song'?).

We must distinguish between three "realms":

(1) The "first realm" is that of sound laws. They are the norm of the development. All scholars quite naturally try to find clear norms. However, a "norm" is not equivalent to a "rule". The norm of human teeth is 32. The rule (the average, when we count all human teeth and divide their number by the number of the persons themselves) may be 24.3712 ... But the norm is always valid, not depending on its numerical realization. At any rate, exceptions to the norm must be explained. The norm is, say, predictable (that does not mean that this prediction is realized in every single case).

(2) The "second realm" is that of explicable exceptions, e.g., dissimilations (as Latin *arbor* > Spanish *árbol*, Italian *albero*), metatheses, many assimilations, all explicable by allegro speech; sound imitations, synaesthetics, baby words, popular etymology, mixtures of dialects, but also by analogy (e.g., in Tk. of Turkey *oyan-* 'to awake' has become *uyan-*, in analogy to *uyu-* 'to sleep': awakening is the termination of sleeping). The second realm is not predictable, but it is understandable for reasons that later become apparent.

(3) The "third realm" contains, above all, taboo phenomena. Since these are not external, phonetic, but internal, psychic, they are, like psychoanalysis, neither predictable nor understandable. Although very powerful, they can only be ascertained or divined. (Many items in dialect dictionaries belong here.)

This "third realm" has also to be considered – not for its help making sound laws or for finding long range connections, but as a warning for the researcher: that a form may be inexplicable. The normal method of a linguist should be:

- (1) state what is clear,
- (2) investigate that which on thorough examination can be clarified,
- (3) leave aside that which cannot be clarified (as, e.g., the Nanai forms with *n-*, *ŋ-* in the terms for 'eye').

These three rules hold for all scholarly studies. And I believe that the more one concentrates on realms (1) and (2), the third realm becomes smaller. But when one does not distinguish between these three realms, one cannot adequately explain anything, and one arrives at the land of fantasy. The confusion of the three realms is proof of an unsatisfactory linguistic method.

1.2. “‘hand’: Alt. **ḡālā* > Turk. **äl(ig)* ..., Tung. **ḡāla*”. – Illič-Svityč would not yet have dared such a comparison; in his system (1971: 150) **ḡ*- has not been considered. Actually, only a very few, thoroughly doubtful Tk.-Tg. equations exist, with the exclusion of Mo. (for the reason cf. Doerfer 1985: §8.1). In the Tk. word *-ig* may indeed be a suffix (as in *aziḡ* ‘eye tooth’). But comparisons of the type Tk. vocalic Anlaut = Tg. *ḡ*- have not been documented by Helimsky, nor by anybody else. (I suspect that they don’t exist). In comparing Tk. *ä* = Tg. *ā* Helimsky follows Starostin. Illič-Svityč, more cautiously, compares Tk. *ä* = Tg. *ä*, Tk. *ā* = Tg. *ā* (1971: 171). Not so Starostin. For him a) vowel quantity does not matter, b) Tk. *a* may be = Tg. *a* or *ā*, Tk. *ä* may be = Tg. *ä* and *a*, depending on a divined (not documented) Nostratic *vowel of the second syllable. But when we scrutinize the whole of Starostin’s material and assess all the examples he gives in his book, we see that he actually compares Tk. *ä* with numerous Tg. sounds, namely *i*, *ā*, *o*, *i*, *u*, *ü*, *e*, and Tk. *a* is compared with Tg. *a*, *e*; *i/i*, *o*, (*ö*), *u*, *ü/ū*. Here is a complete list, as an abstract of Starostin’s main rules, followed, after a semicolon, by all other comparisons (e.g., on pp. 274–297).

Tk.	Mo.	Tg.
<i>i</i>	<i>i</i> ; <i>a</i> , <i>ü</i> , <i>ö</i> , <i>e</i> , <i>u</i>	<i>i</i> ; <i>e</i> , <i>ō</i> (<i>ū</i>), <i>au</i> , <i>īā</i> , <i>o</i> , <i>ū</i> , <i>a</i>
<i>e</i>	<i>e</i> ; <i>i</i> , <i>ö</i> , <i>ü</i> , <i>a</i>	<i>e</i> ; <i>o</i> , <i>i</i> , <i>ā</i> (<i>īā</i>), <i>u</i>
<i>ā</i>	<i>a</i> , <i>e</i> ; <i>ö</i> , <i>i</i> , <i>ü</i>	<i>ī</i> , <i>ā</i> (<i>īā</i>); <i>o</i> , <i>i</i> , <i>u</i> , <i>ū</i> , <i>e</i>
<i>ū</i>	<i>u</i> , <i>ü</i> ; <i>e</i> , <i>ö</i> , <i>i</i>	<i>u</i> ; <i>e</i> , <i>o</i> , <i>i</i>
<i>ö</i>	<i>o</i> , <i>ö</i>	<i>o</i> ; <i>ī</i> , <i>e</i> , <i>u</i> , <i>ū</i>
<i>ī</i>	<i>i</i> ; <i>ü</i> , <i>u</i> , <i>a</i> , <i>o</i>	<i>i</i> , <i>u</i> (<i>o</i>); <i>īā</i>
<i>u</i>	<i>u</i> , <i>ü</i> , <i>o</i> , <i>abu/au/ayu</i> , <i>i</i> , <i>ö</i> , <i>u</i> , <i>ü</i> ; <i>e</i> , <i>o</i> (<i>ō</i>)	<i>u</i> , <i>ü</i> ; <i>e</i> , <i>o</i> (<i>ō</i>)
<i>o</i>	<i>o</i> , <i>ö</i> ; <i>u</i>	<i>ū</i> (~ <i>ā</i>), <i>ō</i> ; <i>ū</i> , <i>u</i> (<i>ū</i>), <i>i</i> , <i>a</i> , <i>o</i> (<i>ō</i>)
<i>a</i>	<i>a</i> , <i>e</i> ; <i>i</i> , <i>o</i> , <i>ö</i> , <i>u</i>	<i>a</i> , <i>e</i> ; <i>i/y</i> , <i>o</i> (<i>ö</i>), <i>u</i> , <i>ü/ū</i>

This means that almost every vowel may be compared with any other. Starostin’s method (if one may call this a method) is Make a sound law, but don’t abide by it. The same “method” is followed in comparing Mo. with Tk., etc., e.g., Tk. *bar-* ‘to go’ = Mo. *mör* ‘way’ (*a* = *ö*).

This recalls Voltaire’s words “L’étymologie est une science où les voyelles ne font rien et les consonnes fort peu de chose” (etymology is a science in which the vowels don’t matter at all and the consonants are of little account. It is obvious that when the vowels are *de facto* disregarded the number of available comparisons augments enormously. This, however, is no method, but a trick.

Incidentally it is very likely that Tg. **ḡāla* must be explained as **ḡā-la*, with the root **ḡā* and the well-known Tg. suffix of body parts *-la* (cf. 1.1, also 1.6: **hāb-ti-lā*, furthermore Doerfer 1984: 241 **hüi-ktā-lā* ‘tooth’, 244 **bāgdi-lā* ‘leg’, **sapo-la* ‘a kind of hairs’). The root **ḡā* survives also in Tg. **ḡā-dī-/rī-/sī-* ‘to motion to somebody (with one’s hands)’ > ‘to call somebody in’. It is obvious that a comparison with Tk. *äl-(ig)* is hardly possible.

1.3. “‘head’: Alt. **mal’V* > Turk. *baş* (< **bal’(č)*) ...” Helimsky’s only compari-

son is with a Korean word, and this he himself judges to be "somewhat problematic". Furthermore, a sound law Tk. *b-* = Korean *m-* has not yet been proven.

1.4. "'foot': Alt. **pal'kV* > Tung. **palgan*", and also "Alt. **p'agdV* > Tk. *adaq*, Mong. **fadag*, Tung. **pagdi(-kī)*". – Tg. *palgan* normally means, not 'foot', but 'sole (of the foot or of the hand = palm)'; 'foot' is **bāgdi* in Tg. With Tg. *palgan* one may better compare Mo. *halayan* 'sole, palm'. This is no NBW. but a PBW. = peripheral basic word, and PBW.s are easily loaned, as in the English muscle, stomach, palate, also 'palm' itself, all these words going back in the last instance to Latin or Greek. Mo. **fadag* is not provable, since the word is documented only in *recent* texts (where *h-* < **f-* < **p-* has vanished) and is lacking in those dialects which have preserved ancient *h-*. Since the meaning in Mo. is, not 'foot', but 'extremity, estuary, worst' (all of them PBW.s) the thesis that this is a recent loanword must be preferred.

1.5. "'ear': Alt. *k'ūjlu* (~ **k'ūlju*) > Turk. **kul-kak/*kul-gak* ... preserved also in Mong. *gulki* 'earwax'". – The usual Mo. word for 'ear' is *čiqin* < **čiqin* or **tiqin*. Perhaps 'earwax' is the earlier meaning in Tk.: 'earwax' is a PBW. and it is a well-documented fact that PBW.s rather frequently become NBW.s, whereas the development NBW. > PBW. hardly occurs. The original Tk. term for 'ear' may have been **āl'i*, preserved in *āši-d-* 'to hear' (with a well-known suffix). The nuclear terms are different in the three "Altaic" languages: Tk. **āl'i*, Mo. **t/čiqin*, Tg. **siān*; moreover, the roots of these three NBW.s are not to be found in any other of the respective languages, not even in a different meaning. There is a contrast to this in IE.: IE. **ped* 'foot' has been lost in Slavic – as far as the original meaning is concerned – but it still exists in *pod* 'beneath'. But there is no correspondence to, say, Tg. **siān*, either in Tk. or in Mo.)

1.6. "'nose': Alt. **k'/u/aŋa* > Mong. **qaŋ* in **qaŋ-bar* (> *qabar* ~ *qamar* 'nose') ... *qoŋ-sijar* 'muzzle, beak, snout, nose', Tung. **xoŋa* 'the bows', **xoŋa-hta* 'nose'". – The earliest Mo. form is *qabar*. It is not comparable with **hoŋa*, allegedly 'the bows', whose actual meaning is 'spike, extremity, protrusion' (originally of the boat, the horn, the boot, only metaphorically of the face: a PBW.). Mo. *a* (in *qabar*) ought not to be compared with Tg. *o* (in **hoŋa*), to avoid Voltaire's irony. Mo. *qoŋsijar* is a derivation of the root *qoŋ* (Lessing 962–3) 'hollow, hollow sound', it has nothing to do with *qabar*. Furthermore, Mo. *q-*, *k-* cannot be compared with Tg. **h-*. (The original Tg. sound is, not **x-*, but **h-*, cf. the arguments of mine in 1973b. Prof. Ikegami, Sapporo, was so kind as to send me tape recordings of Ulcha; they showed that the actual pronunciation of Ulcha "x-" is unlike Russian, German, Scotch x-, but similar to the rough, heavily aspirated Chinese *h-*. That is to say: this consonant may be due to Chinese influence; we may transcribe it *H-*.) Helimsky's comparison Mo. *q-* = Tg. *h-* is apparently due to two facts: a) Illič-Svityč's wish to find the tripartition *t' : t : d*, *p' : p : b*, *k' : k : g* in all Nostratic languages (1971: 147); b) to Cincius' comparison of some Tg. words with *H-* in Nanai (Tg. **h-*) with Mo. words beginning with *q-/k-*. This attempt has failed. Cincius gives, apart from the special case Mo. *qorin* 'twenty' = Nanai *Horin*, cf. Doerfer 1985: 151–3, only very few (namely 13) comparisons of this type, such as Nanai *Hado* = Mo. *kedū(i)* 'how much' – unacceptable for phonological reasons. The same holds true for Manchu *ūren* 'corpse' = ? Mo. *kegür*; Nanai *kun*, *ukun* 'breast' = ? Mo. *köken*; Lamut *ömge* 'skin' = ? Mo. *köm*, Nanai *uŋe* 'musk-deer' = ? Mo. *küderi*; Nanai *Hoŋia-* 'to lean' = Mo. *qaŋai-*; Nanai *Hesikte* 'squama' = ? Mo. *qair-un*; Nanai *Hai* 'who' = ? Mo. *qamiya* 'where'. These are examples with ?- in Evenki (according to the rule Tg. **h-*

> Nanai *H-*, Evenki *ʔ-*). We find only four examples of this type which show some similarity and which at first sight might be compared: Mo. *qabud-* ‘to swell, to puff’ ~ Nanai *Haolo-* < proto-Tg. **habolu-*; *qali-sun* ‘the outer layer of something’ (e.g., husk, rind, bark) ~ *Halo-hta* ‘flesh side (= innerside) of a fur’ (semantically not so clear); *qoryol* ‘dung of sheep, goats, or camels’ ~ *Hori-hta* ‘dung of rein-deer’; *qusi* ‘cedar’ ~ *Hosa-hta* ‘acorn’ (Evenki *usi-hta* ‘oak’). In contrast to these few and unclear examples we find six sure comparisons Nanai *H-* = Mo. *ʔ-* (cf. Doerfer 1985: 150–4, e.g., Mo. *ebče-gün* ‘sternum’ ~ Nanai *Heuči-le*). But the normal correspondences are: Mo. *q-/k-* ~ Manchu *x-* (older loan) or *k-* (younger loan), Evenki *k-*, Nanai *k-* (e.g., Mo. *qada* ‘rock’ ~ Evenki *kadar*, Manchu *xada*, Nanai *kadar*). There are altogether 41 examples, namely in Doerfer 1985 numbers 7, 8, 46, 100, 108, 118, 119, 128, 135, 152, 177, 178, 199, 223–5, 233, 236, 237, 258, 262, 371, 372, 377, 380, 381, 398, 400, 424, 435, 436, 438, 448, 549, 631, 655, 656, 658, 659, 669, 670). Furthermore, we find Manchu *x-* = Nanai *H-* (21 examples, namely 9, 87, 198, 200, 232, 234, 235, 239–241, 257, 423, 434, 635, 636, 657, 667, 668, 671–3). These 62 clear examples constitute the norm; Mo. *q-* = Nanai *H-* is an unclear random exception. To summarize, a comparison Mo. *q-/k-* ~ Nanai *H-* (Tg. **h-*) cannot be proven, and this is one of the reasons why the whole comparison Mo. *q-/k-* ~ Nanai *H-* (Tg. **h-*), which has also other weaknesses, ought to be cancelled.

1.7. “‘mouth’: Alt. **am/a/* > Mong. *aman*, Tung. **am-ŋa* id., (?) Turk. **am* ‘vulva’” – Helimsky himself admits several weak points of these comparisons. We must consider: Tk. *am* (recte *ām*) goes back to **hām* (so in Khalaj) < **pāma*; in Mo. **haman* ought to correspond, but it is *aman*. It is unclear whether the Proto-Tg. form is **am-ŋa* (< **am-ga*) or **aŋ-ma*. Both *-gA* and *-mA* are well-known Tg. suffixes for body parts (cf. Doerfer 1984): *aŋ-ma*, from a synaesthetic root **aŋ* ‘hole, opening’ is likelier than **am-ŋa*. On the whole, the comparison *ama(n)* ~ *aŋ(ma)* ~ *pāma* is weak, it is apparently due to an “elementary relationship”.

1.8. “‘heart’: Alt. **miānV-m* > Tung. **miāwan* ~ *niāman*”. – Tg. is compared only with Korean, the correct Tg. form ought to be **mĭāban*; “~ *niāman*” is superfluous, since *niyaman* (Manchu) follows a well-known sound law **mĭā- > nĭā*, also found in Manchu *niyakûra-* ‘to kneel’ = Nanai *mixorān-*, Jurchen *mĭakuru-*, cf. Benzing (40). Helimsky’s other comparison leads to Mo. **dirük-kän* or **jĭrük-gän* ~ Tk. **dür-äk* or **jür-äk*. These forms are similar, but the comparison is not obligatory.

1.9. “‘hair’ I: Alt. **k’iIV* ~ Turk. *qıl* ‘hair’, Tung. **xiñna* (> /misprint, he means < /**xil-ŋa*)”. – Tk. *qıl* cannot be compared with Tg. **xiñŋa*, because Tk. *q-* ≠ Tg. **h-*, cf. 1.6. Furthermore, the Tg. forms (CSS.I.317: Evenki *inŋakta*, Nanai *siyalta*, etc.) evidently go back to **hĭn-ga-hta* or **hĭn-ga-hta*. There is not the slightest proof of an original *-l-*, comparable to Tk. *qıl*, but Helimsky reconstructs a Tg. form with **-l-* (although contrary to all Tg. examples) in order that it be comparable with Tk. *qıl*. This is a method quite typical of Nostratism. It resembles “socialist realism”: what matters is not how things are, but how they ought to be.

“‘hair’ II: Alt. **p’ünV* > Mong. *-fūsün* (> [recte: <] *p’ün-sün*)”. – This comparison is not so obviously false as 1.9.I, but the Tg. form is to be found only in Manchu, where it is *fuñexe*, Jurchen *funirxei*. This form might go back to a root Tg. **pōñä*, as well, but is then incomparable with the Mo. word – which, in its turn, may also go back to a root **pü*. Another solution is offered by Poppe 1960: 70: that the Manchu word is connected with Mo. *hüne-gen* ‘fox’, and that the original meaning of the

Manchu word is 'fox fur'. The whole comparison is thus unclear, but Poppe's proposal seems to be the most readily acceptable for an "Altaist".

1.10. "tongue": Alt. *k'äliä* > Mong. *kele(n)* ... Tung. *xil-ŋü* ...". – Tg. word consists of three sounds, none of which is comparable to the three sounds of Mo. As to Mo. *k-* Tg. **h-* cf. 1.6; Mo. *-e-* is not comparable to Tg. *-i-* (cf. the quotation of Voltaire in 1.2); und the Tg. forms evidently go back to **hin-gü* or **hiñ-gü* (cf. Cincius I.316–7). The few Tg. forms with *-l-*, in some Evenki dialects, Kur-Urmi, Manchu, and Jurchen are influenced by *ile-* 'to lick', just as Latin *lingua* (Engl. *tongue*, etc.) has become *lingua* under the influence of *lingere* 'to lick', cf. Pokorny I.223. This is a case of analogy, the "second empire". In this respect Miller 40 is right in criticizing Benzing's reconstruction **xilŋü* and reconstructing in our word 1.9 **xin-ga-hta*. It is always worthwhile to consider parallels in other language families, which arose from the same conditions, the same life of languages. Nostratists do not compare languages, but accidental similarities.

To summarize: Helimsky's opinion (p.328) that "the majority of the above-cited etymologies fit the highest standards of comparative linguistics" cannot be confirmed. Most of the ten examples contradict sound laws and/or are refutable for other reasons. Only 1.5, 1.7, 1.8, 1.9 show some vague traces or hints of plausibility (plausibility is not a priori equivalent to correct), and 1.10 looks fairly sure, but may be synaesthetic, just as Swahili *kelele*, IE. **kel-* 'chatter', etc. An ideal and fully convincing result would have been that in the ten numbers quoted above Tk. would be comparable in most cases to Mo. and Tg. (maximum: 30 plausible comparisons). Let us compare the situation in the ten above-cited comparisons with that of *actually* genetically related languages:

	Dubious	"Altaic" Plausible
'eye'	–	–
'hand'	–	–
'head'	–	–
'foot'	–	–
'ear'	Tk.-Mo.	–
'nose'	–	–
'mouth'	Mo.-Tg.	–
'heart'	Tk.-Mo.	–
'hair'	Mo.-Tg.	–
'tongue'	–	Tk.-Mo.

Let us give one point to "dubious" and two points to "plausible" (or "correct"). This would mean 6 points (of 60 possible ones) = 10% for "Altaic". Cf. Doerfer 1988: 268–281. For Semitic one may find 60 points = 100%, for Karthvelian 44 = 73.3%, Dravidian 46 = 76.7%, Uralic 48 = 80%, IE. 49 = 81.7%, Bantu 30 = 50%, Austronesian 39 = 65%. This enormous difference constitutes a "qualitative jump" and is not explicable by "time depth". Furthermore: In "Altaic" the "*general equations*" (= identities of all compared members) are lacking (in contrast to, e. g., IE.). It would be

fair enough to weight these much higher, say 10 points (and also to weight "plausible" higher: not 2, but 5 points). In this case, "Altaic" would get 9 points out of 500 = 1.8%, Bantu (to quote the lowest scoring of the items given above, and a group of languages not sufficiently investigated before the 19th century) 225 = 45%, i.e., 25 times as much as "Altaic".

2. According to Illič-Svityč 1971 (pp.147, 68-9) the following sound correspondences may be established:

Nostr.	Sem.	Kartv.	IE.	Ur.	Drav.	Alt.	Tk.	Mo.	Tg.
<i>p'</i>	<i>p</i>	<i>p, p.</i>	<i>p</i>	<i>p</i>	<i>p</i>	<i>p'</i>	<i>h > O</i>	<i>f > ... O</i>	<i>p</i>
<i>p-</i>	<i>p</i>	<i>p ~ b</i>	<i>p ~ b</i>	<i>p</i>	<i>p(v)</i>	<i>p</i>	<i>p > b</i>	<i>f- > ... O</i>	<i>p</i>
<i>b-</i>	<i>b</i>	<i>b</i>	<i>bh</i>	<i>p</i>	<i>p</i>	<i>b</i>	<i>b</i>	<i>b</i>	<i>b</i>
<i>t'</i>	<i>t' ~ t</i>	<i>t'</i>	<i>t</i>	<i>t</i>	<i>t</i>	<i>t'</i>	<i>t'</i>	<i>t</i>	<i>t</i>
<i>t-</i>	<i>t</i>	<i>t</i>	<i>d</i>	<i>t</i>	<i>t</i>	<i>t</i>	<i>t</i>	<i>d</i>	<i>d</i>
<i>d-</i>	<i>d</i>	<i>d</i>	<i>dh</i>	<i>t</i>	<i>t</i>	<i>d</i>	<i>y</i>	<i>d</i>	<i>d</i>
<i>k-</i>	<i>q ~ k</i>	<i>k</i>	<i>k̂, k, k^u</i>	<i>k</i>	<i>k</i>	<i>k'</i>	<i>k'</i>	<i>k'</i>	<i>x</i>
<i>k-</i>	<i>k</i>	<i>k</i>	<i>ĝ, g, g^u</i>	<i>k</i>	<i>k</i>	<i>k</i>	<i>k</i>	<i>k</i>	<i>k</i>
<i>g-</i>	<i>g</i>	<i>g</i>	<i>gh, gh, g^uh</i>	<i>k</i>	<i>k</i>	<i>g</i>	<i>k'</i>	<i>g</i>	<i>g</i>

We may state two facts:

(1) Korean has not been represented, although it is mentioned as "Altaic" (pp. 67-72);

(2) this scheme is arranged according to Illič-Svityč's general rule: the consonants of Nostratic are the same as those of Kartvelian (and the vowels are the same as those of Uralic); since Kartvelian has an opposition of three members respectively (e.g. *t*, *t*, *d*) Nostratic had to show the same structure.

For the correspondences of Nostratic **p-* (non-spirantic voiceless labial stop) in "Altaic", Illič-Svityč gives only 4 examples, 3 of which are clearly onomatopoeic (Tk. *pū-* 'to breathe', *pus* 'steam', *piš-* 'to cook'), whereas Tk. *pēliŋ-* 'to be afraid' cannot well be compared with Tg. **pāl-*, since the Tg. root is actually (onomatopoeic) **pā-* (-*l-* is an inchoative suffix). This is to say that the correct scheme (describing sound correspondences of loanwords) should in my opinion be:

Tk.	Mo.	Tg. (Nanai)
* <i>p-</i> > <i>O</i>	* <i>p-</i> > <i>O</i>	<i>p-</i>
<i>b-</i>	<i>b-</i>	<i>b-</i>

Here, the Nostratic scheme of three items of opposition fails (cf. Doerfer 1973: 81).

What about the dentals and gutturals? According to Illič-Svityč 1963, 1964b the opposition **t'* : **t-* : **d-* is secured by modern Tk. dialects: Oghuz and Tuvian, namely Altaic **t'* has become *t-*, **t-* has become *d-* or *d-* ~ *t-*, and **d-* has become *y-*, cf. our pattern given above. For the other Nostratists cf. Helimsky 1986b,

Starostin 1991: 6–10. Objections have already been raised by Doerfer 1973a: 80 and Ščerbak 1984. Generally speaking, Ščerbak's objection that the Nostratists did not actually consider the Tk. dialects, which indeed show many variants such as *t-* ~ *d-*, *k-* ~ *g-* is correct. We may add: loanwords clearly prove that Oghuz *d-*, *g-* are of recent origin, e. g., Persian-Arabic *kāfir* 'incredul' > *kâfir* (high level loanword) ~ *gâvur* (loanword with the popular development *k-* > *g-*) or Greek *Kallioupolis* > Tk. *Gelibolu* (a peninsula conquered by the Ottoman Turks in 1357) or Greek *kopri* 'dung' > *gübre*, *timoni* 'rudder' > *dümen*, etc. (On the other hand, the later Slavic loanwords have preserved *t-*, *k-*). In Ottoman Tk. *t-*, *k-* > *d-*, *g-* is a development of the 14/15th centuries, whereas *t-*, *k-* > *d-*, *g-* in Tuvian is still more recent, it started in the 19th century, cf. Doerfer 1994. For the Nostratists these modernisms are very ancient developments, still earlier than the oldest "Altaic" documents. This is an anachronism of about 2000 years, just so as if one would confound Pope John Paul II with John the Baptist.

More interesting is Illič-Svityč's article 1964a, which Collinder has called a "decisive breakthrough in IE.-Uralic-Altaic comparison". In this work Illič-Svityč tried to show that (A) IE. *K^he* (*K* = *k*, *g*, *gh*) corresponds to Uralic/Altaic *Ku/o/ü/ö* (i. e., *K* + labial vowels), (B) IE. *KE* = Uralic/Altaic *Ka*, (C) IE. *K'e* = Uralic/Altaic *Kä/e/i/ï*. This would indeed have been an important result. However, a scrutiny shows that Illič-Svityč's thesis is not tenable. Since I am an "Altaist", I will only check the "Altaic" examples.

Ilič-Svityč gives for IE. *K^he* = Uralic/Altaic *K* + labial vowel 10 examples, 7 of which are only IE. Uralic. There remain 3 (only 3!) IE.-"Altaic" examples. The first of them is IE. *k^hel-* 'to turn' = "Altaic" **kol-* 'to turn', namely Mo. *qol-gida-* 'to turn, not to sit quietly', Tk. *koş-* 'to run'. Comment: the Mo. form has to be read *qolki-da-*. It is a derivation of the adjective *qolki* 'loose, not tight'; there is not the slightest proof that the root *qolki* (which fully corresponds to the usual structure of Mo. words) must be divided to *qol-ki*; furthermore, the meanings 'to turn' and 'loose' are not automatically comparable. Of course, everything *can* be compared with anything, i. e. as being semantically linked. As students we had a game in which one of us uttered two words with very different meanings, e. g., "wall" and "girl". The other had to "prove" that these terms were equivalents, responding "that's the same". "Why?" – "when a bomb arrives the wall falls down, and when a male sex bomb arrives the girl falls down". Now, such surprising semantic developments *do* occur; but for proving the genetic relationship of languages one has, first of all, to find *secure*, incontestable equations; only they can constitute a "decisive breakthrough". Furthermore, the original meaning of Tk. *qoš-* is 'to unite, to add', so this comparison is extremely dubious. The correct formula is: IE. *k^hel-* 'to turn' ≠ Mo. *qolki* 'loose' and ≠ Tk. *qoš-* 'to unite'; Tg.: no phonologically comparable word.

IE. *k^her-* 'to make, to shape' is compared with Tk. *qur-* 'to put sth. in working order' (namely: to string a bow, to erect a building, to establish a society, etc.). These meanings are rather vague, accommodating almost any notion. This comparison is not sure (this can only be said about terms of languages whose relationship has been proven), but it is plausible. The formula is: IE. *k^her-* = ? Tk. *qur-*; Mo., Tg. no comparable word.

IE. *pek^h-* 'to cook' is compared with Tg. (Nanai) *päku* 'hot' and Mo. *he'üsiye-*, allegedly 'to suffer from heat'. **päkö* is a well-known Tg. word (Evenki *haku*). Mo. *he'üsiye-*, however, does not belong here, not so much because of its actual meaning

being 'not able to endure the climate', but for reasons of sound law: Mo. *-ʼ* < *-g-* ≠ Tg. *-k-*. And the original IE. meaning seems to be 'to ripen (in various ways)'. Therefore the formula is: IE. *pekʷ-* 'to ripen' = ? Tg. *pākō* 'hot', ≠ Mo. *heʼüsiye-*, for Tk. no comparable word. Thus we find this situation:

	plausible	dubious
Tk.	1	–
Mo.	–	–
Tg.	–	1
Tk./Mo.	–	–
Mo./Tg.	–	–
Tk./Tg.	–	–
Tk./Mo./Tg.	–	–
	1	1

This is a rather poor result. We may, furthermore make a verification: Do we find examples with IE. *Kʷe-*, where "Altaic" has other vowels, not labial ones? We find, e.g., IE. *gʷeid-* 'to overcome' = Tk. *qiy-*, *qid-* 'to destroy', Mo. *kidu-*; IE. *gʷer-* 'mountain' = Tk. *qir* 'an isolated mountain or range of mountains', Mo. *kira* 'ridge of mountain'; IE. *gh̥wen-* 'to sound' = Mo. *ginggina-*, *gingsi-* id.; IE. *kʷei* 'who?' = Tk. *kām/kim*, Mo. *ken* id.; IE. *gʷhen-* 'light, shining' = Tg. *gīāban* (Evenki *gēvan*); IE. *gʷher-* 'hot, warm' = Tk. *qiz-* 'to be red hot'; etc. In other words, there is no unequivocal correspondence to be found for IE. **Kʷe-* = "Altaic" (whatever that may be) *k-*, *g-* + a labial vowel. The procedure so usual for Nostratists is evident here: they omit everything not suitable to their hypothesis. This means: a complete and thorough scrutiny shows that their thesis does not hold water.

Illič-Svityč's examples for IE. **Kʷ* (or *k̑*) "Altaic" *k-*, *g-* + *ā/i* also show many faults, e.g. IE. *k̑es-* 'to cut' = "Altaic" *käs-*, where, according to Illič-Svityč 1971 No.196 Nostratic *käčä-* 'to cut' = Karthvelian *kac-*, Uralic *käč-*, Tk. *käč-* ought to correspond (cf. op.cit. 148) – but the Nostratists seldom care for their own sound laws. (By the way, it seems clear that *käs-*, *käč-*, etc. is a synaesthetic without any relevance in the context of genetic relationship.) We may also cancel IE. *kes-* 'to comb' = "Altaic" (*recte*: Tk.) *qaši-* (Tk. *-š-* < *-lʷ-*). The following items in Illič-Svityč's list have no correspondence in "Altaic". B 1/11/12/15, C 5/6/9; and these examples are at least dubious: B 3 (Tk./Mo. *qirayu* is a derivation of *qir* 'grey'), 4 (IE. *kʷer-* 'to bind' is hardly comparable with Mo. *kere-* 'to fight'), etc., so also B 6/8/10/13. Only B 5/7/9/14 are plausible, but all of them may be synaesthetics. As to C we find this situation: Only C 2/4 are plausible, C 1 is false, C 3/7/8/10 are dubious. In some cases false meanings are given, in C 7, e.g., the author compares IE. **gʷal-* 'bald' with "Altaic" *kal*, allegedly 'bald', but the actual meaning of Tk. *qašqa* (*recte* *qašya*) is '(animal) with a white head and darker body; with a white blaze on the forehead'. Let us give a full list of Illič-Svityč's comparisons. (Also in B and C counter-proofs are readily found, e.g., IE. *ger-* 'to gather' ~ Tg. *gārān* 'much' instead of **garan*, and Tg. *gārān* ought to be IE. **gé-*, etc.) But here is the list (pl. = plausible, du. = dubious):

The Recent Development of Nostratism

261

	A. pl.	IE. <i>Kʷ</i> - du.	B. pl.	IE. <i>K'</i> - du.	C. pl.	IE. <i>Ke</i> - du.	Total pl.	du.
Tk.	1	–	–	1	1	1	2	2
Mo.	–	–	1	1	–	–	1	1
Tg.	–	1	–	–	–	1	–	2
Tk./Mo.	–	–	3	2	1	2	4	5
Mo./Tg.	–	–	–	2	–	–	–	2
Tk./Tg.	–	–	–	1	–	–	–	1
Tk./Mo./Tg.	–	–	–	–	–	1	–	1
	1	1	4	7	2	5	7	14

This is to say: of Illič-Svityč's $10 + 15 + 10 = 35$ examples only 5 show some plausibility (which does not mean that they are correct). Or in other words, Illič-Svityč's article 1964a obviously cannot be called a "decisive breakthrough". It merely proved that the author (in contrast to Starostin later) saw the gaps and weaknesses of his hypothesis, but nothing else.

3. By employing so lax a method one would be able to prove anything and everything (which means nothing). Give me two languages, and I'll prove that they are genetically related; they may also be spoken on galaxies X and Y. There is no difficulty in proving that, e.g., Malayan is "Altaic", cf. Mal. *abang* 'elder brother, elder sister' = Tk. *apa*; *angan* 'thought' = *aŋ*; *abai* 'unimportant' = *ap* ... *ap* 'neither ... nor'; *ajer* 'water' = *ayran* 'butter milk'; *alah* 'lost' = *al-* 'to take away'; *alangan* 'sand bank' = *alaŋ* 'level open ground', etc. (ad infinitum). (These comparisons are even better than those of the Nostratists.)

Illič-Svityč has indeed surmounted the level of the first half of the 19th century (when, e.g., Xylander compared Manchu with Greek, relying on mere similarities of words; but similarity proves nothing). He has understood that sound laws are necessary. What he has *not* understood is that *sound laws are a necessary, but not a sufficient condition* for proving the genetic relationship of languages. In 1944 I showed that Nostratism does not satisfy six conditions which are indispensable for an exact proof of relationship: it (1) neither gives a complete system of sound correspondences, nor (2) coherent semantic categories, nor (3) a coherent and sufficient investigation of linguistic geography, nor (4) investigations of the history of the languages compared, nor (5) sufficient word structure investigations, nor (6) comparisons free of the teleological method: words are not compared *because* they are comparable, but "reconstructions" are made in such way that what is actually not comparable may appear comparable.

I am positive that this article will not at once stop Nostratism, since the long-established facts it contains have not yet hindered Nostratists from putting their thesis forward; while the importance of the new facts presented will not be perceived because they contradict Nostratic one-way thinking: Nostratism contents itself with some loosely verified examples of the vocabulary and sound laws – which, however, are not observed too stringently.

That becomes clear when one reads, e.g., Helimsky 1986, with a "refutation" of my ideas, particularly on pp.248–253 and 328. His article is rich in misunderstandings and/or odd imputations. Here is an example:

Helimsky asserts: Doerfer shows that the Junggrammatiker (of whom he is a convinced fan and whose opinions, methods and view-points he has never overcome) have not occupied themselves with more distant genetic relationships, linking the IE. languages known to them with other language groups. Following this consequence, Doerfer would have to forbid the investigation of the Anatolian and Tokharian languages, because they were not known to the Junggrammatiker. My answer: I have never asserted any such absurdity. It is clear that when the Junggrammatiker came to know these languages they would surely have integrated them into the circle of IE. languages and investigated them. Of course I do not forbid the investigation of languages hitherto unknown; on the contrary, it is a grand task to deal with them, and I myself have done that in respect to the Tk. language Khalaj. But this investigation must *follow a rigid scientific method*, and that is what is lacking in Nostratism. Not to know a language (group) and therefore not to be occupied with it, on the one hand, and to know several language groups, but *prudently* not linking them together into a supergroup, on the other hand – these are two different situations. What a hotch-potch!

Another objection of Helimsky is: Doerfer sets the conditions of IE. as an ideal to be followed by all long range comparisons which claim to prove genetic relationship. But his claims are so rigid that they are also not fulfilled by IE. And nevertheless these languages are genetically related. Thus it is admissible for the Nostratic languages, as well. The differences between IE. and Nostratic are only quantitative, not qualitative, because of the changed character of the material to be compared and *time depth*. That, for instance, many comparisons of Illič-Svityč do not follow strict sound laws does not matter, since the same holds true for IE. (Meillet: chaque mot a son histoire). Furthermore (1992, 328): when, e.g., Helimsky's Altaic comparisons quoted above combine very dissimilar words, "this is exactly what must be expected". In other words, since also IE. studies do not always present sure comparisons (uncontestedly!), Nostratism is entitled to be satisfied with unsure comparisons in general and no matter how great their percentage of the material is. And since time depth is still deeper than for IE., the lack of sureness may be still greater. "Time depth" is a plaster on all linguistic wounds. Does that need a refutation?

Before going on to answer Helimsky's objections in a more detailed way, I may say that his utterances are rich in misunderstandings. I do not want to imply that these are intentional, they may be due to his scant knowledge of German. Here are some examples, cf. Helimsky 1986:

(1) Helimsky misunderstood the word "Zirkelschluß" (vicious circle). When, e.g., "nine" is in Slavic, not **nevět'*, but *devet'*, this is no vicious circle, but an analogy to *deset'* '10' (realm 2). Such things occur often, just in IE. numerals, and I would never deny the connections of the IE. numerals (or accept the loosest connections only out of prejudice). The IE. system, *as a whole*, is too sure. But that is just what is lacking in Nostratic.

(2) Helimsky misunderstands the idea of sound law. I never asserted that all words have to follow sound laws and *only* sound laws. Cf. my above-quoted explanation of the "three realms". Nostratism offers too many arbitrary explanations, apart from being too lax in sound laws.

(3) "Tote Periode" (dead period) means: a period before the first documentation

of a language (family). (The Baltic group, e.g., is not documented before 15th century.) But, generally speaking, the dead periods for a comparison of Semitic (in the narrower sense) and IE. are not so unfavourable, since both families are documented many centuries before Jesus Christ. Nevertheless the comparability of these families is regarded as extremely weak, doubtful and at any rate much smaller than, for instance, that of the Bantu languages, documented in modern times and with a long dead period. On the other hand, if the Nostratic languages were actually related, their common origin ought to be infinitely more remote than those of Bantu and IE. But this should cause caution.

(4) According to Helimsky Khalaj *h-* is secondary. Cf. my refutation of this outdated idea in 1981, 102–3 etc. and 1985, 148–150, 153–4, and 1993.

To Helimsky 1992:

(5) I think that Poppe's sound laws are a good basis for an "Altaic" comparison. (Ramstedt has in some cases been overcome by Poppe.) But I do not accept *all* sound laws of Poppe. For instance, no such sound law as Mo. *m-* = Tk. *b-* exists. Here we must affirm a gap – one of the many gaps of "Altaic" (which still augment in Nostratic).

(6) Tk. *yudruq* 'fist' = Mo. *nudurya* = Manchu *nujan* is one of the many examples given by me in 1985, to prove (pp. 226–231, 287, 1.2–1.5) that when we find comparable words in Tk., Mo., and Tg., the Tg. words always follow Mo. patterns, both in semantic and phonological respects, and this again proves that Tk. and Tg. had no direct contact. Helimsky disregards my explanation on p. 328 (perhaps it is too abstract for him).

(7) The last passages of Helimsky 1992: 328 run as follows: "The more remote a genetic relationship of languages is, the more difficult is the establishing and the investigation of it and the less consensus can be expected to be found among the scholars". As Doerfer states (p. 267), "als 'verwandt' bezeichne ich alle Sprachen, die durchgehend von allen (oder fast allen) Spezialisten als verwandt bezeichnet worden sind". This is a very democratic procedure for finding out whether the languages are related. But in science, as probably also elsewhere, even the most exact and democratic counting of votes cannot make up for the prejudices of the voters.

I am not sure whether Helimsky intentionally falsified my ideas or has not understood my explanations in 1988, 267–283. It may be that they were also too abstract for him, because Nostratists normally are satisfied with finding comparable words and affixes, leaving apart theoretical reflections and a good deal of scholarly scepticism. My train of thought was:

a) The question is: are the "Altaic" languages related? To answer this question we must *define* what the term "genetically related" means. Otherwise all languages of the world might be called "genetically related", provided they have one single word in common.

b) We now investigate a series of languages whose relationship has been generally acknowledged. What are the special features which have produced the idea of their relationship? We find that their subgroups (in IE., e.g., Greek, Germanic, Slavic, etc.) have NBW.s in common, as we have seen above. This belongs to the structure typical of "genetically related languages".

c) We should then establish: Do the "Altaic" languages show the same structure?

They do not. (As we have seen above.) Thus we cannot call them “genetically related” – otherwise this word would lose all meaning and significance. And the subterfuge “the Altaic languages are related, but in a more distant way, with a much smaller amount of quantity and quality” falls away. To quote Austerlitz (cf. Doerfer 1981: 40): “To be sure, we can say that ‘we believe that X and Y were once related and that the indices which would normally be adduced to support such an originally systematic genetic relationship have disappeared in the course of time and have left only vague traces’. This statement of course disqualifies itself.”

4. Indeed, the difference between the situation in truly related language families and Nostratic is not only quantitative, it is *qualitative*. There is a “qualitative jump” which does not allow the Nostratic language families to be called “genetically related”. Science is not the study of things which *exist* but of those which can be *proven to exist*. And it is clear: the further we go back the greater the chance is that words vanish (are replaced, e.g., by taboo words) or change their meaning and/or shape so enormously in the different languages that their former connection is no longer provable. Time depth is like fog. One may drive at 150 mph with visibility of 100 yards; but when the fog thickens, so that one may see not further than 10 yards, no sensible person will drive at 150 mph (or the next stopping place will be a ditch). Nostratists are like car drivers going at 150 mph in a fog with visibility of 10 yards. In other words: the reliability of linguistic comparisons tends, with increasing time depth, towards zero. One may seem to preserve comparability by some artificial measures, namely: (1) by comparing *many* language families (law of probability: when we also range Palaeoasiatic languages, Japanese, Bantu, Austronesian, Eskimo as “Nostratic” the probability of finding comparable roots would be the greater), (2) by laxity of method (Starostin, e.g., compares p. 151 Tk. **kān* and Tg. **xuŋi-ka* ‘blood’: the incomparability of -*ā*- and -*u*, of -*n* and -*ŋ*-, the “suffix” (?) -*ī*- in Tg. are not explained (and Tk. *k*- = Tg. **x*-, recte **h*- is not proven, as we have seen above). Furthermore the “Altaic” reconstruction **k’uāŋV*, by combining *ā* + *u* > **uā* is odd (just as Latin **kšantare*, cf. 1.1. (3) Gaps in sound correspondences or semantic series (such as numerals, NBS.s) are neglected. (4) Arbitrary, teleological assumptions are made (above all, by Starostin), e.g., in the comparison of Tk. *tütün* ‘smoke’ = Mo. *utayan* < “Altaic” **t’ut’V*- (with *u* = *ü* and an alleged dissimilative dropping of **t’*-): baby words are dealt with on the same level as normal words (e.g., Starostin’s list of general Altaic etymologies, numbers *aka* ‘elder brother’, 429 *äk’ä* ‘elder sister’), etc.

Characteristic is the small amount of “agglomerations” in Nostratism, i.e., cases where a common term is found in all six “Nostratic” groups. To give an example: when we compare (cf. Doerfer 1973 a: 93–108) the roots beginning with **bh*- in IE., taking – in parallelism to the six Nostratic groups – six IE. groups (Indo-Iranian, Greek, Latin, Germanic, Baltic, Slavic) on the one hand with Nostratic words beginning with **b*-, on the other hand, we obtain the following percentages:

This means that there is a “qualitative jump” between IE. and “Altaic”. So small an amount of agglomerations is a proof not for, but against Nostratic relationship. It is just the result “to be expected” when we compare unrelated languages, whose (more or less plausible) parallels are only due to the laws of probability, “elementary relationship” and similar things and when we overmore employ a lax method.

I have also made a “test of sureness/plausibility”, comparing the IE. examples

	IE. *bh-	Nostratic *b-
In 6 groups	32.1	–
5	17.9	–
4	21.4	21
3	15.5	29
2	13.1	50

with *bh- = with the Nostratic words with *b-. It would take too much space to discuss all examples relevant to this topic. I only wish to say that I distinguished six cases: sure (for IE.) or plausible (for Nostratic), likely – almost plausible, possible – less plausible, hardly possible – hardly plausible, rather unlikely – containing almost no plausibility, false – false. For IE. the first two categories contained 65% (the last three 28%), for Nostratic I found a relation of 6:72%. This means a “qualitative jump”: the abyss between circumspection and fancy or linguistics and paralinguistics. (The figures result from Illič-Svityč – Starostin would give much worse results.)

I am afraid the assertion that “time depth” has to be considered for Nostratic simply means: Everything which a) seems somewhat similar or comparable and simultaneously b) does not satisfy the normal conditions of linguistic comparison is called “Nostratic”, or more briefly: comparisons which do not work, are Nostratic.

An example for this statement is offered by Bomhard, who reconstructs p.68–9 Nostratic *t[^h]i/*t[^h]e ‘you’ [= thou], comparing Mo. *ti > čī with Tk. sen, thus t- = s-, although according to his own sound laws on pp.70–1, “Altaic” t ≠ s; here not even a single sound of the Mo. and Tk. pronouns does correspond from the viewpoint of Altaic sound laws. (By the way, coincidences in the pronouns – which are usually not normal words, but originate from exclamations – do not prove genetic relationship: they belong to the category of “elementary relationship”. The statement “related languages have pronouns in common” is undeniably correct – but it is not reversible.)

5. The development of diachronic linguistics is, in a way, regrettable. It may be established that

a) Up to the eighteenth century comparisons were made on the basis of similarity alone. A typical example is Xylander. This state of affairs justified Voltaire’s irony.

b) Enormous progress was made by the Junggrammatiker, who introduced rigid claims for proving the validity of comparisons and erected the ideal norm of sound laws.

c) In the following period many methodological refinements were made; the rôle of analogy, taboo, etc. was clearly defined and, first of all, linguistic geography and dialect studies were created as a second means of investigating languages and describing their connections. A certain culminating point is attained in IE. studies (Pokorny, Boisacq, Vasmer, Hofmann, Mayrhofer, Buck, etc.). This pattern b) + c) was also followed in such linguistic groups as Uralic, Austronesian, and others.

d) The human spirit always tends to go further, to leave ancient areas behind, to seek new fields. (Therefore, Illič-Svityč’s activity was understandable.) But progress in scholarship can work only when complemented by a sensible scepticism.

It is possible that after the end of Nostratism one may find that this phenomenon

had its merits: it has collected ample material which may illustrate the major rôle of synaesthetics (including baby words) and of long range itinerant words which have migrated through the world just as, e.g., Greek *nomos* 'law' > ... Manchu *nomun*. This holds, above all, for Illič-Svityč, whose system still maintained remarkable remnants of sound common sense.

e) Departing from Illič-Svityč's semirational thesis two ways were open: the rational way, namely to investigate what was sure in all these comparisons, no matter whether proving genetic relationship or old loaning connections (this would presumably have meant cancelling about 90% or more of Illič-Svityč's examples) – or the irrational way, namely to produce new possibilities of comparing anything and everything, without any sufficient proof of reliability. This was the way Starostin has gone, returning to a pre-Junggrammatiker status.

For the time being, the relation of Nostratism to serious linguistics is the same as that of astrology to astronomy.

References

- Benzing, Johannes, 1955, *Die tungusischen Sprachen*, Wiesbaden (Steiner Verlag).
Bomhard, Allan R, 1992, The Nostratic Macrofamily, *Word* 43, p.61–83.
Buck, Carl Darling, 1949, *A dictionary of selected synonyms in the principal Indo-European languages*, Chicago (The University Chicago Press).
Cincius, Vera Ivanovna, 1975, 1977, *Sravnitel'nyj slovar' tunguso-man'čžurskich jazykov* (2 vols), Leningrad (Izdatel'stvo "Nauka").
Doerfer, Gerhard, 1963–75, *Türkische und mongolische Elemente im Neupersischen* (4 vols.), Wiesbaden (Steiner Verlag).
–, 1973 a, *Lautgesetz und Zufall*. Innsbruck (Institut für vergleichende Sprachwissenschaft).
–, 1973 b, *Das Kur-Urmiische und seine Verwandten*, *Zentralasiatische Studien* 7, p.579–590.
–, 1981, Conditions for proving the genetic relationship of languages, *The Bulletin of the International Institute for Linguistic (Japan) Sciences* (Kyoto) 2: 4, p.38–58.
–, 1981/82, "Materialien zu türk. *h-*." *UAJb.*, N. F. 1, p.93–141, 2, p.138–168.
–, 1984, *Die Körperteilbezeichnungen des Kili*, *NyK.*, p.238–246.
–, 1985, *Mongolo-Tungusica*, Wiesbaden (Otto Harrassowitz).
–, 1988, *Grundwort und Sprachmischung*, Stuttgart (Steiner).
–, 1993, "Chaladschica extragottingensia." *CAJ* 37, p.33–81.
–, 1994, "Nostratismus: Illič-Svityč und die Folgen". *UAJb. N. F.* forthcoming, presumably 1994.
Helimskij (Helimsky), E. A., 1986 a, *Trudy V. M. Illič-Svityča i razvitie nostratičeskich issledovanij za rubežom* (Ed. A. S. Myl'nikov), *Zarubežnaja istoriografija slavjanovedenija i balkanistiki*, p.229–282 (Moskva).
–, 1986 b, *Rešenie dilemmy prattjurskoj rekonstrukcii i nostratika*, *Voprosy jazykoznanija* 1986, 5, p.67–78.
–, 1992, (review) Gerhard Doerfer: *Grundwort und Sprachmischung*, *Word* 43, 2, p.322–330.

- Illič-Svityč, Vladimir M., 1963, Altajskie dental'nye t, δ, *Voprosy jazykoznanija* 1963, 6, p. 37–56.
- , 1964a, Genezis indoevropskich rjadov guttural'nych v svete dannych vnešnego sravnenija, *Problemy sravitel'noj grammatiki indoevropskich jazykov*, Moskva, p. 22–26.
- , 1964b, “Altajskie guttural'nye *k', *k, *g”, *Étimologija* 1964, p. 338–343.
- , 1971 (–1984), *Opyt sravnenija nostratičeskich jazykov*, Moskva (Izdatel'stvo “Nauka”).
- Janhunen, Juha, 1992, Das Japanische in vergleichender Sicht. *JSFOu.* 84, p. 145–161.
- Miller, Roy Andrew, 1987, Proto-Altaic *x-, *CAJ.* 31, p. 19–63.
- Pokorny, Julius, 1959, 1969, *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch*, Bern und München (Francke Verlag).
- Poppe, Nicholas, 1960, *Vergleichende Grammatik der altaischen Sprachen*, Wiesbaden (Otto Harrassowitz).
- Ščerbak, Aleksandr Mihajlovič, 1984, O nostratičeskich issledovanijach s pozicii tjurkskogo. *Voprosy Jazykoznanja* 1984, 6, p. 30–42.
- Starostin, Sergej Anatol'evič, 1991, *Altajskaja problema i proischoždenie japonskogo jazyka*, Moskva.
- Xylander, Ritter von, 1837, *Das Sprachengeschlecht der Titanen*, Frankfurt am Main (Johann David Sauerländer).

Ludwig-Beck-Straße 13,
D-37075 Göttingen

Gerhard Doerfer